

Durchlauchtigster Fürst/
Gnädigster Herr!

Nacim Ghanbari
Patronage
und deutsche
Literatur im
18. Jahrhundert

S Nachdem Ew. Fürstl. Durchl.
durch den Herrn Grafen von
N. mir die gnädigste Erlaubniß gege-
ben,
D 2

Nacim Ghanbari
Patronage und deutsche Literatur im 18. Jahrhundert

Nacim Ghanbari

Patronage
und deutsche Literatur
im 18. Jahrhundert



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Einleitung	7
I Patronage: Dimensionen eines Begriffs	23
1 Patronage als Alltagsphänomen	24
2 »Günstling« als Fremdzuschreibung	27
3 Über das Nehmen im Umgang mit Menschen	32
4 Über das Geben im Umgang mit Menschen	35
5 Geschenke und Gabentausch	37
6 Patronage und Gender	40
7 Patronage als Arbeit	44
8 Am Nullpunkt	47
II Erste Briefe	57
1 Goethe an Ysenburg von Buri	61
2 Anwerbungs- und Insinuationsschreiben in Briefstellern ...	64
3 Eine fragile Textform	69
4 Vor und zurück	73
5 Kontraste	80
6 Klientin werden	85
III <i>Leben der Frau Karschin</i>	93
IV Praxeologie literarischer Öffentlichkeiten	135
1 Praxeologie	136
2 <i>Strukturwandel der Öffentlichkeit</i> aus praxeologischer Sicht	140
3 Sozialgeschichte gelehrter Praktiken. In der Bibliothek: <i>Anton Reiser</i>	147
4 Zueignen und Subskribieren	160
5 Verbessern und Kritiküben	174
6 Schluss	187
V Parasiten	191
1 Parasiten bei Plautus	192
2 Übersetzungen des <i>parasitus</i> im 16. und 17. Jahrhundert ...	201
3 Parasiten bei Lenz	204
4 Plautus überschreiben: Lenz, <i>Die Türkensclavin</i>	213

VI Fan Fiction	219
1 Ein Produkt der Alternativkultur: <i>Spockanalia</i> (1967)	220
2 Das künstlerische Selbstverständnis schreibender Fans	225
3 Lenz als Leser – Lenz als Kritiker	230
4 Werther werden (I): Lenz an Goethe	237
5 Werther werden (II): Lenz gegen Goethe	247
6 Ende einer literarischen Praxis	257
Literaturverzeichnis	273
1 Siglen	273
2 Quellen	273
3 Forschungsliteratur	283
Dank	309
Register	
1 Sachregister	311
2 Personenregister	320

Einleitung

Patronage ist in unserer Gegenwart eine verfestete Beziehung, die jedoch im 18. Jahrhundert individuelle Lebensläufe und das literarische Leben wesentlich und ganz offen mitbestimmte. Während in der Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften der Begriff der »eigenen Leistung« ohne Mitwirkung und Zuspruch Dritter – seien es vermögende Eltern oder Freunde, Verwandte und Bekannte – einen zentralen Stellenwert besitzt, sind im 18. Jahrhundert zahlreiche Bezeichnungen für Personen bekannt, die eine im Alltag fest verankerte, institutionalisierte Position der Fürsprache einnehmen: Patron und Patronin, Gönner und Gönnerin sowie Wohltäter und Wohltäterin sind anerkannte soziale Rollen.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht besonders interessant ist die Schriftintensität von Beziehungen zwischen Patron (Patronin) und Klient (Klientin):¹ Die Gattung des »Briefstellers« sowie Briefe selbst zeugen von einer Welt stetiger Schriftzirkulation, die Verhältnisse der Patronage aufbaut und aufrechterhält. Briefe und Briefreflexionen sind das Fundament der vorliegenden Arbeit. Wie ein roter Faden zieht sich der Brief durch das ganze Buch: Im Kapitel *Erste Briefe* wird anhand einer Auswahl von Briefen Friedrich Gottlieb Klopstocks, Anna Louisa Karschs und Johann Wolfgang Goethes gezeigt, wie diese in ihrem jeweils ersten Schreiben an einen möglichen Gönner eine öffentliche Persona entwerfen. Alle drei sind mit den formalen Vorgaben eines sogenannten Anwerbungs- und Insinuationsschreibens vertraut und nutzen den Brief für einen spielerischen, ironischen Umgang mit dem rhetorischen Regelwerk und dem sozialen Ritual der Patronage. Die

1 Die Klammern um Patronin, Klientin etc. tragen dem Umstand Rechnung, dass die literarische Kultur des 18. Jahrhunderts auf signifikante Weise gegendert ist. Autorschaft, Gelehrsamkeit und Kenntnisse zur Förderung literarischer Begabung werden im 18. Jahrhundert mit Männlichkeit und ständischen Privilegien von »Mannspersonen« assoziiert. Gleichwohl ist die im vorliegenden Buch analysierte Kultur durchlässig für einzelne Schriftstellerinnen und Dichterinnen. Patronage wiederum gehorcht einer eigenen Geschlechterordnung (siehe Kapitel I, Abschnitt 6 dieser Arbeit). – Im Folgenden wird immer dann die weibliche und männliche Form verwendet, wenn damit dem Stand der sozialhistorischen Forschung nicht widersprochen wird. Zur besseren Lesbarkeit wird zusätzlich und alternierend das generische Maskulinum und Femininum verwendet.

ersten Briefe sind nicht notwendigerweise Bittschreiben und lassen sich vielmehr als soziopoetische Selbstporträts der Autorin und Autoren *en miniature* dechiffrieren.

I

Ein früher praxeologischer Zugang zum Brief – d.h. eine theoretische Perspektive, die sich der genauen Kenntnis der konkreten Praktiken des Briefschreibens und des Sammelns von Briefen verdankt – findet sich in der autorphilologischen Forschung. Dies mag zunächst insofern überraschen, als Methodeninnovation mit literaturwissenschaftlichen Zugängen assoziiert wird, die text- und nicht autorzentriert argumentieren.² Und doch sind es editorische Herausforderungen angesichts der Komplexität von Korrespondenzen, die wichtige weiterführende Fragen generieren. In der Editions-geschichte der Werke Goethes beispielsweise wird anhand der Frage, wie mit den zahlreichen Briefen *an* Goethe umzugehen sei, das Prinzip der Dialogizität des Briefes zur Disposition gestellt.³ Die Rekonstruktion von Goethes Briefregistratur zeigt, dass sich Goethe um eine möglichst lückenlose, chronologisch geordnete Aufbewahrung aller Briefe bemühte. Es scheint, als habe ihn die Vorstellung geleitet, dass sich in der chronologisch geordneten Sammlung ein erfülltes Leben materialisiert. Aus der Vielzahl der Briefe entkoppelte er jene Friedrich Schillers und Carl Friedrich Zelters, um daraus eigene Sammlungen zu erstellen. Die systematische Ordnung der Briefe nach Korrespondenzpartnern und die Trennung der »wicht-

2 Der analytische Gegensatz »Text – Autor« ist in der Literaturwissenschaft in der Dichotomie »Kulturwissenschaft/en – Philologie« institutionalisiert. Vgl. hierzu Nacim Ghanbari: Philologie: Untote der Literaturwissenschaft, in: DVjs 89/4 (2015) [Sonderheft: Zur Lage der Literaturwissenschaft. Aktuelle Bestandsaufnahmen und Perspektiven], S. 662–665.

3 Vgl. Karl-Heinz Hahn: Einleitung, in: Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform, Bd. 1: 1764–1795. Hg. von K.-H.H., Weimar 1980, S. 9–32, insb. S. 16–19. Neben der Ordnungsstruktur der Briefregistratur Goethes sind wiederum Sammlungspraktiken denkbar, die sich am Gegenüber orientieren. Diese hat u.a. Gleim kultiviert. Vgl. Ute Pott: Johann Wilhelm Ludwig Gleims Archiv der Freundschaft, in: Klaus Manger u. Ute Pott (Hg.): Rituale der Freundschaft, Heidelberg 2006, S. 233–245.

tigeren von den unwichtigeren Briefen und Briefschreibern« erfolgte durch Friedrich von Müller, der als Vormundschaftsverwalter der Goethe'schen Familie die ursprünglichen »Registraturbeziehungen« auflöste.⁴ Erst durch diese nachträgliche Ordnung gewinnen die Dialogpartnerinnen und -partner und damit eine primär am Dialogischen orientierte Idee vom Brief an struktureller Bedeutung.

Der Konstruktionscharakter des Dialogischen offenbart sich im Zusammenhang mit den Fragen, wie Briefwechsel ediert werden sollten und unter welchen kommunikativen Bedingungen sich überhaupt sinnvollerweise von wechselseitiger Bezugnahme sprechen lässt. In einer kritischen Besprechung der Frankfurter Lessing-Ausgabe, die Briefe von und an Lessing, ineinander verflochten, chronologisch ordnet, führt Norbert Oellers das Beispiel eines Briefes von Lessing an Eva König an, die wiederum am selben Tag – 26. Oktober 1771 – einen Brief an Lessing schreibt, ohne dessen Brief schon empfangen zu haben: »Die Briefe stehen natürlich in der Ausgabe hintereinander, doch bezieht sich der eine nicht auf den anderen. Als Teile eines Dialogs wirken sie sonderbar, wenn nicht das Dazugehörende an verschiedenen Stellen zusammengesucht wird.«⁵

Der Dialog als theoretischer Bezugsrahmen verfehlt schließlich die Polyphonie der epistolaren Kultur des 18. Jahrhunderts: Der Schreiballtag besteht in der Regel aus einer Vielzahl geschriebener und empfangener Briefe,⁶ die miteinander vernetzt sind. Das editorische Bemühen um *Briefnetzwerke* in der neueren Forschung wird daher der kommunikativen Praxis im 18. Jahrhundert eher gerecht.⁷ Es schließt damit an die

4 Vgl. Sabine Schäfer: Zur Erschließung der Registratur der bei Goethe eingegangenen Briefe, in: Karl-Heinz Hahn (Hg.): Im Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte, Weimar 1991, S. 85–107, hier S. 86.

5 Norbert Oellers: Wie sollten Briefwechsel ediert werden?, in: Lothar Bluhm u. Andreas Meier (Hg.): Der Brief in Klassik und Romantik. Aktuelle Probleme der Briefedition, Würzburg 1993, S. 1–12, hier S. 9.

6 »Das Ineinander der Briefe, die ein Autor geschrieben und die er empfangen hat, ist oft ein Durcheinander. Versuche, den Leser etwas in die Rolle des Dichters zu versetzen, indem die Abfassung und der Empfang von Briefen das chronologische Prinzip bestimmten, können aus verschiedenen Gründen nicht erfolgreich sein.« Ebd.

7 Zu dieser Diskussion vgl. Erdmut Jost u. Daniel Fulda (Hg.): Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung, Halle 2012, sowie Martin Stuber, Stefan

frühen Netzwerkausgaben *Freundschaftliche Briefe*⁸ und Wilhelm Körtes Sammlungen aus dem Briefarchiv Johann Wilhelm Ludwig Gleims an.⁹ In beiden Ausgaben ist die Darstellung der Vielstimmigkeit Programm.

Die Abkehr vom Dialogizitätsparadigma ist für die Untersuchung von Patronage grundlegend. Die Lektüre von ersten Briefen zeigt, dass diese sich durch eine besondere Form der Selbstbezüglichkeit auszeichnen. Da die Asymmetrie zwischen Patron (Patronin) und Klient (Klientin) den egalitär gedachten Dialog nicht vorsieht, sind erste Briefe nicht unbedingt auf eine mögliche Antwort hin geschrieben. Sie sind strukturell offener. Da sie oft mit Blick auf einen erweiterten Adressatenkreis und Publizierbarkeit geschrieben werden,¹⁰ lassen sie sich als öffentliche Medien beschreiben.

Die vorliegende Arbeit denkt soziale Beziehungen von ihrer medialen und textbezogenen Seite her. Das bedeutet, dass neben der sozialen Konvention, die für die Initiation einer Patron-Klient-Beziehung einen durchdachten ersten Brief erfordert, eine weitere Seite sichtbar wird: Erste Briefe stellen Asymmetrie her bzw. stellen soziale Symmetrie zur

Hächler u. Luc Lienhard (Hg.): Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung, Basel 2005.

- 8 Die Überlegungen zum Thema Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung wurden im Rahmen des von der DFG geförderten Sonderforschungsbereichs 1187 *Medien der Kooperation*, Teilprojekt »Literarische Öffentlichkeiten im deutschsprachigen 18. Jahrhundert: Medienpraktiken von Patronage und Freundschaft« entwickelt (Projektleitung: Nacim Ghanbari und Georg Stanitzek). Die Ergebnisse des Arbeitsbereichs zum Thema »Freundschaftliche Briefe« dokumentiert: Moritz Ahrens: *Die Freundschaftlichen Briefe von 1746: ein kooperatives Publikationsprojekt (mit einem bibliographischen Anhang zu ›freundschaftlichen Briefen‹ im 18. Jahrhundert)*, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 42/1 (2018), S. 48–68.
- 9 Briefe deutscher Gelehrten. Aus Gleims litterarischem Nachlasse hg. von Wilhelm Körte, 3 Bde., Zürich 1804 [Bd. 1] u. 1806 [Bd. 2–3]. Die praxeologische Verbindung von Freundschaft und Brief wird ausgeführt in: Manger u. Pott (Hg.): *Rituale der Freundschaft*, sowie Georg Stanitzek: *Freundschaft und Publikation: Praktiken literarischer Kooperation*, in: Ders. (Hg.): *Semantik und Praktiken der Freundschaft im 18. Jahrhundert*, Hannover 2022, S. 83–96.
- 10 Die Publizierbarkeit erster Briefe steht im literaturhistorischen Kontext gedruckter Briefe und Briefsammlungen, die Beziehungen der Patronage einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen. Vgl. Tobias Heinrich: *Tugendempfindsamkeit und Warencharakter. Freundschaft im 18. Jahrhundert, ihre Konzeptualisierung und ihre Ausgestaltung im gedruckten Brief*, in: Andree Michaelis-König u. Erik Schilling (Hg.): *Poetik und Praxis der Freundschaft (1800–1933)*, Heidelberg 2019, S. 23–36.

Disposition. Sie adressieren zum einen ganz offen einen potenziellen Patron und Gönner – beispielsweise die ersten Briefe Klopstocks an Bodmer und Haller. Zum anderen zeigen Goethes Briefe an Gottfried August Bürger und Klopstock, wie zwingend die asymmetrisierende Kraft des ersten Briefes sein kann. Nicht die Intention, einen neuen Patron zu gewinnen, bestimmt hier den Gang der Briefe, sondern das Schreiben des ersten Briefes selbst forciert eine (möglicherweise unerwünschte oder uneingestanden gewünschte) Beziehung der Patronage. Damit stellt sich die Frage, ob überhaupt ein erster Brief geschrieben werden kann, ohne damit zugleich Patronage zu implizieren.

Die vielfältigen Praktiken der Zirkulation, Archivierung und Edition von Briefen gilt es schließlich zu der Ansicht von der »historische[n] Verletzbarkeit« des Briefes neu ins Verhältnis zu setzen. Die These, die etwa Barbara Hahn aus der Gegenüberstellung der losen Blätter mit dem gedruckten Buch gewinnt,¹¹ lässt sich auf produktive Weise anfechten, wenn als stabilisierender Faktor Patronage ins Spiel kommt. Das Vertrauen, das die Briefschreiberin in die Beziehung setzt, überträgt

11 »Die Verfasser von Briefen jedoch sind den Widrigkeiten ihrer Aussendungen ausgeliefert. Briefe neigen zum Beispiel dazu, früher oder später verloren zu gehen. Der Form wohnt eine historische Verletzbarkeit inne, also musste Rahel Levin Varnhagen eine Strategie entwickeln, um zu verhindern, dass ihre Briefe verschwanden.« Barbara Hahn: 1833. Schreiben zwischen Gattungen und Diskursen, in: David E. Wellbery et al. (Hg.): Eine neue Geschichte der deutschen Literatur. Zweiter Teilband. Jubiläumsausgabe, Darmstadt 2019 [engl. Orig. 2004], S. 694–699, hier S. 696. Demgegenüber betont Konrad Heumann die historische Unverletzbarkeit des Briefes: »Ein zweiter Grund, aus dem Briefe die Zeiten überdauern, ist nicht pragmatischer, sondern psychologischer Natur. Es scheint deutlich einfacher zu sein, sie liegenzulassen, als den Entschluß zu fassen, sie genau jetzt (und nicht irgendwann später) zu vernichten. Zwar gibt es Anlässe, die das Zerstörungswerk erleichtern, Aggressionen gegen den Briefschreiber etwa, ein Umzug oder eine Haushaltsauflösung, doch ändert dies nichts an dem Gefühl, sich an etwas Lebendigem zu vergehen. Offenbar speichern Briefe in ihrer reinen Dinglichkeit Energien, die sich als Zerstörungshemmung bemerkbar machen, selbst wenn die sozialen Beziehungen, die sie hervorgebracht haben, längst erloschen sind. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, mit der stummen Restenergie von Briefen umzugehen.« Ders.: Archivierungsspuren, in: Anne Bohnenkamp u. Waltraud Wiethölter (Hg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. 11. September bis 16. November 2008, Frankfurt/M. u. Basel 2008, S. 263–315, hier S. 273.

sich auf die weiteren Geschehnisse des Briefes. Nicht selten ist damit das Vertrauen in die Bewahrung und Überlieferung der Briefe impliziert.

2

Im Anschluss an die Lektüre von Anna Louisa Karschs erstem Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim rückt das Kapitel *Leben der Frau Karschin* eine Schrift ins Zentrum, die sowohl für die Medien-/Literaturgeschichte der Patronage als auch für die Theorie und Geschichte weiblicher Autorschaft jenseits der 18.-Jahrhundert-Forschung sehr bedeutsam ist. In vier Briefen an Johann Georg Sulzer, die erst Gleim als *Leben der Frau Karschin* betitelt, erzählt Karsch ihre Lebensgeschichte. Für die Frage nach der literarischen Kultur der Patronage sind diese Briefe aus mindestens zwei Gründen aufschlussreich: Die Lebensgeschichte zeugt von Karschs ungebrochenem Selbstverständnis als »Freundin« mächtiger Gönner, die ihr den Aufstieg aus der verarmten schlesisch-polnischen Grenzregion in die wichtigsten höfischen und literarischen Zirkel in Berlin ermöglichen. Die im Gleimhaus Halberstadt archivierte Handschrift der Briefe legt zudem Zeugnis ab von Verbesserungen und redaktionellen Eingriffen, die sowohl Karsch selbst als auch Gleim als Gönner und Freund an der Darstellung der Lebensgeschichte vornehmen. Die Briefe sind ein einzigartiges Dokument konkurrierender Ansichten über den angemessenen Auftritt in der literarischen Öffentlichkeit. Sie offenbaren aber auch ästhetische Divergenzen zwischen Karsch und Gleim, wobei Karschs Selbstverbesserungen sie als Vertreterin der ästhetischen Avantgarde ausweisen.

Die in den ersten drei Kapiteln dargelegte literarische Kultur des langen 18. Jahrhunderts hat in der Soziologie einen festen Platz: Jürgen Habermas erklärt in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962) eine ganz bestimmte Praxis diskutanten Meinungsaustauschs in der literarischen Öffentlichkeit (»Räsonieren«) zum Kernelement moderner Gesellschaften. Damit formuliert er eine Praxeologie *avant la lettre*. Das Kapitel *Praxeologie literarischer Öffentlichkeiten* analysiert dieses Grundgerüst vor dem Horizont aktueller praxeologischer Forschung und setzt die Praxis des Räsonierens zu weiteren gelehrten Praktiken ins Verhältnis. In Einzelanalysen zu Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* in der

Bibliothek des Patrons, zu Klopstock in der Bewerbung seines neuartigen Subskriptionsplans und zu Bürger im kritischen Dialog mit der deutschsprachigen Nation und seinen Freunden zeigt das Kapitel, wie eng literarische Öffentlichkeiten und Praktiken der Patronage miteinander verzahnt sind.

Die Anbahnung eines Patron-Klient-Verhältnisses hat eine nicht zu unterschätzende szenische Dimension. Denn häufig gleicht das Eingehen einer Beziehung der Patronage dem Betreten einer Bühne.¹² Dem theatralen Moment der Patronage widmet sich das Kapitel *Parasiten*. Ausgehend von der Figur des Parasiten (*parasitus*), dessen ewiger Hunger in den Komödien des Plautus tragisch gefärbt ist, zeichnet das Kapitel nach, wie sich im Zuge der literarischen Übersetzung der plautinischen Stücke ins Deutsche die historische Semantik von Patronage verändert. Während im 17. Jahrhundert die Unterscheidung zwischen Freien (Parasiten) und Unfreien (Sklaven) nivelliert wird, indem man beide Figuren mit »Knecht« übersetzt, erweitert Jakob Michael Reinhold Lenz die Semantik des Parasiten auf signifikante Weise: Zum einen konkretisiert er die Figur im Sinne der literarischen Kultur der Patronage, indem er sie mit »Klient« und »Bakkalaureus« übersetzt, zum anderen verändert er die Semantik, indem er den plautinischen Parasiten als Fremden zeichnet. Diese »Verfremdung« sollte im frühen 20. Jahrhundert durch Übersetzer wie etwa Ludwig Gurlitt fortgesetzt werden.

Das letzte Kapitel *Fan Fiction* folgt jenen Schriften von Lenz, die er inspiriert durch seine *Werther*-Lektüre »für Goethe« schreibt. Goethe verhindert die Veröffentlichung dieser Werke. Indem ich für die Analyse den zeitgenössischen Begriff der Fan Fiction heranziehe, schlage ich vor, die lange Dauer der Praktiken ins Auge zu fassen: In der Tat lässt sich die in der digitalen literarischen Gegenwartskultur sehr populäre Praxis, Fortsetzungsgeschichten zu fiktiven Charakteren zu verfassen, ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Gleichzeitig zeigt die litera-

¹² Hier zeigen sich theoretische Überschneidungen zur »Krisenstruktur des Auftritts in Drama und Theater«, wie sie Juliane Vogel bestimmt. Vgl. Dies.: »Who's there?«. Zur Krisenstruktur des Auftritts in Drama und Theater, in: Dies. u. Christopher Wild (Hg.): Auftreten. Wege auf die Bühne, Berlin 2014, S. 22–37. Die Feststellung »[d]er Schritt auf die Bühne – die Durchquerung einer Grenze – macht aus dem *Niemand* einen *Jemand* [...]« (ebd., S. 27) lässt sich überdies mit Gewinn auf die Struktur erster Briefe beziehen. Siehe hierzu Kapitel II dieser Arbeit.

turhistorisch informierte Analyse der Gegenwart, wie die verschüttet geglaubte Produktionsästhetik der Patronage teilweise wieder auflebt.

3

Patronage ist eine Form der sozialen, materiellen und ideellen Förderung, die eine asymmetrische Beziehung zwischen Patron (Patronin) und Klient (Klientin) schafft. In der Germanistik ist sie in der für das Fach paradigmatischen Unterscheidung zwischen dem »freien Schriftsteller« und dem »ständischen Dichter« wirksam.¹³ Die erste theoretische Ausformulierung dieses Zusammenhangs geht auf Hans Jürgen Haferkorn zurück, dessen Göttinger Dissertation *Der freie Schriftsteller* den argumentativen Grundzug zahlreicher literaturwissenschaftlicher Abhandlungen bestimmen sollte.¹⁴ Noch vor Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* erarbeitet Haferkorn eine Perspektive auf die deutschsprachige Literatur, die sich dem Vergleich mit der englischen und französischen Geschichte verdankt. In Anlehnung an den

- 13 Das Konzept des »freien Schriftstellers« wurde ausgehend von der Medien-/Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts entwickelt und daraufhin für die Untersuchung moderner Literatur insgesamt herangezogen. Vgl. Eberhard Lämmert: *Der freie Schriftsteller als Phänotyp einer Epoche*. Einführung, in: Eckart Goebel u. Ders. (Hg.): »Für viele stehen, indem man für sich steht«. Formen literarischer Selbstbehauptung in der Moderne, Berlin 2004, S. 1–8.
- 14 Hans Jürgen Haferkorn: *Der freie Schriftsteller*. Eine literatursoziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 5 (1963) [Diss. Univ. Göttingen 1959], Sp. 523–712. Der Text zählt nach wie vor zu den am häufigsten zitierten, wenn den sozial- und medienhistorischen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Figur eines einprägsamen historischen Akteurs ein Name gegeben werden soll. Vgl. Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts*. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit, Berlin 2015, S. 185, sowie Wilfried Barner: *Lessing zwischen Bürgerlichkeit und Gelehrtheit*, in: Rudolf Vierhaus (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*, Heidelberg 1981, S. 165–204, hier S. 182. Für die Kanonisierung des Konzepts bedeutend ist Wolfgang von Ungern-Sternberg: *Schriftsteller und literarischer Markt*, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. von Rolf Grimminger, Bd. 3: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*, 2., durchgesehene Aufl., München 1984, S. 133–185, hier insb. S. 158–169.

»professional writer«¹⁵ ist der freie Schriftsteller eine Figur des Übergangs und – im Sinne Max Webers – ein Idealtypus. Als Übergangsfigur steht er zwischen dem »ständischen Dichter« der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dem romantischen Künstler. Diese Position, die sich in Formulierungen der Art »noch nicht, aber schon« am besten zeigt,¹⁶ diskutiert Haferkorn anhand seiner Freiheit. In Abgrenzung zum ständischen Dichter ist der Schriftsteller der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts frei von sozialen Verpflichtungen gegenüber überwiegend adligen Gönnerinnen und Gönnern, von denen er auch ökonomisch nicht mehr abhängt.¹⁷

Mit dieser sozioökonomischen Befreiung geht die ästhetische einher, die sich daran zeigt, dass sich der Schriftsteller von poetischen Vorschriften löst. Das Ergebnis ist ein neuer Umgang mit der eigenen Lebens- und Arbeitszeit sowie mit der Sprache.¹⁸ Die Befreiung ist somit allumfassend: Sie ereignet sich sowohl auf der Ebene der sozioökonomischen Makrostruktur als auch auf der Mikroebene der Texte. Das Konzept des freien Schriftstellers besticht dadurch, ökonomische und ästhetische Befreiung als einen Zusammenhang zu fassen.

In Haferkorns Darstellung wird der freie Schriftsteller vom ständischen Dichter rigoros abgesetzt. So unterschiedlich sich die von Haferkorn beiläufig eingeflochtenen Lebensläufe von Lessing, Klopstock, Lenz und Moritz im Einzelnen gestaltet haben, vergleichbar sind sie dahingehend, dass sie sich von der Laufbahn des ständischen Dichters unterscheiden. Haferkorn erfindet den freien Schriftsteller – im selben

15 Haferkorn nennt Edwin Haviland Miller: *The Professional Writer in Elizabethan England. A Study of Nondramatic Literature*, Cambridge/MA 1959. Vgl. Haferkorn: *Der freie Schriftsteller*, Sp. 526.

16 Vgl. beispielsweise ebd., Sp. 590.

17 Haferkorn verweist auf die Literaturgeschichte der Zueignungen und Vorreden. Vgl. ebd., Sp. 563. Hier treten die adligen Gönnerinnen und Gönner in den Veröffentlichungen, damit aber auch gleichzeitig aus dem gesamten literarischen Leben zurück. Sie verlieren ihre paratextuelle sowie ihre soziale Position. Für weitere Literaturhinweise siehe Kapitel IV, Abschnitt 4 dieser Arbeit.

18 Vgl. hierzu insb. den Abschnitt »Der freie Schriftsteller und die Sprache« in: Ebd., Sp. 573–582. Bis in die Wortstellung und die Wahl der Interpunktion lässt sich die sprachliche Emanzipation nachverfolgen: Haferkorn erwähnt die ausufernde Verwendung des Gedankenstrichs bei Lenz und Goethe, Inversionen und Auslassungen.

Atemzug erfindet er den ständischen Dichter.¹⁹ Ersterer erscheint als dynamische Figur, weil die Vorstellung vom letzteren statisch bleibt.

Dass für die Unterscheidung »freier Schriftsteller – ständischer Dichter« Patronage als sozioökonomische Existenzgrundlage der Dichter der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausschlaggebend ist, wurde bereits erwähnt. Haferkorns Ausführungen zu Patronage sind allerdings widersprüchlich. Er gibt sie als Kriterium an, um den ständischen Dichter zu charakterisieren. Gleichzeitig bestimmt er Patronage als eine soziale Institution, die dem deutschen literarischen Leben intrinsisch fremd gewesen sei. Deutschland – so die implizite Aussage – sei auch in dieser Hinsicht eine im Vergleich zu Frankreich und England »verspätete Nation«.²⁰ In diesen Ländern, so die Annahme, habe die höfische Kultur die großzügige, mitunter lebenslange Förderung von Autorinnen und Autoren ermöglicht. Diese Form lebenslanger Förderung scheint in Deutschland zu fehlen. Haferkorn spricht vom »Rückgang der in Deutschland nur wenig geübten Patronage«²¹ als Bedingung für den Aufstieg des freien Schriftstellers.

Diese Erklärung enthält den erwähnten Widerspruch: Soll Patronage eine in Deutschland nur wenig geübte Praxis sein, dann ist sie eine vernachlässigbare Größe, um den historischen Wandel um 1770 zu erklären. Soll hingegen der historische Wandel tatsächlich auf den Rückgang des Systems der Patronage zurückzuführen sein, dann wäre Patronage

19 Vgl. ebd., Sp. 651–660. Eine frühe Kritik diesbezüglich formuliert Barner: »Der im Anschluß an Haferkorn von anderen Autoren übernommene Begriff des ›Magister-Poeten‹ trifft tendenziell etwas richtig Beobachtetes, ist jedoch in seiner Begründung mit einer doppelten Hypothek belastet: mit einem recht klischeehaften, ganz auf das Höfisch-Mäzenatische ausgerichteten Bild des 17. Jahrhunderts und mit der anthropologischen Konstruktion des ›dichterischen Menschen‹.« Barner: Lessing, S. 201.

20 Vgl. Haferkorn: Der freie Schriftsteller, Sp. 635f. Eine Wiederaufnahme dieses Vergleichs findet sich bei Ungern-Sternberg: Schriftsteller und literarischer Markt, S. 158f. Ich verwende das Konzept der »verspäteten Nation« in Abwandlung von Helmuth Plessners Studie, d.h. ohne an dieser Stelle Plessners Argument kritisch nachvollziehen zu wollen. Vgl. Helmuth Plessner: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Stuttgart 1959.

21 »Auf diesem [literarischen, N.G.] Markt nahm seit den [17]70er Jahren der Einfluß der freien Schriftsteller vor allem auch deshalb zu, weil sie der Rückgang der in Deutschland nur wenig geübten Patronage dazu nötigte, sich stärker als je zuvor um die Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Forderungen zu bemühen.« Haferkorn: Der freie Schriftsteller, Sp. 530.

von erheblicher Relevanz. Bei diesem Widerspruch setzt die vorliegende Arbeit an und macht ihn produktiv: Sie begreift ihn als Indikator für die Komplexität von Patronage als Institution und soziale Praxis. Meine These ist, dass der Widerspruch in Form und Dynamik der Patron-Klient-Beziehung selbst begründet ist. In Abgrenzung von historischen Übergangsnarrativen möchte ich zeigen, dass sich Patronage mit Gewinn aus dem etablierten Fragekomplex eines »vor 1770« und »nach 1770« herauslösen lässt.

4

Follow the actors. Bruno Latours Empfehlung an die Soziologie, ihre Technik- und Objektferne abzulegen, ist in den Literatur- und Kulturwissenschaften verschiedentlich ausgelegt worden. Als *actors* im literarischen Leben gelten nicht nur Autorinnen und Autoren, sondern auch diejenigen, die als Herausgeberinnen, Lektorinnen, Verlegerinnen und Peers das Schreiben und Veröffentlichen kommunikativ begleiten und infrastrukturell ermöglichen.²² Parallel zum Rezeptionsstrang, der die Seite menschlicher Akteure akzentuiert, hat sich ein anderer Zugang etabliert, der Latours Interesse für nicht-menschliche Akteure aufgreift.²³ Hier sind es insbesondere Editionen und generell Bücher, deren kooperative Verfertigung so akribisch rekonstruiert wird, wie Latour die Handlungsmacht seiner Objekte beschreibt und analysiert.

Die Aufnahme von Begriffen und Theorien aus benachbarten Disziplinen geschieht selten ohne Vorbereitung und Vorgeschichte. Latours Eintreten für die Dinge trifft auf eine Literaturwissenschaft, in der Objektliebe – nämlich Bibliophilie – bereits bestens bekannt ist. So ist also nicht verwunderlich, dass zeitgleich mit der Rezeption der Akteur-Netzwerk-Theorie die Renaissance der Literatur- als Buch- und Manuskript-

22 Eine wichtige Pionierarbeit an der Schnittstelle von Literaturwissenschaft und Akteur-Netzwerk-Theorie ist: Lisa Utsch: Die März Akten. Praktiken von Literaturakteuren um 1968 [Diss. Univ. Bonn 2021].

23 Vgl. Harun Maye: Die Grenzobjekte der Literaturwissenschaft. »Unveränderlich mobile Elemente« in einer literaturwissenschaftlichen Netzwerkanalyse, in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 29/1 (2019), S. 47–64.

wissenschaft zu verzeichnen ist²⁴ und man sich in der Aufklärungsforschung für die »Sachen der Aufklärung« zu interessieren beginnt.²⁵

Die vorliegende Arbeit geht objektzentriert vor, indem sie den Wegen und Umwegen folgt, die einzelne Manuskripte im Zuge einer Patronagebeziehung genommen haben. Die Manuskripte sind dazu bestimmt, eine Verbindung zwischen Absender und Empfänger zu knüpfen. Die Geschicke dieser Gaben, ihre Zirkulation von Hand zu Hand, ihr Gang durch die Jahrhunderte, aber auch ihr Verschwinden bestimmen die Dynamik von Patron-Klient-Beziehungen.

Mit Klinger, Knigge, Thomasius, Basedow, Rousseau, Nicolai, Weise, Stockhausen, Klopstock, Goethe, Gellert, Moritz, Bürger und Plautus gibt es in dieser Arbeit eine Reihe von Autoren, deren Werke zur Analyse der historischen Semantik und der Praktiken der Patronage beitragen. Das Schreib- und Veröffentlichungsprofil von Karsch und Lenz hat noch eine andere Qualität: Es ist für die Analyse von Patronage im 18. Jahrhundert geradezu paradigmatisch. Beiden ist gemeinsam, dass sie ihren Auftritt in der literarischen Öffentlichkeit im Lichte eines Schauspiels, in düsteren Momenten sogar als Komödie deuten: »[M]an gafft mich an und klatscht mit den Händen«,²⁶ teilt Karsch in ihrem ersten Brief an Gleim über die Berliner Gesellschaft mit. Lenz wiederum schreibt mit *Pandämonium Germanikum* ein Stück, in dem er Goethe, die deutschsprachige literarische Welt und sich selbst auf eine gemeinsame Bergtour schickt. Goethe »steht auf einem Felsen«,²⁷ die

24 Zur theoretischen Fundierung vgl. Benne: Die Erfindung des Manuskripts. Zur Literaturwissenschaft als Buchwissenschaft vgl. Carlos Spoerhase: Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830, Göttingen 2018.

25 Vgl. Daniel Fulda: Sache und Sachen der Aufklärung. Versuch einer Antwort auf die Frage, wie sich Programm *und* Praxis der Aufklärung erforschen lassen, in: Stefanie Stockhorst (Hg.): Epoche und Projekt. Perspektiven der Aufklärungsforschung, Göttingen 2013, S. 241–262.

26 Anna Louisa Karsch an Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 28. April 1761, in: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hg. von Regina Nörtemann, 2 Bde. [Bd. 2 hg. von Ute Pott], Bd. 1, Göttingen 1996, S. 5.

27 Jakob Michael Reinhold Lenz: *Pandämonium Germanikum*. Eine Skizze. Synoptische Ausgabe beider Handschriften. Mit einem Nachwort hg. von Matthias Luserke u. Christoph Weiß, St. Ingbert 1993, S. 14 [ältere Fassung der Handschrift] u. 15 [jüngere Fassung].

übrigen – auch Lenz²⁸ – bemühen sich darum, ihm nachzusteigen. Die Interaktion der Autoren mit- und untereinander stellt sich dar als »ein jämmerlich Gepurzel«. ²⁹ In der dritten Szene des ersten Aktes allerdings entwirft Lenz ein bukolisches Selbstporträt: »Lenz sitzt an einem einsamen Ort ins Thal hinabsehend, seinen Hofmeister im Arm. Einige Bürger aus dem Thal reden mit ihm«. ³⁰

Die Reflexion über die eigene Stellung in der literarischen Öffentlichkeit ist an ein Gegenüber gerichtet, von dem sich die Schreiberin und der Schreiber Schutz und affektive Zuwendung erhoffen. Freundschaftliche Aussprache und Handlungsaufforderung gehen Hand in Hand. Da Karsch und Lenz beide den Wunsch hegen, auf der großen Bühne zu reüssieren, sind die poetischen Ansprachen sowohl für die »privilegierte Öffentlichkeit«³¹ einer Patron-Klient-Beziehung als auch für die große Welt bestimmt. Diese Doppelausrichtung begründet die vielen singulären Überlieferungsgeschichten, die zum Werk von Karsch und Lenz gehören. Beide kennen überdies die Sorge um ihre Handschriften, die – einmal aus der Hand gegeben und der Zirkulation im Freundeskreis preisgegeben – nur mehr schwer zur Autorin und zum Autor zurückfinden. Beide haben gemeinsam, dass ihr Vertrauen in Patronage und Freundschaft dazu führt, dass viele ihrer wichtigen Werke zu ihren Lebzeiten nicht veröffentlicht werden.

Karsch und Lenz eignen sich darüber hinaus für einen kontrastiven Vergleich: Während Karschs Handschriften dank Gleim in großem Umfang überliefert sind, ist Lenz' Nachlass nur lückenhaft und verstreut. Im Fall von Karsch schließen Patron und Nachwelt einen Pakt: Gleim archiviert Karschs Briefe als Zeugnisse einer langjährigen Beziehung der Freundschaft und Förderung. Die ideelle und materielle Unterstützung, die Karsch durch Gleim erfährt, ist durch ihre Briefe beglaubigt.

28 »Lenz kriecht auf allen Vieren.« Ebd., S. 10 [ältere Fassung] u. 11 [jüngere Fassung].

29 Ebd., S. 14 [ältere Fassung] u. 15 [jüngere Fassung].

30 Ebd., S. 20 [ältere Fassung]. In der jüngeren Fassung fehlt der Hinweis auf den *Hofmeister*. Die Kommunikationssituation wird ebenfalls verändert: »Lenz an einem einsamen Ort, spricht mit einigen Bürgern aus dem Thal.« Ebd., S. 21.

31 Diesen Begriff übernehme ich aus: Bernd Auerochs: »Ewig, ewig, Ihr Gleim.« Zur Freundschaft zwischen Herder und Gleim, in: Manger u. Pott (Hg.): *Rituale der Freundschaft*, S. 147–159, hier S. 152.

Das Briefarchiv setzt sowohl der Freundin als auch Gleim selbst als Mäzen und Förderer von Literatur ein Denkmal. Im Fall von Lenz und Goethe dagegen sind der Forschung mit dem verlorenen – möglicherweise vernichteten – Briefwechsel Grenzen gesetzt. Die Überlieferungslage geht auf den jeweiligen Umgang mit Patronage zurück. Während Karsch Patronage als soziale Institution nicht infrage stellt, wirkt sich die unentschiedene Haltung von Lenz auf die Überlieferung seiner Werke nachteilig aus.³²

Patronage provoziert Abwehr. Die Erfindung des freien Schriftstellers, der literaturwissenschaftliche Umgang mit Karsch als Klientin und Freundin Gleims sowie die ästhetische Abwertung von Schriften, die ihre Entstehung Patronage verdanken – Lenz' Schriften für Goethe –, lassen auf den Wunsch schließen, dass Patronage als System persönlicher Förderung und Abhängigkeit geendet haben möge. Die fehlende Formalisierung der Patron-Klient-Beziehung überträgt sich insofern auf den literaturwissenschaftlichen und (proto-)soziologischen Umgang mit Patronage, als sie in der Regel im analytischen Schatten benachbarter Begriffe untersucht wird.³³

32 Vgl. hierzu Nacim Ghanbari: Kollaboratives Schreiben im 18. Jahrhundert. Lenz' *Das Tagebuch* als Beispiel freundschaftlicher Publizität, in: Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper u. Vinzenz Hoppe (Hg.): *Symphilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2016, S. 167–181, insb. S. 169–174. In seinem Aufsatz über den Briefwechsel von Herder und Lenz weist Ulrich Kaufmann darauf hin, dass sich die Beständigkeit dieser Freundschaft auch daran zeigt, dass »Herder auch späterhin als einziger des Weimarer Musenhofes die Zeugnisse von Lenz sorgfältig aufhob und die Handschriften so der Forschung noch heute zugänglich sind.« Ders.: »Mit Lenzen ist nichts [...], so lieb ich ihn habe.« – J.G. Herder und J.M.R. Lenz im Spiegel ihrer Briefe, in: Claus Altmayer u. Armands Gūtmanis (Hg.): *Johann Gottfried Herder und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region*, Riga 1997, S. 134–149, hier S. 146.

33 Siehe für die proto-soziologische Reflexion die Ausführungen zu Umgangs- und Klugheitslehren in Kapitel I dieser Arbeit. Als ein Beispiel für die jüngere soziologische Patronage-Kritik wäre heranzuziehen: Chad Wellmon u. Andrew Piper: *Publication, Power, and Patronage: On Inequality and Academic Publishing*, in: *Critical Inquiry* (2017), Online: https://criticalinquiry.uchicago.edu/publication_power_and_patronage_on_inequality_and_academic_publishing/ (abgerufen am 21. August 2023). Hier wird mit Pierre Bourdieu gegen die bürgerliche bzw. akademische Aufrechterhaltung von sozialem Kapital, das Patronage bedingt, argumentiert.

Die kunstvollen Selbstinszenierungen in Briefform, experimentierfreudigen Übersetzungen und Verlebendigungen literarischer Charaktere zeigen, dass Patron-Klient-Beziehungen mit und durch Literatur leben. Als soziale Institution und Praxis vertraut Patronage auf Kommunikation, Räume und Medien. Von diesem unveränderlichen Vertrauen handelt das folgende Buch.³⁴

34 »Unveränderlich« lautet die Abschiedsformel in einem Brief von Gleim an Karsch, 22. Januar 1780, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 2, Göttingen 1996, S. 141.

I Patronage: Dimensionen eines Begriffs

Im sechsten Buch seiner Lebensgeschichte erzählt Goethe von einem unerfüllten Wunsch. Er träumt von einem Aufenthalt an der neu gegründeten Universität in Göttingen und muss sich doch dem väterlichen Gebot beugen und ein Studium an der traditionsreichen Leipziger Universität aufnehmen. Trotz der Niederlage empfindet er den Aufbruch nach Leipzig und die Fahrt hinaus aus der Stadt Frankfurt, die ihn »geboren und erzogen«,¹ als euphorisierend, was ihn zu folgendem Gedanken veranlasst: »So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.«²

Der Satz spielt auf die »Natur« individueller Selbstbehauptung im 18. Jahrhundert an: Der moderne Begriff eines »eigen Selbst« wird zwar in Anschlag gebracht, jedoch ausgehend von Beziehungen entwickelt, die ständisch definiert sind. In zeitlicher Hinsicht wiederum erfasst er zwei gegensätzliche Bewegungen: Hier schaut jemand zurück, indem er soziale Beziehungen von ihrem Ende her denkt (»So lösen sich«). Gleichzeitig wagt der Sprecher den Blick in die Zukunft, wenn er in der Wendung »er gelinge oder nicht« ein mögliches Scheitern der Emanzipation heraufbeschwört. Vor allem aber verknüpft er die drei Beziehungen »Kinder – Eltern«, »Diener – Herren« sowie »Begünstigte – Gönner« zu einem Satz, in dem sie gleichwertig nebeneinanderstehen. Diese homologe Reihe lässt sich als bündige Formel der Selbstbeschreibung einer Gesellschaft lesen, in der die Beziehung »Begünstigter – Gönner« parallel zu anderen Beziehungen gedacht wird und als soziale Institution etabliert ist. Ebenso wie die Beziehung zwischen Kindern und Eltern, Dienern und Herren ist auch die zwischen Gönnern und ihren Begünstigten im 18. Jahrhundert habitualisiert und von Konventionen geprägt.

1 Goethes Werke. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (= WA), Bd. 27, Weimar 1889, S. 44.

2 Ebd., S. 45.

I Patronage als Alltagsphänomen

Im 18. Jahrhundert ist Patronage fest im Alltag verankert. Das zeigt sich auch daran, dass viele Wörter gebräuchlich sind, um die an diesem Verhältnis beteiligten Akteurinnen und Akteure zu bezeichnen: Hierzu zählen Gönnerin und Gönner, Wohltäterin und Wohltäter, Patronin und Patron (deutlich seltener: Mäzenin und Mäzen) auf der Seite der Geberin bzw. des Gebers, Günstling sowie Klientin und Klient auf der Seite der Nehmerin bzw. des Nehmers. Patronage wird zum einen ausgehend von den Erwartungen und dem Rollenverständnis definiert, die an die Akteurinnen und Akteure herangetragen, zum anderen ausgehend von den Gütern und Dienstleistungen, die zwischen Geberin (Geber) und Nehmerin (Nehmer) ausgetauscht werden.

Der Eintrag »Patron« in Johann Heinrich Zedlers *Universal-Lexicon* definiert Patron-Klient-Beziehungen ex negativo als Verhältnisse, die neben vertraglich fixierten Verpflichtungen bestehen, und erfindet für diese Form alltäglichen Gebens und Nehmens die Wendung der »unvollkommenen Verbindlichkeit«.³ Der Artikel bemüht sich um die semantische Integrität der Patron-Klient-Beziehung, indem er sie von der unrechtmäßigen Bevorzugung der Favoriten und Lieblinge durch ihre Gönnerinnen und Gönner abgrenzt: Nachdem der Patron als »eine solche Person« bestimmt worden ist, »welche im Stand ist, einem andern zu helfen, sich auch desselbigen annimmt, und sein bestes zu befördern suchet«, entfaltet der Text Möglichkeiten und Grenzen einer wohlmeinenden Förderung. Im Stil eines Ratgebers empfiehlt er dabei, in der Wahl der Klienten äußerst sorgfältig vorzugehen, sich noch vor der Aufnahme »um die Umstände eines solchen Menschen genau zu bekümmern« und schließlich dem Klienten niemals zu viel zu versprechen: »ja es ist rathsamer, daß man weniger verspricht, als man nachgehends in der That leistet«.⁴

3 Vgl. Artikel »Patron«, in: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Bd. 26 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1740], Graz 1961, Sp. 1400–1402, hier Sp. 1401.

4 Vgl. ebd. Siehe hierzu auch Heiko Droste: *Die Erziehung eines Klienten*, in: Stefan Brakensiek u. Heide Wunder (Hg.): *Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa*, Köln u.a. 2005, S. 23–44, hier S. 42, sowie Heinrich Bosse: *Bildungsrevolution 1770–1830*. Hg. mit einem Gespräch

Um eine Begrenzung der patronalen Versprechen ist der Eintrag auch dort bemüht, wo er davor warnt, die Pflichten, »die man gegen andere auf sich hat«, zugunsten eines Klienten zu vernachlässigen, was dann geschieht, »wenn man zum Torte und Schaden eines andern, ja gar mit Hintansezung des gemeinen Nuzen, den Klienten zu befördern suchet.«⁵ Gerade weil es sich bei der Verbindung zwischen Patron und Klient um »eine unvollkommene Verbindlichkeit [handelt], welche dem Klienten kein Recht in die Hände giebt, den Patron zu etwas zu zwingen«,⁶ seien die patronale »Pflicht der Gefälligkeit« und ihre Gefahren genau einzuschätzen und stets im Auge zu behalten:

Gefälligkeiten können sonderlich auf zweyerley Arten erwiesen werden, als durch Dienstfertigkeit und durch Wohlthaten. Jene geschieht, wenn man seine Dienste zu des andern Nuzen ohne Entgelt anwendet, indem wir ihm etwa guten Rath ertheilen, oder mit einer Recommendation an die Hand gehen; wofern wir ihm aber etwas von unserm Vermögen schencken, so heist dieses eine Wohlthat. [...] Die verschiedene Mittel, einem zu helfen, muß man behutsam anzuwenden wissen. Das sicherste ist die Wohlthat, das gefährlichste aber die Recommendation, weil man dabey mit andern Leuten und ihrem Interesse zu thun hat.⁷

Die Ratschläge richten sich an einen Leser als potenziellen Patron. Handlungsanweisungen an den Klienten im Umgang mit dem statushöheren Patron hingegen finden sich weder im vergleichbar lakonischen

von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, S. 28f., die den Eintrag »Patron« in Zedlers *Universal-Lexikon* ebenfalls anführen und kommentieren.

⁵ Vgl. Art. »Patron« in: Zedler, Sp. 1401f.

⁶ Vgl. ebd. Hier zeigt sich eine Abweichung vom Begriff der Protektion, der im 18. Jahrhundert durchaus auch »als Rechtsschutz im juristischen Sinne« verstanden wird. Vgl. Claire Gantet: Kommentar: Semantiken des Protektionsbegriffs, in: Tilman Haug, Nadir Weber u. Christian Windler (Hg.): *Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert)*, Köln u. a. 2016, S. 81–85, hier S. 81.

⁷ Vgl. Art. »Patron« in: Zedler, Sp. 1401f.

Eintrag »Cliens«⁸ noch im Eintrag »Gunst oder Gewogenheit«.⁹ In den deutschen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts sind Ausführungen über die Position des statusniedrigen, abhängigen Klienten selten. Eine wichtige Ausnahme ist der Eintrag »Client« in Johann Georg Walchs *Philosophisches Lexicon*, in dem sich das Bemühen zeigt, Worte für die spezifische Verbindlichkeit der Patronage zu finden.¹⁰ Genannt werden »eine moralische Connexion« und »ein moralisches Band« zwischen Patron und Klient, die dazu führen, dass beiden zumindest »gewisse Rechte« in der Beziehung zuwachsen.

Zedlers Bestimmung der Patron-Klient-Beziehung als »unvollkommene Verbindlichkeit« macht auf eine Leerstelle aufmerksam: Im Vergleich zur Ideengeschichte des Vertrags, die auf Thomas Hobbes' *Leviathan* (1651) und Jean-Jacques Rousseaus *Du Contrat social* (1762) gründet, gibt es für die soziale Institution Patronage keinen Kanon philosophischer Texte.¹¹ Wenn im Folgenden so unterschiedliche Texte

8 Artikel »Cliens«, in: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Bd. 6 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1733], Graz 1961, Sp. 411–414.

9 Artikel »Gunst oder Gewogenheit«, in: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Bd. 11 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1735], Graz 1961, Sp. 1406–1408. Dies gilt auch für den Eintrag »Hof«, der sich in erster Linie mit der Frage befasst, wie sich der Klient gegen Neid und Missgunst anderer Klienten schützen kann: »Der Weg ist bey Hofe zu schlüpffrich. [...] Meide die Fall=Stricke, die dir deine Widersacher legen. [...] Am wenigsten verlaß dich auf deine Geschicklichkeit.« Artikel »Hof«, in: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Bd. 13 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1735], Graz 1961, Sp. 405–412, hier Sp. 407f. Der Patron als Interaktionspartner taucht nur am Rande auf. Zu einer anderen Einschätzung kommt Heiko Droste, dessen Ausführungen ich den Hinweis auf den Eintrag entnehme. Vgl. Droste: *Erziehung eines Klienten*, S. 41.

10 Vgl. Artikel »Client«, in: Johann Georg Walch: *Philosophisches Lexicon* [...], Leipzig 1726, Sp. 418–421, hier Sp. 419. Diesen Hinweis verdanke ich Georg Stanitzek: »Amicitia aut pares invenit, aut facit«. Begriffe und Praktiken der Freundschaft im 18. Jahrhundert. Einleitung, in: Ders. (Hg.): *Praktiken der Freundschaft*, S. 7–22, hier S. 10.

11 Dies bestätigt ein Blick auf aktuelle Forschung zur Rechtsgeschichte der Sklaverei im 18. Jahrhundert (zur semantischen Nachbarschaft von »Sklave« und »Klient« siehe Kapitel V der vorliegenden Arbeit): In ihren Ausführungen zu dem Naturrechtstheoretiker Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1743–1797), der einflussreiche Kommentare des Römischen Rechts verfasste, stellt Rebekka von Mallinckrodt fest, dass ausgerechnet die für das Römische Recht

wie Einträge aus Enzyklopädiën oder Abschnitte aus Umgangs- und politischen Klugheitslehren nebeneinandergestellt und als gleichwertige Quellen kommentiert werden, dann folgt diese methodische Herangehensweise nur teilweise diskurshistorischen Konventionen, die seit Beginn der Rezeption von Michel Foucaults Schriften in den Literatur- und Kulturwissenschaften für eine weitgehende Symmetrisierung von literarischen und außer-literarischen Texten gesorgt haben. Vielmehr hat sie damit zu tun, dass im 18. Jahrhundert die kanonischen Texte zum Thema Patronage fehlen. Ansätze zur sozialphilosophischen Reflexion der Patronage finden sich demgegenüber in praktischen Anleitungen zum sozialen Umgang, dargelegt in den im 17. und 18. Jahrhundert populären, in deutscher Sprache verfassten und damit auch ein ungelehrtes Publikum adressierenden Klugheitslehren.

Die Wirksamkeit der Patron-Klient-Beziehung ist, so die These, von einer bestimmten Form fehlender Reflexion über die Beziehung abhängig, und dies auf beiden Seiten. Die fehlende (sozial-)philosophische Würdigung des Phänomens hat somit einen systematischen Grund und verweist auf Spontaneität und das Vertrauen auf bestimmte Medien, die Patronage erst möglich machen. Wie ich im dritten Abschnitt ausführen werde, sind Spontaneität und Vertrauen als kostbare Güter im alltäglichen Miteinander stets in Gefahr, durch starre zeremonielle Reglements oder politisch kluge Bedenken in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

2 »Günstling« als Fremdzuschreibung

Die Alltäglichkeit der Patronage erweist sich als prekär, wenn die an der Beziehung der Patronage beteiligten Akteurinnen und Akteure ihre Selbstbezeichnung eigens thematisieren, indem sie diese von Fremdzuschreibungen abgrenzen. Zu letzteren gehört insbesondere die Bezeichnung »Günstling«. Einmal mehr ist der zu Beginn zitierte Satz

zentrale Patronage aus den Kommentaren getilgt wurde. Vgl. Dies.: *Slavery and the Law in Eighteenth-Century Germany*, in: Dies., Josef Köstlbauer u. Sarah Lentz (Hg.): *Beyond Exceptionalism. Traces of Slavery and the Slave Trade in Early Modern Germany, 1650–1850*, Berlin u. Boston 2021, S. 137–162, hier insb. S. 146.

aufschlussreich, wenn Goethe von Begünstigten spricht und das Wort »Günstling« vermeidet. An dieser Stelle zeigt sich schließlich, dass sich die syntaktische Symmetrie in Goethes Beobachtung (»Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern«) nur bedingt in eine semantische übersetzen lässt. Verglichen mit den »Begünstigten« sind die Bezeichnungen »Kinder« und »Diener« im 18. Jahrhundert eindeutig. Die Mannigfaltigkeit der Wörter, die hingegen den in der Beziehung der Patronage Statusniedrigen bezeichnen, zeugt von einem latent vorhandenen Problembewusstsein.

Krünitz' *Oekonomische Encyclopädie* betont die fremdsprachliche Herkunft der Bezeichnung »Günstling«¹² – sie sei die deutsche Übersetzung des französischen *favori* – und bestimmt diesen in einem elaborierten Exkurs als eine fast schon historische Figur aus der Privatwelt des Fürsten.¹³ Im Gegensatz zu jenen »gefällige[n], niedrige[n] und knechtisch gesinnte[n] Seelen, kurz, Slaven«,¹⁴ die sich die Nähe zum Fürsten durch Schmeichelei erschlichen hätten, werde der Günstling aufgrund seiner Verdienste ausgewählt. Der Verfasser des Eintrags ist offensichtlich um eine semantische Aufwertung des Günstlings bemüht, weshalb er zunächst einräumt, dass man zwar oft »mit dem Titel eines solchen Günstlinges einen verhaßten Begriff verbunden« habe,¹⁵ daraufhin jedoch zu einer Verteidigungsrede ansetzt:

Wenn aber ein Fürst verdiente Männer mit seiner Gunst beehret; wenn er sich von seinen mühsamen Arbeiten in der Gesellschaft geistreicher und liebenswürdiger Personen, die voll von Genie und

12 Sprachhistorisch zeigt sich im 18. Jahrhundert die lexikalische Proliferation des Wortstamms »Gunst«. Joachim Heinrich Campes *Wörterbuch der Deutschen Sprache* reiht »Gunstbemühung«, »Gunstbewerbung«, »Gunstbeziehung«, »Gunsterschleichung« sowie »Günstlingschaft« aneinander und markiert diese als »[n]eugebildete Wörter, welche theils von guten Schriftstellern bereits angenommen und gebraucht, theils von achtungswürdigen Sprachforschern geprüft und gebilliget worden sind«. Vgl. Ders.: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, Bd. 1 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1807], Hildesheim u. New York 1969, S. XXI.

13 Vgl. Artikel »Gunst«, in: Johann Georg Krünitz: *Ökonomisch-technologische Enzyklopädie*, Bd. 20 [1780], S. 354–358, hier S. 355–358 [elektronische Ausgabe der Universitätsbibliothek Trier <http://www.kruenitz.uni-trier.de>].

14 Vgl. ebd., S. 355.

15 Vgl. ebd.

Kenntnissen sind, erhöht: so ist sein Betragen ruhmwürdig. Er beweiset, daß er empfinden, die Talente erkennen und sie belohnen könne. Es ist dem Fürsten und dem Staate selbst daran gelegen, daß solche Personen anständig besoldet werden [...].¹⁶

In dieser Darstellung taucht der Günstling in dreifacher Gestalt auf: als verdienter Mann, als geistreiche und liebenswürdige Person, was ihn in die Nähe des Gesellschafters rückt, sowie als Talent. Der Status des Günstlings hängt weder von seinem Alter noch von einem bestimmten Verdienst ab. Seine Eignung bestimmt sich durch die für die Konversation in der guten Gesellschaft erforderlichen geistreichen Kenntnisse und all das, was für die künftige Wohlfahrt des Staates vielversprechend scheint.

Der Eintrag verortet den Günstling sowohl in der Sphäre der (privaten) Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft als auch in der Sphäre einer noch unklaren Form der besoldeten Arbeit.¹⁷ Man könnte auch sagen, dass sich hier schon das folgende Problem abzeichnet: Das, was für die vornehme Gesellschaft pure Unterhaltung und Erholung ist – Konversation, Theater, Musik, der ganze Bereich der schönen Künste –, stellt sich den geistreichen Köpfen und Genies als Arbeit dar. Die Erwähnung einer möglichen staatlichen Besoldung talentierter Personen erinnert außerdem an die verschiedenen Bemühungen der Gelehrten, eine Art öffentliche Kulturförderung nach französischem und englischem Vorbild zu initiieren.¹⁸ Die vorsichtige Wortwahl – Begünstigte oder Günstlinge – ist möglicherweise auch auf das Wissen um diese Initiativen zurückzuführen, die auf eine Institutionalisierung der Privilegierung (Begünstigung) der verdienten Männer »voll von Genie und Kenntnissen« zielen.

Um die Semantik des Günstlings differenzierter darzustellen, ziehe ich ergänzend zum Eintrag im *Krünitz* Friedrich Maximilian Klingers

16 Vgl. ebd., S. 356.

17 Siehe Abschnitt 7 des vorliegenden Kapitels.

18 Zu Friedrich Gottlieb Klopstocks Plänen vgl. beispielsweise Rose-Maria Hurlbusch u. Karl Ludwig Schneider: Die Gelehrten und die Großen. Klopstocks ›Wiener Plan‹, in: Fritz Hartmann u. Rudolf Vierhaus (Hg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert, Bremen u. Wolfenbüttel 1977, S. 63–96. Zu den zeitgenössischen Debatten in Frankreich und England vgl. Edward Andrew: Patrons of Enlightenment, Toronto 2006.

Der Günstling (1787) hinzu.¹⁹ Hier weicht die abwägende Haltung gegenüber Praktiken der Gunsterweisung einer Handlungsführung, in der sich der Günstling als Verräter, falscher Freund und damit gefährliche Figur erweist: Bei Klinger ist der Günstling Urheber einer Intrige, die zu einer Verschwörung gegen den König ausgeweitet wird.²⁰ Schauplatz ist der Hof in Saragossa, wo der König angst- und reuevoll die Rückkehr seines Jugendfreundes und ersten Ritters Don Brankas erwartet. Er hat während Don Brankas' Abwesenheit dessen Braut Donna Gabriele vergewaltigt und rechnet mit Ehrverlust, Rache und Vergeltung. Der König wird als ein geschwächter Tyrann vorgeführt, der beständigen Manipulationen durch den Günstling Don Diego ausgesetzt ist. Dieser wiederum brüstet sich seiner Taten als erfahrener Hofmann, dem es gelungen ist, die Aufmerksamkeit des Königs für die Braut des Jugendfreundes zu wecken und damit den Grundstein für die (am Ende erfolglose) Verschwörung zu legen, die ihm die Krone sichern soll.

Trotz der Ungeheuerlichkeiten, die im Drama Don Diego zugeschrieben werden, bleibt die Figur blass. Während die übrigen Akteure – ganz im Sinne des Sturm und Drang – von heftigen Leidenschaften getrieben sind, erscheint der Günstling lediglich als Vollstrecker eines papiernen Plans, den die Passion der anderen in den Schatten stellt. Sein unbedingter Machtwille konkurriert in dramaturgischer Hinsicht mit den republikanischen Gefühlen des Alviero, der sich in die Verschwörung einweihen lässt, um Aragonien eine Verfassung zu geben und in eine Republik zu überführen. Die ungläubigen Fragen Don Diegos »Soll Arragonien eine Wüste werden? Durch bürgerliche Kriege der Raub benachbarter Könige seyn?«²¹ und seine Drohung »Wollt ihr euch, den wilden Afrikanern gleich rächen, so braucht ihr Diego nicht«²² verknüpfen diesen Text in diskursiver Hinsicht mit denjenigen deutschsprachigen Dramen,

19 Zum Beitrag der Dramenliteratur zu einer historischen Semantik von Patronage und Freundschaft vgl. Nacim Ghanbari: Allen alles werden. Zur literarischen Semantik von Patronage und Freundschaft in J.M.R. Lenz' *Die Freunde machen den Philosophen*, in: DVjs 90/4 (2016), S. 487–500, sowie Kapitel V der vorliegenden Arbeit.

20 Vgl. Friedrich Maximilian Klinger: *Der Günstling*. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, in: F.M. Klinger's Theater. [...] Vierter Theil, Riga 1787, S. 1–112.

21 Ebd., S. 52.

22 Ebd.

die einerseits die Französische Revolution, andererseits (zwischen 1775 und 1815) Sklaverei, Sklavenhandel und -aufstände thematisieren.²³

Vor dem Hintergrund der Revolutions- und Königsmorddramen seiner Zeit und der Befreiungsemphase solcher Gegenfiguren wie Alviero bleibt Klingers Tragödie *Der Günstling* am Ende versöhnlich. Die Pläne, den König abzusetzen, werden aufgegeben, weil sich Don Brankas für den König und gegen die Verschwörer entscheidet. Auf die Probe gestellt wird die seit Jugendtagen bestehende Freundschaft zwischen dem König und seinem ersten Ritter, die aus der Staatskrise gestärkt hervorgeht: »Ach, ich fühle, sehe nur dich! Deine Größe bindet das Gute in mir wieder fest. [...] lehre mich, König und dein Freund zu seyn!«²⁴ Angesichts der heroischen Freundschaft, die am Totenbett der Braut neu besiegelt wird – »(Das innre Zimmer öffnet sich. Die Leiche Gabrielens.)«²⁵ –, zeigt sich die Verbindung zwischen Don Diego und dem König als falsche, da sie von Don Diego aus rein instrumentellen Gründen aufrechterhalten wurde: »Er [der König, N.G.] war ganz Liebe, und ich ganz Klugheit; Feuer und Gefühl loderten auf meinen Lippen, während Furcht und Haß mein Herz empörten.«²⁶

Während »Günstling« vor allem als Fremdbezeichnung auftaucht,²⁷ verwendet Don Diego die Worte »Liebling« und »Sklave«, um sein Verhältnis zum König zu beschreiben.²⁸ Im ersten Satz des Dramas

23 Vgl. hierzu Sigrid G. Köhler: Drastische Bilder: Journalnachrichten auf der Bühne. Versklavung und Abolition als Gegenstände moderner Geschichtsreflexion in deutschsprachigen Journalen und Theaterstücken um 1800, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 49/3 (2019) (= Niels Penke u. Niels Werber [Hg.]: Medien der Literatur), S. 375–398, hier S. 388, sowie Barbara Riesche: Schöne Mohrinnen, edle Sklaven, schwarze Rächer. Schwarzenzendarstellung und Sklavereithematik im deutschen Unterhaltungstheater (1770–1814), Hannover 2010.

24 Klinger: *Der Günstling*, S. 108f.

25 Ebd., S. 110. Klingers Drama bestätigt die aus strukturalistischen Lektüren gewonnene Erkenntnis, dass »male bonding« den Ausschluss der »Frau« zur Bedingung hat. Oft symbolisiert die schöne Leiche diesen Ausschluss. Vgl. Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, 2. Aufl., München 1994.

26 Klinger: *Der Günstling*, S. 15.

27 Vgl. beispielsweise ebd., S. 47, 49, 54, 72 u. 76.

28 »Daß er mich zum Liebling machte, stolzer Mann, dies that er mir!« – »ich hörte auf Ich selbst zu seyn, und war Slav um Herr zu werden.« Ebd., S. 107 u. 15.

hat »Günstling« die Funktion einer sprichwörtlichen Zuschreibung: »Das Glück lächelt dem Günstling; aber nicht die Ruhe. Auch diese will ich mir verschaffen.«²⁹ Der Günstling gehört einer Welt an, die sich überlebt hat. Sein Wirken setzt soziale Energien frei, und sein Auftritt neutralisiert bestehende Antagonismen.

3 Über das Nehmen im Umgang mit Menschen

Wird Patronage in enzyklopädischen Artikeln in erster Linie aus der Position des Ranghöheren beschrieben, argumentieren Umgangs- und Klugheitslehren aus der Position des Rangniedereren, der auf fremden Beistand angewiesen ist: »So wenig wie möglich lasset uns indessen von Andern Wohlthaten fordern und annehmen!«, heißt es in Adolph Freiherr Knigges *Ueber den Umgang mit Menschen*, denn »Wohlthaten annehmen, macht abhängig; Man weiß nicht, wie weit das führen kann. Man kömmt da oft in's Gedränge zwischen der Nothwendigkeit, schlechten Menschen zu viel nachzusehn, oder undankbar zu scheinen.«³⁰ Bei der Annahme von freundschaftlichen Gefälligkeiten bedarf der Geringere besonderen Schutzes. Der Abschnitt »Ueber die Verhältnisse unter Wohlthättern und Denen, welche Wohlthaten empfangen wie auch unter Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldern« beginnt mit der Empfehlung unbedingter Dankbarkeit gegen den Wohltäter – »Wer Dir Gutes gethan hat, den ehre! Danke ihm nicht nur mit Worten, [...] sondern suche auch jede Gelegenheit auf, wo Du ihm wieder dienen und nützlich werden kannst!«.³¹ Am Ende ermahnt er Wohltäter und Gläubiger, »keine schwere Last von Verbindlichkeit aufzulegen«:³² »Man glaube nicht, daß jemand, der uns Geld schuldig ist, deswegen unser Slave geworden sey«.³³

29 Ebd., S. 9.

30 Adolph Freiherr Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*. In drey Theilen. Fünfte verbesserte und vermehrte Aufl., Bd. 1, Hannover 1796, S. 49 u. 51.

31 Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Bd. 2, S. 195.

32 Ebd., S. 198.

33 Ebd., S. 204.

Vergleicht man die komplementären Abschnitte »Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, Fürsten, Vornehmen und Reichen« und »Ueber den Umgang mit Geringern«, fällt auf, dass Knigge in den ersten Abschnitt zahlreiche Geschichten und Anekdoten aus seinem Leben einflieht. Er identifiziert sich somit teilweise mit den Rangniedereren. Diese Geschichten enthalten die Botschaft von der Vergeblichkeit, auf die Dankbarkeit der Großen, diesen »verzognen Schooßkinder[n] des Glücks«,³⁴ für Gefälligkeiten, die man ihnen als Geringerer erweist, zu zählen. Das Misstrauen gegen die Wohltäter zeigt sich auch im darauffolgenden Abschnitt, der diese beratend adressiert und gleichzeitig zur Rechenschaft zieht:

Täusche nicht den Niedern, der Dich um Schutz, Vorsprache, oder Hülfe bittet, mit falschen Hofnungen, leeren Versprechungen und nichtigen Vertröstungen, wie es die Weise der mehrsten Vornehmen ist, die, um die Klienten sich vom Halse zu schaffen, [...] jeden Bittenden mit süßen Worten und Verheissungen überschütten, sobald er aber den Rücken gewendet hat, nicht mehr an sein Anliegen denken!³⁵

In Knigges Regeln des Annehmens von Gefälligkeiten schwingt die Empfehlung sozialer Enthaltensamkeit mit, weshalb man seine Schriften zu Recht in die Tradition der französischen Moralistik eingeordnet hat, die – noch weit davon entfernt, von einem angeborenen Bedürfnis des Menschen nach Geselligkeit auszugehen, wie dies die empfindsame Aufklärung postulieren wird – die Welt als Hort gefährvoller Intrigen und den Mitmenschen in erster Linie als potenziellen Feind ansieht.³⁶

Knigges Ratschläge sind nicht frei von Widersprüchen. Sie heben häufig mit dem Imperativ an, soziale Abhängigkeit zu vermeiden, um sich in abschließenden Nachsätzen in der Aufzählung all jener Sonderfälle zu ergehen, in denen fehlendes Vertrauen und das Bestehen auf Autonomie Sünden gleichkämen. Eine solche Verschachtelung mo-

34 Knigge: Ueber den Umgang mit Menschen, Bd. 3, S. 26.

35 Ebd., S. 48f.

36 Für eine ausführliche Diskussion der Gattungsproblematik vgl. Catrin Kersten: Freundschaft und Beratung. Studien zu ihrer historischen Semantik und literarischen Darstellung (Gracián, Knigge, Goethe), Berlin 2013.

realistischer Konvention mit pragmatischer Lebenshilfe zeigt sich im zwölften Abschnitt des Kapitels »Ueber den Umgang unter Freunden«. Unter der Annahme, dass jegliche Unterwürfigkeit und Dankbarkeit die wahre Freundschaft gefährde, mahnt Knigge zur Vorsicht vor »Erheischung und Annahme von Freundschafts-Diensten«. ³⁷ Im Anschluss stellt er jedoch fest, dass »es Fälle [gibt], in denen man ohne Scheu sich an Freunde wenden muß«. ³⁸ Die Aufzählung verschiedener Umstände und Situationen, die die vertrauensvolle Hinwendung zu anderen erforderten, endet mit der Empfehlung: »In allen diesen und ähnlichen Fällen würden wir gegen das Zutraun sündigen, das wir ihm [dem Freund, N.G.] schuldig sind, wenn wir ihm unsre Verlegenheit verschwiegen.« ³⁹

In Knigges Überlegungen impliziert die Rede von den »ächten Freunden« ⁴⁰ die Vorstellung, dass im Umgang mit Menschen auch falsche Freundschaft möglich ist. Man ist versucht, den falschen Freund mit der Figur desjenigen zu identifizieren, der eine Freundschaft aus Eigennutz unterhält. Der wahre Freund hingegen handle frei von instrumentellen Erwägungen und orientiere sich ausschließlich am Wohl des Gegenübers. Knigges Argumentation schlägt allerdings einen anderen Weg ein, denn als geradezu schrankenlose Beziehung schließt wahre Freundschaft bei ihm »Freundschaftsdienste« mit ein. Vermittelt durch Freundschaftsdienste sind Patronage und Freundschaft begrifflich aufeinander bezogen. Knigges Ausführungen machen deutlich, dass nicht die Instrumentalisierbarkeit einzelner Handlungen und der Austausch von Gefälligkeiten als primär freundschaftsgefährdend zu werten sind, sondern vor allem fehlendes »Zutraun«. Dieses Wort fasst den eigentlichen Wert von Freundschaft zusammen: Es ist weder »Vertrauen« noch »Zutraulichkeit« und erinnert an das »sich etwas zutrauen«. »Zutraun« ist ein intimes Wort, das Knigge für das findet, was der Einzelne dem Freund schuldet und was wahre Freundschaft kennzeichnet.

37 Knigge: Ueber den Umgang mit Menschen, Bd. 2, S. 149.

38 Ebd., S. 150.

39 Ebd., S. 151. Vgl. hierzu folgende Parallelstelle: »Es ist oftmahls ein unbesonnener Hochmuth, wenn wir die Geschencke ausschlagen, die uns unsere Freunde geben wollen.« Des Herrn Abts von Bellegarde Betrachtungen über die Artigkeit derer Sitten, Nebst einigen Grund=Regeln Vor die Bürgerliche Gesellschaft [...], Leipzig 1708, S. 359.

40 Knigge: Ueber den Umgang mit Menschen, Bd. 2, S. 146.

4 Über das Geben im Umgang mit Menschen

Während Knigge in *Ueber den Umgang mit Menschen* überwiegend aus der Position des Klienten spricht, der sich gegen die bisweilen unzumutbare Pflicht zur Dankbarkeit schützen muss,⁴¹ stimmt er in *Ueber Eigennutz und Undank*⁴² – einer Schrift, die er dem »uneigennützi- gen, Dank verdienenden Menschenfreunde, Herrn Doctor Reimarus, in Hamburg« widmet – das Klagelied eines verlassenen Wohltäters an, der unvorsichtigerweise zu viel gegeben hat und nun fürchtet, vom einstigen Günstling überflügelt zu werden. Die gegenseitige Abhängigkeit von Patron und Klient im Zeichen der Freundschaft setzt Knigge in dieser Schrift auf einzigartige Weise in Szene. Sprunghaft wechseln sie die Positionen – die einstmals Abhängigen »verwandeln sich am Ende wohl gar, wenn sie hoch genug über Dich zu stehn glauben, aus deinem Clienten, in deine Hofmeister, Lehrer und Rathgeber«. ⁴³ Wer heute von der Gunst anderer abhängt, kann schon morgen in der Lage sein, anderen eine Wohltat zu verweigern:

Menschen, deren wir uns, ohne mit ihnen in andern als allgemeinen Verhältnissen zu stehn, kräftig angenommen, sie der Noth entris- sen, in Wohlstand versetzt, im bürgerlichen Leben zu einträglichen Aemtern erhoben, ihnen Ruf, Bekanntschaften, Schutz und die Gele- genheit verschafft haben, mit ihren Talenten zu wuchern, kehren uns den Rücken, sobald sie Unsrer nicht mehr bedürfen, suchen sich auf unsre Unkosten zu erheben, zu bereichern, und die Wege zu einem redlichen Fortkommen, die wir ihnen gebahnt haben, uns zu versper- ren. Personen, denen wir unser Herz ohne Rückhalt eröffneten, wenn sie als Hausfreunde, täglich um uns waren und unser Brod aßen, verrathen uns, um andre Freunde zu gewinnen, misbrauchen unser Zutraun, verlästern uns, stiften uns Feindschaften, oder plaudern die

41 Es gibt natürlich Ausnahmen: »Baue nie auf die Anhänglichkeit Deiner so- genannten Creaturen, das heisst solcher Menschen, die Dir ihr Glück zu ver- danken haben!« Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Bd. 3, S. 35.

42 Adolph Freiherr Knigge: *Ueber Eigennutz und Undank*. Ein Gegenstück zu dem Buche: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Leipzig 1796.

43 Ebd., S. 360.

kleinen Schwachheiten und häuslichen Geheimnisse aus, die sie, bey vertraulichem Umgange, uns abgeloct haben.⁴⁴

Dass Wohltaten die Undankbarkeit, Feindschaft und den Hass des Begünstigten bewirken können, ist eine Gedankenfigur, die Knigges Überlegungen mit den Umgangslehren des 17. Jahrhunderts verbindet.⁴⁵ Jean-Baptiste Morvan de Bellegarde⁴⁶ beispielsweise stellt fest: »Wir hassen auch so gar unterweilen diejenigen, welche uns wichtige Dienste geleistet haben.«⁴⁷ Der Hass des Klienten gegen den Wohltäter wird dann geweckt, »wenn wir anhören müssen, daß die Leute bey aller und jeder Gelegenheit diejenigen Dienste erzehlen, welche sie uns geleistet

44 Ebd., S. 393f.

45 Knigges ideenhistorische Zwischenposition – er argumentiert nicht mehr ausschließlich politisch klug, aber auch noch nicht im Sinne der Geselligkeit – ist der Überlegung abzulesen, dass »der Trieb zur Geselligkeit und gegenseitigen Dienstleistung allen lebendigen Wesen, selbst den Thieren, eingepflanzt« sei. Vgl. Knigge: Ueber Eigennutz und Undank, S. 340. Der Wert der Geselligkeit wird zwar gesehen, jedoch nicht als spezifisch human eingestuft.

46 Jean-Baptiste Morvan de Bellegarde, 1648 in Piriac bei Nantes geboren, ist 16 Jahre lang Mitglied in einem Jesuitenkolleg, bevor er den Orden verlässt, um fortan als freier Schriftsteller zu leben. Seine Schriften werden auch in Deutschland übersetzt und breit rezipiert. In der Ideengeschichte der französischen Moralistik wird die Bedeutung Bellegardes darin gesehen, den Begriff der *honnêteté* aus der Beschränkung auf den Adel gelöst zu haben: »Der honnête homme Bellegardescher Prägung betont vor allem die Herzensbildung, die Charakterfestigkeit, die alles Erkünstelte, Gezwungene verabscheut und als lächerlich empfindet. [...] Die Form seiner Schriften ist auf das Publikum der Salons, der honnêtes gens abgestimmt [...].« Eine ausschließlich am persönlichen Erfolg interessierte Form politischer Klugheit wird ersetzt durch ein »rhythmisches Kunstwerk«, das »die feine Lebensart als edle Mitte natürlicher Kultur, als zivilisierte Natürlichkeit wertet.« Helmut Anton: Gesellschaftsideal und Gesellschaftsmoral im ausgehenden 17. Jahrhundert. Studien zur französischen Moralliteratur im Anschluß an J.-B. Morvan de Bellegarde, Breslau 1935, S. 113, 61 u. passim. Antons Studie folgt in ihren Grundzügen und Hauptthesen Barbara Zaehle: Knigges Umgang mit Menschen und seine Vorläufer. Ein Beitrag zur Geschichte der Gesellschaftsethik, Heidelberg 1933, S. 59–62.

47 Bellegarde: Betrachtungen über die Artigkeit, S. 344. Der Undank des Begünstigten wird an zahlreichen Stellen thematisiert. Vgl. ebd., S. 320, 341f., 348f. u. 354f. Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Johann Bernhard Basedows Practische Philosophie für alle Stände, Ein weltbürgerlich Buch ohne Anstoß für irgend eine Nation, Regierungsform und Kirche. Erster Theil. Zweyte verbesserte Aufl., Dessau 1777, S. 165 u. 170–172 [»Von der Dankbarkeit«].

haben.«⁴⁸ Freundschaft wird bei Bellegarde als eine zutiefst agonale Beziehung gedacht; »die schönsten Empfindungen, wenn man uns gutes erzeigt«, können sich jederzeit in »sehr grosse Gleichgültigkeit oder Kaltsinnigkeit gegen diejenigen verwandeln, welche uns eine Freundschaft erwiesen haben«: »Man vergilt die wichtigsten Dienste sehr übel.«⁴⁹

Der Gang durch Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts und der Vergleich wichtiger Umgangs- und Klugheitslehren verdeutlichen die semantische Nähe von Patronage und Freundschaft. Da diese Nähe spannungsreich ist, bemühen sich die Autoren um die möglichst genaue Vermessung des Abstands zwischen Freund und Patron (sowie Klient und Günstling): Nicht jeder Patron darf als Freund adressiert werden, doch jeder Patron ist ein potenzieller Freund. Das Eingehen einer Patron-Klient-Beziehung eröffnet eine Zukunftsperspektive, die die Möglichkeit von Intimität und Freundschaft einschließt. Eine Patron-Klient-Beziehung, die eine solche Möglichkeit ausschließt, ist undenkbar bzw. ist keine. Sie käme einem Vertrag gleich, von dem sich Patronage grundsätzlich unterscheidet. Umgekehrt steckt in jedem Freund und Vertrauten ein potenzieller Patron, wenn der Austausch von Wohltaten und Gefälligkeiten nicht ausgeschlossen ist.

5 Geschenke und Gabentausch

Das »hobbistische«⁵⁰ Menschenbild Bellegardes zeigt sich besonders deutlich an seinen Ausführungen zu der Frage, inwieweit erst Geschenke den Bund zwischen Patron und Klient stiften. Obwohl ihm die uneigennützigere Bereitschaft, Bedürftige zu unterstützen, als »selbst-

48 Bellegarde: Betrachtungen über die Artigkeit, S. 347f. Vgl. hierzu die Parallelstelle in Basedow: Practische Philosophie, S. 172 [§4].

49 Bellegarde: Betrachtungen über die Artigkeit, S. 348.

50 Vgl. Karl-Heinz Göttert: Kommunikationsideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie, München 1988, S. 68 u. passim. Göttert umschreibt mit »hobbistisch« Umgangslehren, die von einer primären Feindseligkeit unter Menschen ausgehen und Thomas Hobbes' berühmten Satz, der Mensch sei des Menschen Wolf, bestätigen.

verständliche Forderung«⁵¹ erscheint, geht Bellegarde zunächst von der zutiefst egoistischen Natur des Menschen aus, weshalb er dem Leser einschärft, dass er »[o]hne Geschencke [...] bey den meisten Menschen wenig aus[richten]« werde.⁵² Er beschreibt den Akt des Schenkens als heimlichen, der den Augen der Öffentlichkeit entzogen sei und sich »im Winckel« ereigne:

Wenn ihr euren Patron ein Geschencke versprechet, so heißet es insgemein nichts: Denn er glaubet nicht, daß er es bekommen werde, nachdem er euch werde geholffen haben. Es ist ihm schon mit andern Clienten auch also ergangen, welche wenn sie ihren Zweck erreicht gehabt, darvon gegangen seynd, und das Maul gewischet haben. Soltet ihr es ihm auch also machen, so hätte er kein Mittel, euch zu Erfüllung eurer Zusage anzuhalten, und er hat kein Fundament zu einer gerichtlichen Klage wieder euch, weil er sich desjenigen nicht öffentlich rühmen darff, was er zu seiner und seines Amtes Schande mit euch im Winckel tractiret hat.⁵³

Knigge und Bellegarde haben gemeinsam, dass beide für die Beschreibung von Patronage und Freundschaft eine Skala entwerfen, die vom Notfall bis zum alltäglichen Geben und Nehmen reicht. Häufig denken sie Patronage von der Ausnahmesituation her und verfolgen sie erst im weiteren Verlauf der Überlegungen in den Alltag hinein, in dem nicht allein das Unglück den Rhythmus der Gaben bestimmt. So setzt Knigge in der zitierten Passage aus *Ueber Eigennutz und Undank* bei Menschen an, die man der Not entreißt, auch wenn man mit ihnen lediglich in »allgemeinen Verhältnissen« steht, und entwickelt den Gedanken in Richtung der »Hausfreunde« weiter, die nicht das Unglück, sondern der tägliche vertrauliche Umgang an den Wohltäter bindet. Und Bellegarde reserviert die aufrichtige Wohltat für den Fall, »einem Freund in seiner Noth zu Hülffe zu kommen, und ihn aus einem Unfall heraus zu reißen«.⁵⁴ Die Rede vom Notfall, der freundschaftliche Gefälligkeiten

51 Vgl. Anton: Gesellschaftsideal und Gesellschaftsmoral, S. 55. Zu Bellegardes Menschenbild vgl. ebd., S. 99f.

52 Bellegarde: Betrachtungen über die Artigkeit, S. 340.

53 Ebd.

54 Ebd., S. 317.

erzwingt und legitimiert, ermöglicht den Autoren des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts, Patronage ausführlich zu thematisieren und Szenen alltäglichen Gabentauschs zu entwerfen.

Die für Patron-Klient-Beziehungen konstitutiven materiellen und immateriellen Güter können zum Gegenstand weitläufiger Abhandlungen werden: In seiner *Einleitung zur Sittenlehre* stellt Christian Thomasius im Abschnitt »Von der absonderlichen vernünftigen Liebe überhaupt« die Frage, wie sich »Guttätigkeit« bestimmen lasse. Er beschreibt die Liebe zum Freund als eine Entwicklungslinie. Sie reiche von der »gefälligen Sorgfältigkeit« – bestehend aus »tausend kleine[n] Dienste[n], die [...] keine Mühe oder Unkosten erfordern« – über »Gefälligkeit« – bestehend aus »geringen Dienstleistungen und Bezeugungen« – zur »vertrauliche[n] Gutthätigkeit«. Vertrauliche Guttätigkeit erfordere, »auch mit Verlust seines Vermögens und mit saurer Mühe und Arbeit, ohne Begehrung einiges Endtgelds« dem Freund »beyzuspringen«. ⁵⁵ Thomasius lässt die Vertraulichkeit zwischen den Freunden mit den Dienstleistungen, Gefälligkeiten und Guttaten wachsen, weshalb auch die »[w]echselsweise Gefälligkeit« als Vorstufe zur »Gemeinmachung aller Dinge« ausschließlich dem Vertrauten zuteil wird. ⁵⁶ Freundschaft wird durch Güterverkehr nicht korrumpiert. Ganz im Gegenteil: Ihre Intensität ist dem Wert der im Austausch befindlichen Objekte abzu-

55 Vgl. Christian Thomasius: Von der Kunst Vernünftig und Tugendhaft zu lieben. Als dem einzigen Mittel zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, Oder Einleitung Zur Sitten-Lehre, Halle 1692, S. 272–284. Im Zusammenhang mit der Frage nach Freundschaft und Patronage wird in der Regel auf den *Kurtzen Entwurff der Politischen Klugheit* verwiesen. Vgl. Erdmut Jost: Eintrittskarte ins Netzwerk. Prolog zu einer Erforschung des Empfehlungsbriefs, in: Jost u. Fulda (Hg.): Briefwechsel, S. 103–143, hier S. 116.

56 Vgl. Thomasius: Einleitung zur Sittenlehre, S. 259. Es sind möglicherweise diese Ausführungen, die noch in Zedlers *Universal-Lexicon* herangezogen werden, um zwei Arten der »Wohlthat« voneinander abzugrenzen: »Die Neigung zu der ersten Art der Wohlthaten, da man einem durch seine Mühe hilft, wird die Dienstfertigkeit; die Neigung aber zu der andern Art, da man einem mit seinem Vermögen beystehet, die Gutthätigkeit genennet.« Vgl. Artikel »Wohlthat«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 58 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1748], Graz 1962, Sp. 171–178, hier Sp. 171. Die Frage nach der ursprünglichen Vorlage der einzelnen Einträge wird diskutiert in: Ulrich Johannes Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2013.

lesen, wenn der Austausch freiwillig erfolgt und dem Nehmer keinen Zwang auferlegt, ebenfalls zu geben. Die von fremder Seite empfangene »Guttat« allerdings schätzt Thomasius als unaufrichtige Zuwendung ein, die im Grunde den Eigennutz des Gebers offenbart.⁵⁷

Ob und inwiefern Unentgeltlichkeit die Guttätigkeit bedingt, ist auch in Basedows *Practischer Philosophie für alle Stände* Ausgangspunkt der Überlegungen. Allerdings verschiebt sich hier das Problem in Richtung der Umstände, unter denen »man für seine Dienste eine billige Ersetzung«⁵⁸ verlangen kann, sowie der Rechtmäßigkeit der Geschenke überhaupt: »Wenn ein Andrer nicht gewohnt ist, ohne Geschenke und Versprechungen seine Schuldigkeit gegen uns zu thun, [...] so ist es in den meisten Fällen erlaubt, wenn nur kein böses Exempel gegeben wird, Geschenke anzubieten.«⁵⁹ Aber auch hier wird hinzugesetzt, solche Gaben »nur in seltenen und wichtigen Nothfällen«⁶⁰ anzunehmen. Die Annahme von »Amtsgeschenke[n]« jedoch sei bei Beachtung »eingeführter Gewohnheit« erlaubt.⁶¹

6 Patronage und Gender

Der Begriff der Patronage wird für gewöhnlich stillschweigend generisch verwendet: Obwohl der vom lateinischen »pater« abgeleitete Wortstamm »Patron« im Maskulinum steht, ist die Beziehung der Patronage nicht auf die Verpflichtungen eines Wohltäters gegenüber einem Klienten beschränkt. Sie schließt prinzipiell Wohltäterinnen und Klientinnen ein. In der Literatur des 18. Jahrhunderts ist die vom Patron abgeleitete »Patronin« als eine solche Wohltäterin bekannt.⁶² Im Französischen gibt es parallel zum *patron* die *patronne*. Was die gegenwärtigen

57 Vgl. Thomasius: Einleitung zur Sittenlehre, S. 286.

58 Vgl. Basedow: *Practische Philosophie*, S. 163.

59 Ebd., S. 166.

60 Ebd.

61 Vgl. ebd., S. 167.

62 »Laß ihn nur. – Seine lustigen Spielgesellen werden ihn minder verderben als ein galonirter Müßiggänger, unterstützt von einer eiteln Patronin.« J.M.R. Lenz: *Der Hofmeister*. Synoptische Ausgabe von Handschrift und Erstdruck. Hg. von Michael Kohlenbach, Basel u. Frankfurt/M. 1986, S. 13 [I/2].

tige Verwendungsweise des Wortes angeht, fällt auf, dass »Matrone« als analoge Ableitung der lateinischen »mater« für das Bedeutungsfeld der Förderung jenseits familialer Bande keine Rolle spielt.⁶³

Die Frage nach Patronage und Gender ist komplex, da die in der dichotomen, komplementären Geschlechterordnung wirksame Semantik von einer männlichen, gebenden, aktiven Seite und einer weiblichen, nehmenden, passiven Seite bei der Patronage verschoben ist. Während die gebende Seite männlich konnotiert ist und zu einer Vermännlichung der Patronin führt, ist die nehmende Seite vielfach nicht weiblich konnotiert, sondern wird als Neutrum oder Geschlechtsloses imaginiert. Sprachlich kommt dies in der Vielzahl neutraler Bezeichnungen wie beispielsweise »Factotum«, »Kreatur« oder »Liebling« zum Ausdruck. Während also die Patronin, indem sie gibt, die Geschlechterdualität bestätigt und die von ihrer Gunst Abhängigen feminisieren oder infantilisieren kann, operiert die Klientin auf semantisch ungesichertem Terrain. Es mag gelingen, neben dem Patron die Sozialfigur der Patronin zu etablieren. Eine entsprechend symmetrische Konstruktion der Klientin aber ist mit Widersprüchen verbunden, da die Abhängigen im System der Patronage sich mit der Kategorie »Gender« nicht erfassen lassen.

Trotz der semantischen Ambivalenz schließt die Bezeichnung »Patronage« Klientinnen und Wohltäterinnen mit ein und reproduziert durch den impliziten Einschluss die Wirksamkeit der Kategorie Gender. In den Klugheitslehren und Enzyklopädien zeigt sich dies zunächst in der sprachlichen Besonderheit, dass neben den »Frauzimmern«, »Männern« und »Jünglingen« ebenso häufig von »Personen« und »Menschen« die Rede ist. So erwähnt der Eintrag »Gunst oder Gewogenheit« in Krünitz' *Enzyklopädie* neben den »verdiente[n] Männer[n]«, die er den vornehmen Herren zur Gesellschaft empfiehlt, »geistreiche(r) und liebenswürdige(r) Personen«.⁶⁴

63 Die Verwendung des Wortes »Matronage« soll sicherlich in kritischer Absicht auf die fehlende Analogie aufmerksam machen. Vgl. beispielsweise Jan Feddersen: Die auch mit Härte bezauberte [Nachruf auf Jeanne Moreau], in: die tageszeitung, 1. August 2017, S. 15. Hier heißt es, Jeanne Moreau habe in Angers »die Matronage über ein Filmfestival für junge Regisseure übernommen«.

64 Vgl. Artikel »Gunst«, in: Krünitz: Ökonomisch-technologische Enzyklopädie, Bd. 20, S. 356.

Eine solch mehrdeutige Adressierung findet sich auch in Knigges *Ueber den Umgang mit Menschen*. Die Einleitung zum ersten Teil des dreibändigen Werks erwähnt am Ende die Jünglinge, für die Knigge seine Schrift eigentlich konzipiert hat. Zu den einer allgemeinen Umgangslehre bedürftigen »Sozialfiguren«⁶⁵ zählen neben dem Professor, dem Stubengelehrten und Studenten der »ehrliche(n) Land-Edelmann«⁶⁶ und der Hofmann. In der »sozialen Landschaft«,⁶⁷ die Knigge zeichnet, tauchen »Damen«⁶⁸ am Rande auf – wobei dem Jüngling zur Vollendung seiner Bildung nachdrücklich empfohlen wird, mit ihnen Umgang zu pflegen.⁶⁹ Im 63. Abschnitt des ersten Kapitels erörtert er kurz die Frage, ob sich auch Frauenzimmer nach seinen Maximen richten sollten. Da sich das (junge) Frauenzimmer aufgrund der verschiedenen sozialen Welten, in denen sich Mann und Frau bewegen, anderen Anforderungen gegenübersehe als »Männer« und diese wiederum am besten von »[w]eise[n] Frauenzimmer[n]«⁷⁰ zu vermitteln seien, habe sich der Autor auf Ratschläge für den Mann beschränkt. Der Abschnitt hält für die Damen dennoch eine verhalten einladende Geste bereit, wenn es heißt: »Findet jedoch das schöne Geschlecht auch etwas für sich Brauchbares in diesen Blättern; so wird das meine Zufriedenheit über mein eignes Werk sehr vermehren.«⁷¹

65 Im Sinne von Remigius Bunia, Till Dembeck u. Georg Stanitzek (Hg.): *Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur*, Berlin 2011.

66 Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Bd. 1, S. 18.

67 Ich verwende diesen Begriff im Sinne von Arnold Hirsch: *Bürgertum und Barock im deutschen Roman. Zur Entstehungsgeschichte des bürgerlichen Weltbildes*, 3. Aufl., Köln u. Wien 1979, S. 5 u. 8.

68 Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Bd. 1, S. 23.

69 Ähnlich Rousseau: »So brachte ich denn meine Zeit in dem Empfangszimmer von Fräulein von Châtelet mit ebensoviel Vergnügen wie Nutzen zu, denn sicherlich sind die anregenden und verständigen Gespräche einer begabten Frau mehr geeignet, einen jungen Mann zu bilden, als die ganze pedantische Philosophie der Bücher.« Jean-Jacques Rousseau: *Bekenntnisse*. Aus dem Französischen von Ernst Hardt. Mit einer Einführung von Werner Krauss, 10. Aufl., Frankfurt/M. u. Leipzig 2012 [Orig. 1781], S. 255. Zum Motiv der Vollendung der Bildung durch »Umgang mit Frauen« vgl. auch Georg Stanitzek: *Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1989, S. 241.

70 Knigge: *Ueber den Umgang mit Menschen*, Bd. 1, S. 127.

71 Ebd., S. 127f.

Etwas genauer in der Frage der Adressierung sind Briefsteller und Ratgeber für Hofmeisterinnen. In Musterbriefen sprechen fast ausschließlich (künftige) Klienten. Die seltenen Briefe von Frauenhand sind stilisierte Antwortschreiben auf Kontaktanbahnungen erotischen Charakters. Den tugendhaften Frauenzimmern werden in erster Linie Absagen und ausweichende Repliken in die Feder diktiert. *Des Galanten Frauenzimmers kluge Hofmeisterin* (1696) rät ihren Leserinnen schlichtweg davon ab, Briefe zu schreiben. Offenbar werden Briefe an Patroninnen gar nicht erst in Betracht gezogen. Der Ratgeber macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, dass noch »in ernstlichen geschäftten«⁷² die Form des Briefes selbst für eine verhängnisvolle Verwischung von Bedeutungsgrenzen sorgen kann: »man bedient sich allezeit im eingang und zu ende der briefe einiger angenehmen redens=arten / die man complimenten nennet; sie kan aber die worte nicht so wohl auswehlen / daß man denselben nicht eine schlimme auslegung boßhafftig zueignen möge«.⁷³ Sollte sich der Brief nicht vermeiden lassen, wird empfohlen, »schlecht weg und gantz kurtz«⁷⁴ zu schreiben.

Das Abraten vom Briefschreiben in den Briefstellern steht nur scheinbar im Kontrast zum poetologischen Lob der von Frauen verfassten Briefe.⁷⁵ Denn wird Patronage als ein Phänomen der Arbeitssphäre bestimmt – wie im nächsten Abschnitt ausgeführt – und Gender u. a. durch die Unterscheidung »Arbeit – Nicht-Arbeit« bzw. »sichtbare – unsichtbare Arbeit«, ist es nur konsequent, dass die gelobten Briefe von Frauenhand überall dort fehlen müssen, wo Briefwechsel und Schriftverkehr Arbeitsverhältnisse im Zeichen der Patronage herstellen und aufrechterhalten.

72 *Des Galanten Frauenzimmers kluge Hofmeisterin* aus dem Französischen ins Teutsche übersezt, Leipzig 1696, S. 196.

73 Ebd.

74 Ebd., S. 197.

75 Vgl. Regina Nörtemann: Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese, in: Angelika Ebrecht, Dies. u. Herta Schwarz (Hg.) unter Mitarbeit von Gudrun Kohn-Waechter u. Ute Pott: Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays, Stuttgart 1990, S. 211–224, hier S. 221–223.

7 Patronage als Arbeit

Neuere Theorien der Arbeit üben Kritik an einem Arbeitsbegriff, der sich konzeptionell an der modernen, vertraglich fixierten Erwerbsarbeit orientiert. Sie entwickeln alternative Unterscheidungen, die für die Beantwortung der Frage nach Patronage als Arbeitsbeziehung hilfreich sind.⁷⁶ Insbesondere die Analysekategorien »bezahlt – unbezahlt« sowie »formell – informell« verdeutlichen strukturelle Analogien zwischen den Tätigkeiten und dem Habitus eines Klienten und eines Patrons auf der einen, den Tätigkeiten und dem Habitus einer (finanziell abhängigen) Hausfrau und einem Alleinernährer auf der anderen Seite. Hierbei geht es um Tätigkeiten, die zwar nicht bezahlt, vertraglich fixiert und berufsständisch verfasst, aber dennoch auf die Sphäre der Arbeit im engeren Sinn bezogen sind: Untersuchungen zum »informellen Sektor« heben die funktionale Bedeutung von solchen sozialen Beziehungen und Qualifikationen hervor, die außerhalb und teilweise in Ermangelung schulischer Ausbildung entstanden sind bzw. erworben wurden.⁷⁷ Diese Beziehungen und Qualifikationen kompensieren all die Leistungen und Sicherheiten, für die der »formelle Sektor« einsteht. Studien zur »Frauenarbeit« wiederum weisen die starke Abhängigkeit bezahlter Arbeit von der unbezahlten Reproduktions- und Hausarbeit der Frauen nach. In beiden Forschungsfeldern ist das Interesse groß, die Interdependenz der Sphären und die sich daraus ergebenden Dynamiken möglichst genau zu erfassen. Der Nachweis kultureller Eigengesetzlichkeit ohne die Bezugnahme auf die Sphäre normativ bestimmter Arbeitsverhältnisse bleibt hingegen nur ein Seitenaspekt.

76 Vgl. Andrea Komlosy: Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive 13. bis 21. Jahrhundert, 4., unveränderte Aufl., Wien 2015, S. 53–76 u. passim. Einen guten Überblick bieten auch Josef Ehmer u. Edith Saurer: »Arbeit«, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1, Stuttgart 2005, Sp. 507–533. Zur feministischen Kritik eines an der Erwerbsarbeit orientierten Arbeitsbegriffs (»richtige« Arbeit ist Männerarbeit«) vgl. Karin Hausen: Arbeit und Geschlecht, in: Jürgen Kocka u. Claus Offe (Hg.) unter Mitarbeit von Beate Redtslob: Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt/M. u. New York 2000, S. 343–361, hier S. 346.

77 Hierbei handelt es sich entweder um Studien über die Dichte selbstständiger (bezahlter) Arbeit in der sogenannten Dritten Welt oder aber um Studien, die insbesondere die Rolle von Freundinnen und Freunden in informellen Netzwerken hervorheben. Vgl. hierzu insb. Alena V. Ledeneva: Russia's Economy of Favours. *Blat*, Networking and Informal Exchange, Cambridge/UK 1998.

Silvia Federicis berühmter Ausspruch »They say it is love. We say it is unwaged work«⁷⁸ lässt sich auf Patronage und Freundschaft im 18. Jahrhundert übertragen. Zahlreiche Handlungen zwischen Patron (Patronin) und Klient (Klientin) lassen sich als unbezahlte Arbeit bezeichnen. Die gegenwärtigen Praktiken des *networking*, die sich insbesondere im Bereich prekärer Beschäftigung zeigen,⁷⁹ lassen sich mit Gewinn auf die Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts beziehen.

Das wichtigste Argument gegen eine Interpretation der Patronage als Arbeit besteht indessen darin, dass man sie im 18. Jahrhundert in Abgrenzung zu einem Verhältnis definiert, das eindeutig als Arbeitsbeziehung angesehen wird: dem Verhältnis zwischen Herr und Diener. Klienten und Günstlinge sind keine Diener bzw. sollen keine sein. Die Lebensbeschreibungen und Dramen des 18. Jahrhunderts sind voll der Klagen junger, ambitionierter Männer, die sich zu Unrecht als Diener behandelt und zu niederen Tätigkeiten herangezogen sehen, obwohl ihnen im Zeichen von Patronage und Freundschaft mehr und anderes versprochen wurde und obwohl sie aufgrund ihrer Qualifikation eine andere Stellung einnehmen könnten. Maßgeblich für die Trennung von Diener und Klient ist ein Arbeitsbegriff, der Arbeit mit körperlicher Anstrengung gleichsetzt.⁸⁰

Klienten und Günstlinge sind auf dem Papier keine Diener. Dennoch kommt es in der Praxis und im Alltag zu einer Vermischung der Sphären und Stellenbeschreibungen. Wie wenig eindeutig die Grenze verlaufen kann, zeigt eine Passage in Rousseaus *Bekenntnissen*. Rückblickend auf seine Jugendjahre kommt Rousseau auf seine Aufnahme in das Haus der Gräfin von Vercellis zu sprechen. Die erste Begegnung ist kühl und hinterlässt den jungen Rousseau in der zweideutigen Stellung eines Lakaien, der die übliche »Bediententracht« anziehen muss – allerdings mit einer kleinen Veränderung.⁸¹ Äußerlich von den übrigen Dienern

78 Silvia Federici: *Wages against Housework*, Bristol 1975, S. 1.

79 Vgl. hierzu exemplarisch Kathrin Röggla: *wir schlafen nicht*. Roman, Frankfurt/M. 2004.

80 Vgl. Richard van Dülmen: »Arbeit« in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Vorläufige Bemerkungen, in: Kocka u. Offe (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, S. 80–87, hier S. 81.

81 »Sie beaugenscheinete mich und fragte mich aus, und da ich ihr nicht mißfiel, nahm sie mich sofort in ihren Dienst, aber nicht gerade völlig in der Eigenschaft eines Günstlings [frz. Orig.: favori], sondern vielmehr in der eines

leicht abgehoben, verharrt er in einer Zwischenposition, die das Misstrauen und die Missgunst der übrigen Diener weckt: »Sie bemerkten sehr wohl, daß ich nicht an meinem richtigen Platze war, und fürchteten, die gnädige Frau möchte dessen auch gewahr werden und mich unter Schmälerung des ihrigen zu einem richtigeren hinaufheben.«⁸² Rousseaus *Bekenntnissen* lässt sich zudem eine genaue Beschreibung aller Gefälligkeiten entnehmen, die ein Patron demjenigen schuldet, der nicht eindeutig als Diener klassifiziert und durch Kleidung zumindest in die Nähe eines Günstlings gerückt wurde:

Sie hatte ihren niederen Dienstboten je eine Jahreslöhnung vermacht, da ich jedoch im Dienerschaftsverzeichnis nicht aufgeführt war, erhielt ich nichts. Dagegen ließ mir der Graf della Rocca dreißig Livres auszahlen und befahl auch, mir den neuen Rock, den ich trug und den Herr Lorenzi mir wegnehmen wollte, zu belassen. Er versprach sogar, sich nach einer Stellung für mich umzutun, und erlaubte mir, zu ihm zu kommen. Ich tat es zwei- oder dreimal, ohne ihn sprechen zu können. Leicht entmutigt, wie ich war, ging ich dann nicht mehr hin. Bald wird man sehen, wie unrecht ich daran tat.⁸³

Der fehlende Jahreslohn wird durch vielfältige Gaben kompensiert: Eine der wertvollsten besteht im Versprechen, sich um die Zukunft des Schützlings sorgen zu wollen. Obwohl es in dieser Episode um ein leeres Versprechen geht und Rousseau in seiner Autobiografie weitere enttäuschte Hoffnungen und nur scheinbar vielversprechende Bekanntschaften auflisten wird, sucht man in den *Bekenntnissen* vergeblich nach kritischen Aussagen zum System der Patronage im Allgemeinen.⁸⁴ Die

Lakaien. Ich wurde in die Bediententracht ihrer Leute gesteckt, mit dem einzigen Unterschied, daß jene Achselschnüre trugen und ich keine bekam. Und da dieses Dienerkleid sonst keine Tressen aufzuweisen hatte, war es der gewöhnlichen bürgerlichen Tracht nicht unähnlich. Dies war das unerwartete Ende all meiner großen Hoffnungen.« Rousseau: *Bekenntnisse*, S. 136. Zum Abgleich mit der französischen Ausgabe vgl. Ders.: *Œuvres complètes*, Bd. 1: *Les Confessions. Autres textes autobiographiques*. Hg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Paris 1959, S. 80.

82 Rousseau: *Bekenntnisse*, S. 139.

83 Ebd., S. 140.

84 Obwohl Rousseau sie in der Theorie verteidigt, zeigt er sich gegenüber Patronage im Alltag und in privaten Aussagen kritisch. Andrew spricht von

enttäuschenden Begegnungen erscheinen vielmehr als Ausnahmen und hässliche Momentaufnahmen einer Kultur, die ganz selbstverständlich mit Patron-Klient-Verbindungen rechnet und im Grunde kein anderes verlässliches System kennt, um als Fremder in einer neuen Stadt anzukommen und Fuß zu fassen, eine Stellung zu erlangen und innerhalb einer Institution zu reüssieren. Rousseau sieht im System der Patronage kein Übel der politischen Kultur seiner Zeit. Sein Alltag als Reisender, Gesellschafter und Autodidakt ist von Praktiken der Patronage bestimmt. Wo immer er als Fremder ankommt, stets verfügt er über Empfehlungsbriefe, stets gibt es eine Adresse, die er aufsuchen kann, um sich einen Freitisch und eine erste Anstellung vermitteln zu lassen.

8 Am Nullpunkt

Fiktionale und nicht-fiktionale Texte des 18. Jahrhunderts verhandeln Patronage häufig im Zusammenhang einer Tatsache, die spätestens seit Émile Durkheim als »sozialer Tod« bezeichnet wird. Der bedürftige Klient ist nicht selten jemand, der entweder unverschuldet alles verloren hat und »am Nullpunkt«⁸⁵ seiner Existenz angelangt ist, oder aber dessen Herkunft – noch vor dem Auszug aus dem elterlichen Haus zwecks Studium und eigener Haushaltsgründung – die Unterstützung durch Gönnerinnen und Gönner erfordert. Die Lebensgeschichte von Karl Heinrich Lang (1764–1835), die Heinrich Bosse als exemplarische Passionsgeschichte eines Klienten liest, weist diese Struktur auf. Lang kommt nach dem Tod seines Vaters, im Alter von sechs Jahren, zu einem Onkel und muss von dort aus eine Odyssee durch die Häuser verschiedener Verwandter und Vormunde antreten. Seine – im Nachhinein – erfolgreiche Bildungskarriere verdankt sich der Autodidaxe sowie einer »Ökonomie der Gefälligkeiten«.⁸⁶ Kulturtechniken und Kenntnisse

»Rousseau's reluctance to accept patronage in practice and his justification of it in theory«. Vgl. Ders.: *Patrons of Enlightenment*, S. 144, sowie S. 136–153.

85 Bosse: *Bildungsrevolution* [Kapitel: Der Lehr- und Lernmarkt des Ancien Régime], S. 25.

86 Ebd., S. 16.

werden im Haus des jeweiligen Patrons in den Nebenstunden weitergegeben, häufig im Tausch gegen die Arbeit, die Lang verrichtet.⁸⁷

Berichte wie derjenige Langs können als klassische Aufstiegsgeschichten erzählt werden (von der Waise zum nobilitierten Ritter). In der Aufklärungsforschung werden vergleichbare Lebensgeschichten eng an Fragen der Leistungsethik gebunden. Die Fokussierung der Patronage bei Lang hingegen lenkt den Blick weg von dessen Verdiensten – worin auch immer sie bestehen mögen – hin zu all den Akteurinnen und Akteuren, die als Nebenfiguren in Langs Lebensschauspiel teils helfend, teils strafend eingreifen. Der Moment des Zufalls gewinnt an Bedeutung, und Langs Position erweist sich als Knoten in einem Netz unterschiedlicher Verbindungen.

Friedrich Nicolais *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker*,⁸⁸ zwischen 1773 und 1776 in drei Bänden erschienen und in der Germanistik in erster Linie als »theologischer Kampfroman« gewürdigt,⁸⁹ entfaltet ein solches Netz klientelärer Verbindungen. Ausgehend von der Figur eines sozial bestens integrierten Landpredigers wird von den Verbindungen erzählt, auf die eine Person vertrauen kann, die mit einem Schlag Amt und Haus verliert. Über

87 Vgl. beispielsweise die Ausführungen über die Arbeit eines Sekretärs und Gesellschafters in: Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. In zwei Theilen. Erster Theil, Braunschweig 1841, S. 196–207.

88 Friedrich Nicolai: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, in: Ders.: Gesammelte Werke. Hg. von Bernhard Fabian u. Marie-Luise Spieckermann, Bd. 3, Hildesheim u. a. 1988 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin u. Stettin 1773–1776]; im Folgenden zitiert in Klammern im Text mit Band- und Seitenangabe. Die Lektüre von Nicolais *Sebaldus Nothanker* an dieser Stelle ist – bis auf wenige Änderungen – identisch mit Nacim Ghanbari: Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung, in: IASL 38/2 (2013), S. 315–335, hier S. 318–323.

89 Über Nicolai als Kulturhistoriker *avant la lettre* schreiben Richard Schwinger: Friedrich Nicolais Roman »Sebaldus Nothanker«. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, Weimar 1897, S. 259f., sowie István Gombocz: Reiseerlebnis und Gesellschaftskritik in Friedrich Nicolais Roman *Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker*, in: Daphnis 35 (2006), S. 301–319, hier S. 306–319. Vgl. hierzu auch Marcus Twellmann: Klerikalmoden. Historische Dogmenkritik in Friedrich Nicolais *Sebaldus Nothanker*, in: Das achtzehnte Jahrhundert 33/1 (2009), S. 60–78.

die lange Liste der verschiedenen Stellungen, die Nothanker nach dem Amtsverlust angeboten werden – Korrektor, Musiker, Aufseher der Bibliothek und des Antiquitätenkabinetts, Schulmeister, Hofmeister und Gesellschafter –, konkretisieren sich die Regeln einer erfolgreichen Stellenvermittlung durch Patronage. Der Roman ist in der Rekonstruktion von Nothankers Wiedererlangen einer Persona nach dem Verlust seines sozialen Status exemplarisch für zahlreiche (auto-)biografische Romane und Lebensgeschichten im 18. Jahrhundert.

Eng mit Nothankers Lebensgeschichte verwoben ist die Darstellung literarischer Infrastrukturen des Buchhandels und der Buchherstellung. Der Roman folgt der Titelfigur in den literarischen Maschinenraum der großen Druckereien und »Uebersetzungsfabriken« (I, 98) der Buchhandelsmetropole Leipzig. In diesem Kontext versucht er sich an einer proto-soziologischen Skizze unterschiedlicher Arbeitsbeziehungen, die alle zwischen Lohnarbeit und einer Tätigkeit auf Honorarbasis changieren.

Die Suche nach Protektion ist das Erste, woran die in Not geratene Familie denkt, nachdem Nothanker in Folge einer missliebigen Predigt Opfer einer Intrige geworden ist.⁹⁰ Nothanker reist in die Stadt und trifft beide Patrone in einem für sie wenig schmeichelhaften Zustand an. Sie sind körperlich hinfällig und haben ihre beste Zeit offensichtlich hinter sich. Ausstaffiert mit den Attributen des deutschen Michels fröhnen beide einer philiströsen Lebensweise (vgl. I, 53–55). Der Bericht ihres Schützlings stößt bei ihnen auf taube Ohren; und Nothanker »sahe nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hoffnung verlohren hätte, von seinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen« (I, 61).

Während die Protektion durch Mächtige ausbleibt, ist es die überraschende Ankunft des Buchhändlers Hieronymus, die Nothankers Unglücksserie beendet. Eines schützenden Wohltäters würdig kommt

90 »Sebaldus, Wilhelmine und Mariane hatten sich immer blos auf ihre gute Sache verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protection zu einem vortheilhaften Ausschlage, nie überflüssig sein werde. Wilhelmine erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von Nimmer, sie glaubte, daß diese mächtige Patronen sie gewiß nicht würden verlassen haben, wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. [...] Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen und bei seinen Gönnern Hülfe suchen sollte, welches Sebaldus endlich versprach.« (I, 48)

Hieronymus zunächst für die Begräbniskosten der vom Unglück dahingerafften Ehefrau Nothankers auf. Da dieser außerdem ohne Bleibe ist, nimmt Hieronymus ihn in sein Haus auf (vgl. I, 72). Patronage als schützende Hilfe erfährt Nothanker durch den Freund – nicht mehr durch die alten, dem Hof zugehörigen Gönner. In gewisser Weise vertauscht der Text philiströse und herrschaftliche Attribute, indem er die Herren als Philister vorführt, die der Sphäre häuslichen Alltags verhaftet sind, während Hieronymus herrschaftlich auftritt (vgl. I, 67).⁹¹ Der Buchhändler Hieronymus verhilft seinem Freund und dessen Tochter vor allem dadurch zu einer neuen Existenz, dass er seine Verbindungen in der Messestadt Leipzig bemüht. So kann er »ihm bald bey einigen großen Druckereyen die Stelle eines Correctors« (I, 76) und ihr die Stelle einer Erzieherin in einem adligen Haus verschaffen. Im Laufe des Romans agiert der Buchhändler wiederholt als Arbeitsvermittler:

Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormals am fürstlichen Hofe Kammerjunker gewesen, und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinetts verlangte. Sebalduß ließ sich leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit [...]. (II, 133f.)

Schon früh ist bemerkt worden, dass Nothankers schützender Gönner Züge des Autors Nicolai trägt und als sein *alter ego* angesehen werden könnte: Ebenso wie Nicolai hat auch die Romanfigur Hieronymus »in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt« (I, 21), ohne diese im Universitätsstudium fortzusetzen. Diesen Mangel an gelehrtem Wissen kompensieren beide durch »Erfahrung in Welthändeln« (I, 162) und Vertrautheit mit der sozialen Sphäre, »die die Engländer high life« (I, Vorrede) nennen.⁹² Die Geschicke des Buchhandels sind darüber hi-

91 Für eine Kultur- und Literaturgeschichte des Philisters vgl. Bunia, Dembeck u. Stanitzek (Hg.): Philister.

92 Vgl. Schwinger: Sebalduß Nothanker, S. 142, sowie Horst Möller: Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai, Berlin 1974, S. 85. Vgl. hierzu auch Friedrich Nicolai: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie [...], Berlin u. Stettin 1799. Nicolais Selbstbeschreibung bestätigt die These von der

naus Gegenstand weitläufiger Diskurse im Roman:⁹³ Im ersten Band wird der einträgliche Tauschhandel beschrieben, den Hieronymus betreibt, indem er seine Bücher im Einklang mit den kameralistischen Vorgaben der regierenden Fürsten gegen Vieh und Naturalien verkauft und damit zur zweifelhaften Kultivierung der ländlichen Gebiete beiträgt, sind es doch vor allem Erbauungsschriften und Hausväterliteratur, die nachgefragt werden (vgl. I, 22–26). Der dritte Band erzählt davon, wie Nothanker das Verlagsrecht der Werke eines befreundeten Autors erbt, um es jedoch wieder an dessen Buchhändler zu verlieren (vgl. III, 71–84). Indem der Roman überdies mit Hieronymus einen Buchhändler und Verleger als Freund und Gönner ins Spiel bringt, macht er das Verlagshaus als Agentur klientelärer Vorgänge geltend.⁹⁴

Mit Nicolais *Sebaldus Nothanker* lässt sich Patronage im 18. Jahrhundert als eine halb formalisierte Beziehung beschreiben. Die Aufnahme als Klient ist ritualisiert. Sie beginnt mit dem Überreichen der Empfehlungsbriefe und wird durch öffentliche Verkündigung besiegelt:

Inzwischen erwies ihm [Sebaldus Nothanker, N.G.] Stauzius alle mögliche Höflichkeiten und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Prä-

allgemeinen Aufwertung des Buchhändlers im 18. Jahrhundert: »Aus dem Partner der Gelehrten wurde ein Freund der Bürger, aus dem pedantischen Bücherwurm vielfach ein weltoffener, an dem politischen und kulturellen Leben beteiligter Bürgerfreund.« Paul Raabe: Der Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland, in: Giles Barber u. Bernhard Fabian (Hg.): Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. The Book and the Book Trade in Eighteenth-Century Europe, Hamburg 1981, S. 271–291, hier S. 286 u. passim.

93 Vgl. Gombocz: Reiseerlebnis und Gesellschaftskritik, S. 309–312.

94 Vor dem Hintergrund der im *Sebaldus Nothanker* entworfenen Patronagekultur werden Nicolais vielschichtige verlegerische und publizistische Unternehmungen als Netzwerke lesbar. Vgl. hierzu die von Robert Darnton inspirierte Studie von Pamela E. Selwyn: *Everyday Life in the German Book Trade. Friedrich Nicolai as Bookseller and Publisher in the Age of Enlightenment, 1750–1810*, University Park/PA 2000, sowie Rainer Falk: Die Korrespondenz des »gelehrten Buchhändlers« Friedrich Nicolai, in: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*, Berlin u. New York 2008, S. 105–112.

sidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfohlen hatte. Er ward auch wirklich in den nächsten drey Monaten, zu den zweyen im Lande vacant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. (I, 157)

Das Ende der Beziehung kann der Klient mitunter nur erahnen.⁹⁵ Denn es sind kleine Gesten, die ihm den Verlust der herrschaftlichen Gunst andeuten:

Sie [der Präsident und der Generalsuperintendent, N.G.] liessen ihn [Sebaldus Nothanker, N.G.] nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thür, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder daß Sie eben Geschäfte hätten, oder daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den letztern zu sprechen verlangte, so kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se. Hochwürdige Magnificenz zwar im Schlafrocke, mit oder ohne Peruke zum Vorscheine, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vacanzen vorfielen, so dachte doch niemand mehr daran, den Sebaldus vorzuschlagen. (I, 159f.)

Die Funktion des Patrons unterscheidet sich von der des Mäzens,⁹⁶ insofern der Patron nicht notwendig als Geldgeber in Erscheinung tritt. In einem Fall wird Nothanker lediglich im Haus des Patrons

95 Beispiele für öffentlich kommunizierte Auflösungen von Patron-Klient-Verhältnissen finden sich bei Erika Thomalla: Sendeschluss. Freundschaften beenden im 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 64 (2020), S. 115–132, hier insb. S. 119f. Zum Aspekt der Bekanntmachung einer bestehenden Patronagebeziehung vgl. auch Mathis Leibetseder: Subskribieren und Publizieren als gesellschaftlich verpflichtende Gaben? Von den Spuren eines personalen Netzwerkes in einer Serienpublikation des späten 18. Jahrhunderts, in: Das achtzehnte Jahrhundert 31/1 (2007), S. 31–41, hier S. 41.

96 Vgl. zur Verkennung der Patronatsfunktion als Mäzenat folgende Passage, in der Polemik gegen Nepotismus anklingt: »Nachdem er [ein Kammerjunker, an den Sebaldus vermittelt wurde, N.G.] des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade; (denn seitdem er reich geworden, ergriff er gern jede Gelegenheit, wobey er den Mäcen spielen konnte;) doch bedauerte er es, daß er einen so grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben könnte, weil diese Stelle bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, der ein Schwestersohn eines Mannes war, der ihm viele Alterthümer [...] verkauft habe« (II, 213).

beherbergt und verköstigt, bis er eine neue Anstellung erhält.⁹⁷ Von der entlohnten Arbeit bis zur Besoldung mit Pensionsanspruch kennt der Roman viele Varianten, wie Klienten von ihren Gönnern abhängig sein können.⁹⁸ Der Schutz, den letztere ihren Klienten gewähren, umfasst die häusliche Herberge und die Weiterempfehlung ebenso wie die Bestrafung der Feinde und Verfolger der Klienten.

Ob eine Beziehung der Patronage glückt oder scheitert, wird im Roman kaum anhand der Unterscheidung »adlig – bürgerlich« entwickelt. Zu den Gönnern Nothankers zählen neben den bürgerlichen Freunden auch adlige Militärangehörige. Säumig sind wiederum neben den höfisch sozialisierten Paten auch die (nichtadligen) kirchlichen Würdenträger. Der Roman arbeitet sich an der institutionellen Unterscheidung zwischen Kirche und Militär ab: Nothankers Unglück fängt mit einer Predigt über Thomas Abbts *Vom Tode fürs Vaterland* an, die ihm bei den Klerikern Feinde, im Lager der Offiziere hingegen Freunde beschert. Die Offiziere werden nicht satirisch überzeichnet, sondern als aufgeklärte Gegenfiguren zu den korrumpierbaren Theologen dargestellt.⁹⁹ Vergleicht man *Sebaldus Nothanker* mit weiteren erfolgreichen Romanen der Zeit, zeigt sich darüber hinaus, dass Militärangehörige allein schon aufgrund ihrer räumlichen Mobilität als Kulturträger im Dienste der Aufklärung gesehen werden konnten.¹⁰⁰

Nicolais Roman unterscheidet zwischen der freundschaftlich codierten und durch Arbeitsbeziehungen vermittelten Patronage in der Welt der kleinen und großen Buchhändler, der Korrektoren, Schulmeister und Bibliotheksaufseher einerseits und dem verwandtschaftlich codier-

97 »Nunmehr nahm er den Sebaldus [...] in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen« (II, 217).

98 Vgl. II, 48, II, 130f., III, 36f. Vgl. hierzu auch Dustin Griffin: *Literary Patronage in England, 1650–1800*, Cambridge/UK 1996, S. 18–22.

99 Vgl. Möller: *Aufklärung in Preußen*, S. 85.

100 In Johann Martin Millers *Siegwart* (1776) sind es nicht zufällig ein preußischer Offizier und ein Hauptmann, die die lesehungrigen Kinder eines schwäbischen Amtmannes mit Klopstocks *Messias* und weiteren literarischen Neuerscheinungen versorgen. Vgl. Johann Martin Miller: *Siegwart. Eine Klostergeschichte*. Mit einem Nachwort von Alain Faure. Erster Band, Stuttgart 1971 [Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776 erschienen bei Weygand in Leipzig], S. 116 u. 316.

ten, illegitimen Nepotismus klerikaler Kreise andererseits. Letzterer ist immer dann zu beobachten, wenn die schützende Hilfe des Patrons Verwandten zuteilwird bzw. verwandtschaftliche Beziehungen erzwingt.¹⁰¹ Die Kultur der Patronage, in der sich Nothanker bewegt, ist hingegen fest im Alltag verankert und öffnet in der Regel über Arbeitsbeziehungen Höfe, Häuser und Universitäten für ständeübergreifende Verbindungen.

Das Verhältnis von Patron und Klient mag in vielen Fällen selbst keine vertraglich fixierte Arbeitsbeziehung sein und doch ist es reflexiv auf Arbeit bezogen: Patron-Klient-Beziehungen tendieren dahin, die Unterscheidung zwischen Hand- und Kopfarbeit bzw. Arbeit und Nicht-Arbeit aufzuweichen. Dienste des Klienten werden häufig in Abgrenzung der Tätigkeiten definiert, die ein Diener verrichtet. Der Patron ist daran beteiligt, indem er sich als Agent betätigt, vermeintlich niedrigere Tätigkeiten in die Sphäre vielversprechender Stellungen und Verantwortlichkeiten zu heben.¹⁰² Das erklärt die Vielfalt der (Schein-)Berufe, die überall dort auftauchen, wo die Ablehnung der nichtakademischen Handarbeit vonseiten des Klienten und die (noch) fehlende Aussicht

101 »Er hatte kurz nach Sebaldus Heirath die Ausgeberin des Präsidenten geheirathet [...] und war dadurch Generalsuperintendent worden« (I, 36), heißt es beispielsweise über Sebaldus' Widersacher. Solche Passagen wurden in der frühen Nicolai-Kritik als »kleine Beiträge zur geistlichen Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts« gelesen: »Wie der aufklärerische Satiriker einerseits den aristokratischen Standesdünkel züchtigt, so fallen andererseits auch einige Geisselhiebe auf die bedientenhafte Kriecherei der Pastoren und auf ihre charakterlose Art der Stellenjägerei. [...] Um eine Anstellung zu erhalten, oder in ein höheres Amt vorzurücken, waren Mitglieder des geistlichen Standes seit dem 17. Jahrhundert nicht eben engherzig in der Wahl der Mittel. Abhängig von der Gnade der Fürsten, Patronatsherren oder höheren Vorgesetzten, durch ihre Ungnade in die kümmerlichste materielle Lage versetzt, scheuten sich zuweilen die Kandidaten nicht, allen an sie gestellten, oft geradezu unsittlichen Anforderungen zu genügen, etwa die unbequem gewordene Mätresse des Herrn zu ehelichen, diesem gewisse Freiheiten in der eigenen Familie einzuräumen u. dergl.« Schwinger: Sebaldus Nothanker, S. 148f.

102 Das von Bosse als maßgeblich begründete Kriterium der Lateinkenntnisse zur Bestimmung derjenigen, die zu intellektueller Arbeit berufen sind, ist für diese Frage insofern von Interesse, als der Patron von Fall zu Fall feststellen muss, ob für eine gewisse Stellung die vorhandenen Kenntnisse des Klienten genügen. Man könnte auch sagen, dass die Literaturgeschichte von zahlreichen Autoren bevölkert ist, die eben nur etwas Latein konnten.

auf standesgemäße Kopfarbeit dazu führen, dass neue, experimentelle Formen des Daseins erprobt und literarisch in Szene gesetzt werden: als Gesellschafter mit wissenschaftlichen Ambitionen, als Gesandter ohne eindeutige Mission, als ewiger Gast.

Patron-Klient-Verhältnisse sind im alltäglichen sozialen Miteinander verankert – auch jenseits höfischer Sozialität. Damit sind sie kein exklusives Phänomen der Adelskultur.¹⁰³ Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass mit höfischen Konventionen vertraute Autoren wie Knigge, Thomasius und Bellegarde den vollkommenen Hofmann vor Augen haben, wenn sie sehr allgemeine soziale Empfehlungen für »Menschen« aussprechen – und doch ist es die diffuse Alltäglichkeit des im Rahmen einer Patron-Klient-Beziehung erfolgenden Austauschs, die Patronage problematisiert.

In den Ratgebern des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts deutet nichts auf die Beschränkung der Patronage auf den höfischen Raum. Patronage ist sozial und räumlich grenzüberschreitend, was die Verfasser dazu veranlasst, ihr in die Privatsphäre häuslichen und freundschaftlichen Umgangs und an die Freitische zu folgen (Knigge¹⁰⁴), oder aber – man denke an den Eintrag »Patron« in Zedlers *Universal-Lexicon* – eine räumliche Zuordnung gänzlich außen vor zu lassen. Der »Winckel«, von dem Bellegarde in diskreditierender Absicht spricht, um den Klienten das Wissen um die fehlende öffentliche Legitimation von Verabredungen mit einem Patron einzuschärfen,¹⁰⁵ ist ein Überall und Nirgends, das die Alltäglichkeit der Patron-Klient-Beziehung erkennbar macht.

103 Vgl. Steffen Martus: *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild*, Berlin 2015, S. 308. Die unmittelbare Verknüpfung von Patronage und höfischem Leben findet sich auch bei Martin Vogel: *Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 19 (1978), Sp. 2–190, hier Sp. 72f.

104 Vgl. hierzu auch Zaehle: *Knigges Umgang mit Menschen*, S. 175 (»das Hofleben hat im Umgang keine primäre Bedeutung. Es wird behandelt als ein Gebiet des sozialen Lebens neben andern«).

105 Um es kurz zu wiederholen: Der Patron »hat kein Fundament zu einer gerichtlichen Klage wieder euch, weil er sich desjenigen nicht öffentlich rühmen darff, was er zu seiner und seines Amtes Schande mit euch im Winckel tractiret hat«. Bellegarde: *Betrachtungen über die Artigkeit*, S. 340.

Die Erforschung der Sozialgeschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts operiert traditionell entlang der Unterscheidung »höfisch – nicht-höfisch« und assoziiert Patronage mit einer dominanten, um Zentralität bemühten Kultur. Wird deutsche Literaturgeschichte – wenn auch aus überzeugenden Gründen – in Abgrenzung von höfischen Kategorien untersucht, Patronage wiederum als höfisches Phänomen konzipiert, kann sie, die Literaturgeschichte, aus rein systematischen Gründen die Praktiken der Patronage gar nicht genau beschreiben. Die Betonung der Alltäglichkeit von Patronage korrigiert diese Systematik. Sichtbar wird dann, wie sich das literarische Feld verändert, wenn Literaturgeschichte anhand von Begriffen, Medien und Praktiken der Patronage re-formuliert wird, ohne damit eine generelle literaturhistorische Umorientierung in die Höfe hinein vorzunehmen.

II Erste Briefe

Die These von der Alltäglichkeit der Patronage ist für die germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft ein großer Gewinn. Wird Patronage nicht mehr nur an den Höfen und in höfisch sozialisierten Milieus gesucht, verliert das Argument, wonach es in der deutschen Literaturgeschichte aufgrund rudimentärer höfischer Infrastruktur an Patronage gefehlt habe, an Evidenz. Die provinzielle Verortung der deutschen Dichter – Lessing in Wolfenbüttel, Gleim in Halberstadt etc. – ist dann kein Grund mehr, von einer geringen Dichte der Patron-Klient-Beziehungen auszugehen.

Ein Aspekt des Arguments von der höfischen Natur der Patronage bleibt allerdings virulent: Die Vorstellung der unmittelbaren Face-to-Face-Interaktion, die in den Umgangslehren durchscheint, wenn von Freitischen, Hausfreunden und dem verfemten »Winkel« die Rede ist, in dem abseits von der großen Öffentlichkeit Beziehungen angebahnt werden, entspricht dem höfischen Ideal der »Kommunikation unter Anwesenden«.¹ Das Vertrauen auf Mündlichkeit und unmittelbare Kommunikation verbindet diejenigen Schriften zum Thema Patron-Klient-Beziehungen, die den Hof in die Argumentation einbinden, mit denjenigen, die davon unabhängig argumentieren.

Der Vergleich von zwei Szenen aus Carl Friedrich Bahrds *Lebensbeschreibung* und Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* vermag die spezifische Medialität der Patronage zu verdeutlichen: Am Ende des ersten Buchs sieht sich Anton Reiser der für ihn misslichen Aussicht gegenüber, den Traum zu studieren aufgeben und ein Handwerk ergreifen zu müssen – allein »ein sehr geringfügigscheinender Umstand«² verhindert

1 An dieser Stelle folge ich Rudolf Schlögl: *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014, sowie Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, 2., durchgesehene Aufl., München 2003. Die Abschnitte 1 bis 5 des vorliegenden Kapitels sind bis auf einige Ergänzungen identisch mit Nacim Ghanbari: *Erste Briefe*, in: Margrit Wyder, Barbara Naumann u. Georges Felten (Hg.): *Goethe medial. Aspekte einer vieldeutigen Beziehung*, Berlin u. Boston 2021, S. 9–25.

2 Vgl. Karl Philipp Moritz: *Anton Reiser*. Hg. von Christof Wingertzahn (= Karl Philipp Moritz: *Sämtliche Werke. Kritische und kommentierte Ausgabe* Bd. I/1), Tübingen 2006, S. 103.

den Zwang. Während er in einen Streit mit anderen Kindern verwickelt ist, geht der ihm bekannte Pastor Marquard vorbei und wird Zeuge der Handgreiflichkeiten. Beschämt darüber entscheidet sich Anton spontan dazu, ihn direkt anzusprechen: »er faßte schnell ein Herz, gieng geradesweges auf den Pastor M... zu, und redete ihn auf öffentlicher Straße an«.³ Mit der überraschenden Kontaktaufnahme macht Anton auf sich aufmerksam und gewinnt den Pastor als zukünftigen Wohltäter und Patron.⁴ Diese Begegnung legt »die erste Grundlage seines künftigen Glücks«.⁵ Anton Reiser bewährt sich durch mündliche Ansprache außerhalb des formalen Rahmens des Schulunterrichts.

Von einer ähnlichen Bewährungsprobe berichtet Bahrdt im ersten Band seiner *Lebens=Beschreibung*, als er auf die Geschichte seines Vaters zu sprechen kommt. Im Rahmen eines Hochzeitsfestes in der Familie, die den Vater als Hofmeister angestellt hat, wird ein »Strohkranzredner«⁶ gesucht – und vorerst nicht gefunden, bis einer der Gäste, ein adliger Würdenträger, den Hofmeister auffordert, dem Hochzeitspaar mit einer spontanen Rede zu huldigen. Bahrdt erzählt weiter: »[M]ein Vater mußte von der Tafel aufstehn und die Versammlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüsiren. Und siehe da, sie gelang ihm so sehr, daß er als Genie vom ersten Range bewundert wurde«.⁷ Vergleichbar mit Anton Reiser, dessen Schicksal von der Begegnung und Ansprache auf offener Straße abhängt, wird das Leben des Hofmeisters von der spontanen Bewährung als Festredner bestimmt, denn der genannte adlige Gast entscheidet, »diesen zufällig entdeckten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen«.⁸ Was auf Bahrds lapidare Feststellung »[v]on dieser Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt«⁹ folgt, ist die Vita eines »Liebling[s]«,¹⁰

3 Ebd., S. 107.

4 »Dem Pastor M... war es sehr auffallend, sich auf der Straße von einem Knaben auf die Weise angeredet zu sehen, der sich eben mit ein paar andern Buben herumgebalgt hatte«. Ebd.

5 Ebd., S. 108.

6 Dr. Carl Friedrich Bahrds Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Von ihm selbst geschrieben. Erster Theil, Frankfurt am Mayn 1790, S. 16.

7 Ebd., S. 17.

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Ebd., S. 20.

der sich als verdienstvoller (ehemaliger) Begünstigter eines mächtigen Patrons in den Augen der gelehrten Welt zu beweisen sucht.¹¹

Die beiden Szenen zeigen die Schriftferne am Beginn einer Patronage-Beziehung. Einschränkend ist jedoch festzuhalten, dass zwischen der bei Bardt und Moritz impliziten Empfehlung mündlicher Bewährung und der Kunst der Konversation zu unterscheiden ist. Denn sowohl der Schuljunge Anton Reiser als auch der Hofmeister in Bahrds Geschichte gehen kein Gespräch ein. Anton Reiser hält eine Ansprache in rechtfertigender Absicht, der Hofmeister eine auf Zuruf erfolgende kleine Rede. Beide zeigen, dass sie sprachlich gewandt sind und spontan zu reagieren vermögen.¹² Die Frage der Gesellschaftsfähigkeit als Konversationsfähigkeit, wie sie in den Umgangslehren des 18. Jahrhunderts verhandelt wird,¹³ bleibt davon vorerst unberührt.

Soziabilität wird in *Anton Reiser* mit dem Vermögen assoziiert, Briefe zu schreiben. Wie in kaum einem anderen Roman des 18. Jahrhunderts wird hier das Unglück des Helden anhand einer Reihe misslungener Briefe erzählt. So wechselvoll seine Lebensgeschichte auch verläuft (von der Sozialisation im pietistisch geprägten Elternhaus bis zum Ausbruch aus der Universität): Anton Reiser greift immer wieder zur Feder, um einen Brief aufzusetzen. Der Erzähler gibt diese Schreiben lediglich paraphrasierend wieder und merkt an, dass die Adressaten insbesondere die zahlreichen Gedankenstriche als verstörende Zeichen des Wahnsinns deuten.¹⁴ Die Briefe sollen Kontakt zur Außenwelt herstellen und bewirken das Gegenteil. Jede neue Selbstoffenbarung isoliert den

11 Vgl. ebd., S. 17–23.

12 Während weder Moritz noch Bhardt Begriffe verwenden (mit der Ausnahme des »Genies«), die das Vermögen der Responsivität eigens benennen, verhandelt im 18. Jahrhundert die Semantik von »Blödigkeit« das Fehlen dieser Fähigkeit. Vgl. hierzu Stanitzek: Blödigkeit.

13 Vgl. ebd., S. 42 f. u. passim.

14 Anton Reisers frühe Versuche im Briefschreiben bleiben unbeobachtet. Der kalte Erzähler beurteilt sie abfällig. Ein wichtiger Brief richtet sich an seinen Vater und lässt Anton Reiser in den Augen seiner Familie als Rasenden erscheinen. Vgl. Moritz: *Anton Reiser*, S. 178. Die zahlreichen Gedankenstriche sind schließlich ein auffälliges Element der Wiedergabe des unglücklichen Briefs, den er an seinen Gönner und Wohltäter Pastor Marquard schreibt. In einer Art mimetischen Anverwandlung übersät der Erzähler seine paraphrasierende Wiedergabe des Briefs ebenfalls mit vielen Gedankenstrichen und lässt die Leser auf diese Weise am seelisch zerrütteten Zustand Anton Reisers teilhaben. Vgl. ebd., S. 203 f.

Helden noch mehr, treibt ihn weiter in die Enge, bis er schließlich alle sozialen Verbindungen aufgibt, um Teil einer »zerstreuete[n] Heerde«¹⁵ von Schaustellern zu werden.

Ist *Anton Reiser* ein Roman über das Scheitern am Brief? Aus der Menge der vom Erzähler nur indirekt wiedergegebenen Schreiben ragt ein Brief heraus, der wörtlich zitiert wird:

Vom Regen durchnetzt und von Kälte erstarrt kehrt ich nun zu dir zurück, und wo nicht zu dir – zum Tode – denn seit diesem Nachmittage ist mir die Last des Lebens, wovon ich keinen Zweck sehe, unerträglich. – Deine Freundschaft ist die Stütze, an der ich mich noch festhalte, wenn ich nicht unaufhaltsam in dem überwiegenden Wunsche der Vernichtung meines Wesens versinken will.¹⁶

Der an den Freund Philipp Reiser adressierte Brief wird jedoch nicht abgeschickt, dient dem Verfasser vielmehr als Grundlage für eine Reihe von Gedichten und poetischen Versuchen. Er eröffnet eine Episode in Anton Reisers Lebensgeschichte, die ungewöhnlich glücklich verläuft und ihn als gefragten Gelegenheits- und Auftragsdichter zeigt. Die Serie unheilvoller Briefe wird durch den stimmungsvollen Brief an den fernen Freund – zumindest vorübergehend – unterbrochen. Der Brief, mit dem ein Klient (eine Klientin) die soziale Grenze überschreitet, aus der namenlosen Menge heraustritt und sich als Individuum zu erkennen gibt, ist in diesem Roman jedoch gänzlich unbekannt. Der Held bewegt sich – wie anhand der Szene »auf öffentlicher Straße«¹⁷ erläutert – außerhalb der Sphäre schriftlich vermittelter Beziehungen.

Nicht nur Lebensgeschichten und Autobiografien reflektieren die kommunikative Situierung der Patronage, sondern insbesondere die Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie thematisieren die Mündlichkeit der Patronage und die Risiken schriftlicher Kontaktaufnahme – betonen die Briefsteller doch, dass es höflicher sei, vorgestellt zu werden, statt selbst zur Feder zu greifen. Um die normativen Vorstellungen über den Brief um die Seite der Praxis zu erweitern, steht im Folgenden eine Reihe von Briefen im Zentrum der Aufmerksamkeit, die eine

15 Ebd., S. 425.

16 Ebd., S. 236.

17 Ebd., S. 107.

performativ eindeutige Funktion erfüllt, indem sie zwischen Schreiber (Schreiberin) und Adressat eine Verbindung herstellen soll. Ich bezeichne diese Briefe als »erste Briefe«. Es zeigt sich, dass die Form des ersten Briefes eine Beziehung der Patronage geradezu erzwingt – auch wenn sich die Schreiber selbst möglicherweise egalitär gefärbte Verhältnisse wünschen.

1 Goethe an Ysenburg von Buri

Liest man Korrespondenzen aus dem 18. Jahrhundert, fallen zunächst die vielen Briefe auf, die keine ersten Briefe sein können: Nicht selten ohne Anrede und Grußformel fangen sie *in medias res* mit dem Dank für erhaltene Post oder aber mit der Beschwerde über die ausbleibende Antwort auf einen Brief an. Die Mehrzahl der überlieferten Briefe deutet auf eine bereits etablierte Korrespondenz hin. Der erste Brief hingegen unterhält ein ambivalentes Verhältnis zum schriftlichen Verkehr. Es kann zwar auch hier die schriftliche Korrespondenz mit anderen sein, die das Schreiben motiviert, doch erinnern gerade erste Briefe an die Welt abseits der Schriftkommunikation, wenn die Kontaktaufnahme etwa durch den Hinweis auf den persönlichen Umgang mit einem gemeinsamen Freund legitimiert wird. Häufig ist den ersten Sätzen, die die Kontaktaufnahme rechtfertigen, allerdings nicht abzulesen, ob der vermittelnde Bezugspunkt in der mündlichen Sphäre des persönlichen Umgangs oder aber in der schriftlichen einer etablierten Korrespondenz zu finden ist.

Ein erster Brief ist dann besonders gut zu erkennen, wenn die Briefpartner einander persönlich vollkommen unbekannt sind und sich der Briefschreiber dafür entschuldigt, trotzdem zur Feder gegriffen zu haben. Goethes erster Brief an Ludwig Ysenburg von Buri ist dafür ein Beispiel: »Ew. Wohlgebhrn werden Sich wundern, wenn ein unbekannter sich unterstehet, bey Ihnen eine Bitte vorzubringen.«¹⁸ Der Brief, datiert auf den 23. Mai 1764, ist der erste von drei überlieferten Briefen,

¹⁸ Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter (= GB), Bd. 1/I: 23. Mai 1764–30. Dezember 1772. Texte. Hg. von E.R. u. G.K., Berlin 2008, S. 3.

die der 14-jährige Goethe an den 16-jährigen Ysenburg von Buri richtet.¹⁹ Mit diesem Schreiben verfolgt Goethe ein klar umrissenes Ziel: Er bittet um die Aufnahme in eine literarische Gesellschaft, der Ysenburg von Buri vorsitzt.

Albrecht Schöne hat diesen Brief einer detaillierten Analyse unterzogen.²⁰ Er dechiffriert die verschiedenen Andeutungen sowie die Form des Briefs als Elemente eines rhetorisch geschulten, höflichen Aufnahmesgesuchs und bezeichnet den Brief entsprechend als »Bewerbungsschreiben«.²¹ Zu den genannten Elementen gehören der Abstand zwischen der Anrede und dem Briefbeginn auf dem Briefpapier, der Ich-Verzicht im ersten Satz, das Kompliment an Ysenburg von Buri, das den Brief eröffnet, eine Selbstdarstellung, die mit literarischen Anspielungen nicht spart, und schließlich das Datum, das er an das Ende setzt. Schöne hält sich dennoch zurück, den Brief als mustergültig bzw. in den Worten Ysenburg von Buris, der Goethe aus ganz und gar »außerliterarische[n] Gründen«²² ablehnen wird, »artig« zu bezeichnen,²³ da der Brief sein Bauprinzip nach allen Regeln der Kunst allzu raffiniert, vielleicht sogar polemisch ausstellt. Mehrfach nimmt der Brief eine kommentierende, fast schon erklärende Stellung zu sich selbst ein, so als wollte der Briefschreiber dem Adressaten zu verstehen geben, dass ihm bewusst sei, dass er einen regelgeleitet komponierten Brief schreibe:²⁴ »Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilft, diß ist eimal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann.«²⁵

Schönes Lektüre enthält durch ihre eigene Form ein gleichermaßen sozial- sowie literaturhistorisches Argument: Er rahmt sie durch eine Anekdote über eine Praxis, die sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts in

19 Er ist zugleich der erste überlieferte Brief Goethes in Prosa.

20 Albrecht Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, München 2015, S. 43–71.

21 Ebd., S. 52.

22 Ebd., S. 67. In der Einschätzung Ysenburg von Buris ist der junge Kandidat Goethe »nicht tugendhaft genug«. Ysenburg von Buri zit. nach Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, S. 68.

23 »Er [Goethe, N.G.] schrieb mir lezthin einmahl den artigsten Brief von der Welt in welchem er anhielt in die Gesellschaft zu kommen.« Ysenburg von Buri zit. nach: Ebd., S. 59.

24 Ebd., S. 54–65.

25 Goethe an Ysenburg von Buri, 23. Mai 1764, in: GB 1/I, S. 3 f.

den Häusern des Bürgertums zunehmend verbreitet: Man stellt Schneider als Diener ein, um Haushaltsausgaben möglichst niedrig zu halten. Die Leidtragenden dieser schönen neuen Idee findiger Hausväter sind zum einen die Schneider, die ihre Kunst durch die Nachbarschaft zu den rein dienenden Funktionen in einem Haus herabgewürdigt sehen, aber auch die auf elegantes Auftreten bedachten Söhne dieser Väter, denen der Gang zu ausgesuchten Schneidern verwehrt wird. Goethe ist im Jahr seines ersten Briefs (1764) Sohn eines solchen Vaters und wird entsprechend seltsam, nämlich altmodisch »eingewickelt«. ²⁶ Das Ablegen der alten Kleider und der Abschied von unmodischen Schnittmustern erfolgen erst mit dem Verlassen des väterlichen Hauses und dem Umzug nach Leipzig kurze Zeit später. ²⁷ Schöne wickelt – um das Wort Goethes aufzunehmen – die Lektüre des ersten Briefs in Beobachtungen vestimentärer Art und suggeriert damit, dass dieser erste Brief im übertragenen Sinn der ständischen Kleiderordnung verpflichtet sei, wiewohl die selbstreflexiven Elemente darin auf Modewusstsein bzw. auf das Bewusstsein über das eigene altmodische Auftreten hinweisen. In epistolografischer Hinsicht entspricht die ständische Kleiderordnung – nach Schöne – der Ordnung der Briefsteller. Er liest die selbstreflexiven Hinweise und die Selbstkommentierung als souveräne Distanzierung von deren Vorgaben. Der junge Goethe beuge sich zwar noch den Regeln der Briefsteller; doch indem er sie gewissermaßen kostümiert auftreten lasse, bereite er seine Emanzipation von ihnen vor. ²⁸

Im Folgenden werden weitere Briefe Goethes vergleichend hinzugezogen. Eine solche Erweiterung scheint mir sinnvoll, da Schönes Lektüre eine Art Ausnahmestellung von Goethes erstem Brief suggeriert und diesen als Dokument eines unumkehrbaren Stilwandels interpretiert. Die stilistische Emanzipation wird überdies mit der sozialen überblendet und von Schöne verräumlicht, indem er mit der zweiten Brieflektüre seiner Sammlung *Der Briefschreiber Goethe* Frankfurt verlässt und Goethe nach Leipzig folgt, wo dieser mit den Briefen an sei-

26 Schöne bezieht sich auf eine Passage in einem Brief an Charlotte von Stein. Vgl. Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, S. 46.

27 Vgl. ebd., S. 43–48 u. 70f.

28 Vgl. ebd., S. 51–59.

nen Hofmeister Ernst Wolfgang Behrlich den *Werther*-Roman stilistisch vorwegnimmt.²⁹

Ich werde zudem ausgewählte Briefsteller auf den ersten Brief hin befragen. In Schönes Aufsatzsammlung bleiben die Verweise auf die Briefsteller fast ausschließlich auf Goethes Brief an Ysenburg von Buri beschränkt. Seine Perspektive ist exemplarisch für den literaturwissenschaftlichen Umgang mit der Gattung: Demnach gehört sie einer Frühphase deutschsprachiger Epistolografie an, und die Poetizität eines Briefs ergibt sich aus seiner Abweichung von den Vorgaben der Briefsteller. Auf diese Weise bezieht Schöne die Jugend des Briefschreibers Goethe und die metaphorische Jugendlichkeit des deutschsprachigen literarischen Briefs aufeinander.

2 Anwerbungs- und Insinuationsschreiben in Briefstellern

In seiner Lektüre von Goethes erstem Brief bezieht sich Albrecht Schöne auf Christian Weises Briefschemata aus dem *Neu-Erleuterten Politischen Redner* von 1684 und den *Curiosen Gedancken Von Deutschen Briefffen* von 1691. Mustergültig ist Goethes Brief in der Befolgung von Weises fünfgliedriger Chrie, die die beiden Basiselemente eines Briefs, bestehend aus Vorsatz (Antecedens) und Nachsatz (Consequens), um die Verknüpfung (Connexio) sowie um das Initial- und Final-Kompliment erweitert.³⁰ In Reinhard Nickischs grundlegender Studie *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und*

29 Vgl. ebd., S. 73–122. Für weiterführende Forschungsliteratur vgl. Benedikt Jeßing: Goethe als Briefschreiber, in: Bernd Witte et al. (Hg.): Goethe Handbuch in vier Bänden, Bd. 3: Prosaschriften, Stuttgart u. Weimar 2004, S. 430–473.

30 Weise vereinfacht damit das bis dahin geltende Dispositionsschema für Briefe. Mit seinen *Curiosen Gedancken* setzt er sich für die lexische Verschlinkung des Briefs ein, indem er vorschlägt, eine klar umrissene Sache mit nur einem Wort zu bezeichnen, statt rhetorisch geschulte Verdopplungen aufzusetzen. Dem Ideal des Höfischen verpflichtet, plädiert er für die Einbindung von Fremdwörtern im Brief und verknüpft damit die Maxime der Kürze und Deutlichkeit mit der Forderung nach galanter Farbigkeit. Vgl. Reinhard M.G. Nickisch: Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800), Göttingen 1969, S. 108–111.

18. *Jahrhunderts* steht Weise zwischen zwei Positionen.³¹ Er bezieht sich noch auf rhetorische Vorgaben, vollzieht jedoch mit seinen Vorschlägen letztlich die Ablösung vom Kanzleistil: »Man merkt, daß Weise die tatsächlichen Gegebenheiten zwar respektiert, daß er sie aber doch wohl nicht von Herzen bejaht.«³²

Sicherlich sorgt die fehlende Konsequenz in der Verabschiedung des Kanzleistils schon im 18. Jahrhundert dafür, Weises Namen zunehmend mit der schulmäßigen *Chrie* zu assoziieren. Liest man seine *Curiösen Gedancken*, ist man allerdings versucht, diese Assoziation zugunsten der Vorstellung eines reformfreudigeren Stilisten aufzulösen. Es zeigt sich, dass es Weise weniger um die Befolgung des Schemas als vielmehr um dessen erzählerische Erweiterung durch galante Exkurse zu tun ist, die er mit der *Connexio* in Verbindung bringt: »Vornehmlich *inclinieren* alle Briefe dahin / daß sie viel Ursachen zugleich in der *Connexion* anführen / und also hat man schöne Gelegenheit allerhand *galante Particulas* anzubringen.«³³ Weises briefstellerische *Maxime* ließe sich daher als epistolare Erweiterungskunst umschreiben.

Die Briefbeispiele, die Weise in seine Ausführungen einflieht, sind fast vollständig der Sphäre von Patron-Klient-Verhältnissen entnommen.³⁴ Viele von ihnen heben mit der Anrede »Mein Patron« an und schließen mit der Formel »Meines Herrn Dienstergebenster«. Für die Frage nach den ersten Briefen wiederum bietet Weises Buch insofern ein interessantes Bild, als es kein einziges Beispiel eines ersten Briefs enthält. Die soziale Welt, von der die Briefmuster zeugen, ist eine schon

31 Zu »Weise als eine[r] Figur des ›Übergangs‹« vgl. auch Wilfried Barner: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*, Tübingen 1970, S. 215–217, hier S. 216. Zum Briefsteller aus kulturhistorischer Perspektive vgl. Carmen Furger: *Briefsteller. Das Medium »Brief« im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, Köln u. a. 2010, sowie Dirk Rose: *Conduite und Text. Paradigmen eines galanten Literaturmodells im Werk von Christian Friedrich Hunold (Menantes)*, Berlin u. Boston 2012.

32 Nickisch: *Stilprinzipien in Briefstellern*, S. 102.

33 Christian Weisens *Curiöse Gedancken von Deutschen Brieffen [...]*, Dresden 1691, S. 70. Die hier kursiven Hervorhebungen sind im Original in Antiqua gesetzt.

34 Briefsteller als Quellen zur Erforschung von Patronage heranzuziehen, ist nicht unüblich. Vgl. Manfred Beetz: *Soziale Kontaktaufnahme. Ein Kapitel aus der Rhetorik des Alltags in der frühen Neuzeit*, in: *Jahrbuch Rhetorik* 10 (1991), S. 30–44.

bestehender Patron-Klient-Verhältnisse, die durch Gratulations-, Einladungs- und Bittschreiben aufrechterhalten werden.

Lediglich im dritten Kapitel des ersten Buchs, das von »weitläufigen Schreiben« handelt, findet sich ein Briefschema, das der Idee des ersten Briefs sehr nahekommt und deutlich macht, warum der erste Brief in Weises Buch eine Leerstelle bleiben muss:

Initial-Compliment. Ich nehme die Kühnheit / bey seinen vielfältigen Verrichtungen an ihn zu schreiben.

Antecedens. Ich möchte gerne mit dem Patron bekennt seyn.

Connexio. Nun weiß ich / daß derselbe mit ihm in guten Vernehmen stehet:

Consequens. Als bitte ich / Er wolle mir seine *Recommendation* nicht versagen.

Final-Compliment. Ich will solches zum wenigsten mit einem anächtigen Gebet verschulden.³⁵

Der Vorsatz in Weises Termini ist die Suche nach einem Patron. Weise stattet das Ich, das sich hier zu sprechen erkühnt, in weiteren Amplifikationen seines Beispiels mit einer kurzen Geschichte aus: »Ich habe mein Studieren nunmehr so weit fortgesetzt / daß ich mich / auff Einrathen vornehmer Freunde / nach einem Patron umsehen solte / durch dessen gnädige *cooperation* der Weg zur Beförderung etwas leichter möchte gewiesen werden.«³⁶ Adressat dieses Schreibens ist ein Freund, der »bey seinen wichtigen *Expeditionibus*, an gedachten Hochfürstl. Hofe nicht eine geringe Bekandtschaft erworben hat«³⁷ und dem Briefverfasser behilflich sein kann. Die Bekandtschaft mit einem Patron bedarf der Vermittlung durch einen Freund. Eine direkte Ansprache durch den Klienten scheint in Weises Briefuniversum undenkbar.

Eine vergleichbare Überlegung findet sich in Benjamin Neukirchs *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Im Abschnitt »Von der bekandtschaft«³⁸ kommt Neukirch auf die Adressierung von vornehmen Gönnern, denen der Briefschreiber unbekannt ist, zu sprechen und empfiehlt in diesem

35 Weisens Curiöse Gedancken, S. 86.

36 Ebd., S. 87. Hervorhebung im Original.

37 Ebd. Hervorhebung im Original.

38 Benjamin Neukirchs Anweisung zu Teutschen Briefen, Leipzig 1727, S. 26.

Fall, eine befreundete Mittelsperson einzuschalten. Zum Ende seiner Ausführungen bestimmt er diese Form indirekter Adressierung als spezifisch deutsch, in Abgrenzung zur französischen Briefkultur, die eine direkte Kontaktaufnahme – so zumindest Neukirchs Fiktion – wohl kenne: »Denn die art, welche man in Franckreich hat, an fürnehme Herren auch unbekannter weise scharffsinnig und galant zu schreiben, gehet in Teutschland so leicht nicht an, und wird von denen meisten für eine verwegenheit ausgeleget.«³⁹

Befragt man die einschlägigen Briefsteller des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts nach dem Status des ersten Briefs, zeigt sich, dass die Autoren mehrheitlich von der Warte einer schon bestehenden Welt klientelärer Beziehungen argumentieren. Die Initiation eines Patron-Klient-Verhältnisses problematisieren sie sehr unterschiedlich, mitunter nur am Rande.

In der Sprache der Briefsteller sind erste Briefe Anwerbungs- oder Insinuationsschreiben. Sie werden – insbesondere in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – in Nachbarschaft zu Visit-Schreiben verhandelt und kommentiert. Die Visite und damit mündliche Kommunikation ist der Bezugspunkt vieler Briefbeispiele. Die Bitte um Freundschaft hat somit den konkreten Inhalt, »Zutritt«⁴⁰ zum Haus des Patrons zu gewinnen und Teil der Gruppe der Klienten zu werden.⁴¹ Das Anwer-

39 Ebd., S. 28.

40 Vgl. Der allzeitfertige Briefsteller [...] Von Talandern, Franckfurt u. Leipzig 1690, S. 308.

41 Das häufige Auftauchen der Klienten (im Plural) ist auffällig und zeugt vom gesellschaftserzeugenden Zug der Patronage. Die Rede von *der* Patron-Klient-Beziehung hingegen suggeriert Zweisamkeit, als würde exakt einem Patron (einer Patronin) ein Klient (eine Klientin) gegenüberstehen. Die Quellen verdeutlichen, dass ein einzelner Patron über mehrere Klienten wie auch ein Klient über mehrere Patrone verfügen konnte. Dass Patronage »kein exklusives Verhältnis war«, heben auch Mathis Leibetseder und Heiko Droste hervor: »[E]ine Person konnte der Klient mehrerer Patrone sein. Außerdem war man in der Regel zugleich Patron und Klient; nur Personen am oberen und unteren Rand der Gesellschaftspyramide waren ausschließlich Patron oder Klient.« Mathis Leibetseder: In der Hand des Herrschers. Adlige Pagen und fürstliche Patronage um 1600, in: Zeitschrift für Historische Forschung 34/1 (2007), S. 609–628, hier S. 610. »Die Beziehung bleibt instabil, zumal Patron wie Klient in aller Regel über eine Vielzahl ähnlicher Beziehungen verfügen, in denen sie verschiedene Interessen umzusetzen versuchen.« Heiko Droste: Die missglückte Aufwartung. Zu den Barrieren höfischer Kommunikation im Brief,

bungsschreiben ist zudem in vielen Beispielen der erste Brief, den jemand »nach absolvirten Studiis«⁴² schreibt. Damit ist er ein Phänomen der Übergangszeit zwischen Studium und Beruf, und nicht selten bittet der Briefschreiber um praktische Anleitung und »Manuduction«.⁴³

Die Briefsteller bieten neben Anwerbungsschreiben auch Hinweise und Muster für die Antworten darauf. Erst die Lektüre der Antwortschreiben verdeutlicht, dass Patronage Verhandlungssache ist. Erneut – wie bei Thomasius – zeigt sich eine feine Abstufung der ausgetauschten Gegenstände und Dienste: So kann »Conversation« anbieten, wer »wirckliche Dienste« verweigern muss;⁴⁴ umgekehrt begehrt derjenige, der von »Affection«⁴⁵ spricht, möglicherweise »wirckliche Dienste«. Die begehrten Tauschobjekte – »Patrocinium«, der Status »Client«, »Affection«, »Conversation«, »Manuduction«, »Recommendation«, »Correspondence« als das vom Briefschreiber Begehrte, »Observanz«, »Respect«, »Veneration« und »Estim« als das, was dieser anzubieten vermag – sind durchgehend in der Schrift Antiqua gesetzt.⁴⁶ Patronage als ein von anderen sozialen Beziehungen durch Exklusivität ausgezeichnetes Verhältnis wird in vielen Briefstellern somit auch typografisch hervorgehoben. Die Überschreitung der Schwelle durch Anrede eines sozial Höherstehenden ist zugleich eine sprachliche Grenzverletzung; das (niedere) Deutsche wird punktuell zugunsten der fremden Wörter und Institutionen verlassen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bieten August Bohse (Talandier) und Christian Friedrich Hunold (Menantes) auf die Frage, wo-

in: Mark Hengerer (Hg.): Abwesenheit beobachten. Zu Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit, Berlin u.a. 2013, S. 79–93, hier S. 90.

42 Auserlesener Neuer Briefe Andrer Theil [...] von Menantes. Andere Auflage, Halle 1726, S. 226.

43 Die Allerneueste Art Höfflich und Galant zu Schreiben [...] Von Menantes, Hamburg 1703, S. 104. Vgl. hierzu auch ebd., S. 97 u. 102.

44 Ebd., S. 112. Für Thomasius siehe Kapitel I, Abschnitt 5 der vorliegenden Arbeit.

45 Die Allerneueste Art Höfflich und Galant zu Schreiben [...] Von Menantes, S. 111.

46 Vgl. beispielsweise Der allzeitfertige Brieffsteller [...] Von Talandern, S. 301f., 309f., 317 u. 347; Die Allerneueste Art Höfflich und Galant zu Schreiben [...] Von Menantes, S. 94, 100, 104, 108, 111f. u. 114; Auserlesene neue Briefe [...] von Menantes. Die vierte Edition mit dem Andern Theil vermehret, Halle 1721, S. 266–268 u. 274f.; Auserlesener Neuer Briefe Andrer Theil [...] von Menantes. Andere Auflage, Halle 1726, S. 225 u. 228.

rum der Briefschreiber eigentlich bittet, wenn er von »Freundschaft« spricht, eine vielschichtige Antwort. Die Briefbeispiele entfalten das weite Feld der Dienste, Verbindungen und Gegenstände, um die ein (prospektiver) Klient den (prospektiven) Patron ersuchen konnte. In den Briefstellern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschwindet mit der Vielfalt der ausgetauschten Dienste die durch die Einbindung zahlreicher Fremdwörter differenzierte sprachliche Ausgestaltung der Anwerbungsschreiben zugunsten der einfachen Bezeichnung »Freundschaft«. Johann Christoph Stockhausen kennt zwar noch die Form des »Anwerbungsschreibens«, »worinn man sich die Freundschaft eines andern ausbittet«.47 Er verliert jedoch in den *Grundsätzen wohleingerichteter Briefe* (1751) kaum ein Wort zur Erläuterung der Anwerbungsschreiben: »Hiebey finde ich wenig zu erinnern.«48 Als eigenständige Rubrik verschwindet das Anwerbungs- oder Insinuationsschreiben aus den Briefstellern und macht Platz für »Bewerbungsbriefe« im Sinne von Heiratsanträgen.49 Karl Philipp Moritz negiert in seinem *Briefsteller* sogar die Möglichkeit eines ersten Briefs, wenn einem solchen – unter der Sammelbezeichnung »Bittschreiben« aufgeführt – der Kommentar folgt: »Man muß sich niemanden (!) aufdringen, weder mündlich noch schriftlich, und am wenigsten auf eine solche affektirte und gezwungene Art, wie es in diesem Briefe geschiehet.«50

3 Eine fragile Textform

Um herauszufinden, warum die Briefsteller der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Anwerbungsschreiben so wenig berücksichtigen, lohnt es sich, Gellerts Sammlung *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* heranzuziehen. Obwohl einige Beispiele in der Vorrede und auch zahlreiche der zur Nachahmung

47 Johann Christoph Stockhausens *Grundsätze wohleingerichteter Briefe* [...], Helmstädt 1751, S. 190.

48 Ebd.

49 Vgl. *Berlinischer Briefsteller für das gemeine Leben* [...]. Dritte revidirte und verbesserte Auflage, Berlin 1786, S. 385–405.

50 *Allgemeiner deutscher Briefsteller* [...] Von Karl Philipp Moritz. Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl., Berlin 1797, S. 180.

empfohlenen 73 Briefe dem Zusammenhang der Patronage zuzuordnen sind,⁵¹ scheint es sich hierbei doch wieder um Briefe zu handeln, die ein Klient schreibt, um ein bereits bestehendes Verhältnis der Patronage durch ein Danksagungsschreiben zu bestätigen.⁵² Ausgehend von der fehlenden Aufmerksamkeit für Anwerbungsschreiben in den Briefstellern nach 1750 ist dies kaum mehr überraschend. Zumindest zeigt sich Gellerts Sammlung in dieser Hinsicht in unverkennbarer Tradition der Briefsteller.

Für die Frage nach der Problematisierung des Patron-Klient-Verhältnisses ist Gellerts Sammlung dennoch von großer Bedeutung – und dies aus zwei Gründen: Sie erklärt zum einen den prekären Status des ersten Briefs erstmals aus der Fragilität der Beziehung selbst, die dem Statusunterschied zwischen Patron und Klient entspringt. Damit verabschiedet sie die in den Briefstellern implizit herrschende Annahme, wonach sich das Aufsetzen des Anwerbungsschreibens von selbst verstehe und kaum erläuterungsbedürftig sei. Erst Gellert bestimmt Briefe an Gönner und Wohltäter als einen Grenzfall, der sich dem Ideal des natürlichen Briefs als »freye Nachahmung des guten Gesprächs«⁵³ kaum annähern lasse, da das Verhältnis zwischen Ungleichen genau jene Freimütigkeit verhindere, die es in Briefform zu bringen gelte: »Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht?«⁵⁴ Die Schwierigkeit, Patrone anzusprechen, zeigt sich in den Briefstellern vor Gellert in der Zurückhaltung, ausgefeilte Beispiele zu geben. Sie begnügen sich höchstens mit Formularen.

Gellerts Sammlung zeugt zum anderen und einmal mehr von der Ambivalenz schriftlicher Kommunikation in der Patronagekultur des 18. Jahrhunderts und eignet sich in besonderer Weise für eine Diskussion der in der Frühneuzeitforschung etablierten Ansicht, Patronage in

51 Vgl. Christian Fürchtegott Gellert: Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe. Hg. von Bernd Witte, Bd. 4: Roman, Briefsteller, Berlin u. New York 1989, S. 111f., 116, 166f., 190f. u. 207f.

52 Vgl. beispielsweise ebd., S. 199f., 202 u. 211f.

53 Ebd., S. 111. Dass es sich bei dieser Definition um einen Topos handelt, der »allerdings auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken« kann, wird hervorgehoben bei Diethelm Brüggemann: Gellert, der gute Geschmack und die üblen Briefsteller. Zur Geschichte der Rhetorik in der Moderne, in: DVjs 45/1 (1971), S. 117–149, hier S. 145.

54 Gellert: Briefsteller, S. 141.

erster Linie als ein Phänomen der »Anwesenheitsgesellschaft« zu untersuchen. Diese Sicht bestätigt der Blick auf Gellert zunächst. Zieht man zum besseren Verständnis der Sammlung seine kurze Schrift *Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt* heran, stellt man fest, dass die Kunst, »natürliche Briefe« zu schreiben, zu den Lehren nicht dazugehört. Der Vater empfiehlt zwar die zeitige Suche nach einem Patron, doch hebt er dabei den Nutzen, den der Sohn vom persönlichen Umgang sowie von der Nutzung der Bibliothek eines Gönners haben wird, hervor.⁵⁵ Briefe tauchen lediglich am Rande auf, und das Schreiben von Briefen ist Bestandteil des schriftbasierten Selbststudiums und damit kaum dialogisch angelegt. Wie achtlos Gellert mit der epistolaren Praxis umgeht, zeigt sich auch daran, dass der Brief in der Nachbarschaft »anderer kleinen Aufsätze«⁵⁶ auftaucht: »Uebe Dich unter einer guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe und anderer kleinen Aufsätze, und in Deinem letzten akademischen Jahre in der öffentlichen Beredsamkeit.«⁵⁷ Mag Gellert mit seiner *Praktischen Abhandlung* die Emanzipation der Briefkunst von der Rhetorik bezweckt haben, so ist der Brief in den *Lehren eines Vaters* nichts anderes als eine Untergattung rhetorischer Beredsamkeit.

Die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gellert ist in der Regel an der Gattungsgeschichte des Briefs orientiert, und Gellerts kanonischer Status als Theoretiker des natürlichen Briefstils wird bekanntlich mit der Einbindung mündlicher Kommunikation und der Konversationskunst in der *Praktischen Abhandlung* begründet. Liest man die *Praktische Abhandlung* hingegen als ein sozialtheoretisches Brevier, verändert sich die Deutung des auf Mündlichkeit abzielenden Kommunikationsideals, die »Mimesis von Mündlichkeit«⁵⁸ als theoretische Weiterentwicklung des Briefs. Dann ist es eher die Anpassung der epistolaren Praxis an die auf dem persönlichen Umgang basierende

55 Siehe Kapitel IV, Abschnitt 3 dieser Arbeit.

56 [Christian Fürchtegott] Gellerts Abhandlungen und Reden (= Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. Siebender Theil.), Karlsruhe 1774, S. 232–261, hier S. 252.

57 Ebd.

58 Robert Vellusig: Mimesis von Mündlichkeit. Zum Stilwandel des Briefes im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit der Schrift, in: Theo Elm (Hg.): Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter, Freiburg/Br. 1991, S. 70–92.

Verbindung zwischen Patron und Klient, die dazu führt, dass in der *Praktischen Abhandlung* Brief und Gespräch eingeführt werden. Denn wertet man die beiläufig erwähnten kurzen Beispiele als implizite Verweise auf das, worum es dem Autor unausgesprochen geht, erweist sich als Thema, das Gellert eigentlich umtreibt: das Patron-Klient-Verhältnis. Nahezu alle im Text eingeflochtenen Beispiele sind der Sphäre der Patronage entnommen.

Die Frage nach der mündlichen Kommunikation und der Konversationskunst im Patron-Klient-Verhältnis stellt sich auch anhand der Briefbeispiele, die der Form des ersten Briefs am nächsten kommen: Vielfach ist nicht eindeutig festzustellen, ob der schriftlichen Kontaktaufnahme eine persönliche Begegnung vorangegangen ist, in deren Rahmen erst um die Erlaubnis gebeten wurde, den Ranghöheren zu adressieren. Das 22. Briefbeispiel lässt vermuten, dass der Briefschreiber eine solche »Erlaubniß«⁵⁹ eingeholt hat, bevor er sich dem »hochwohlgeborenen Herrn« als Vertrauter empfiehlt. In den miteinander korrespondierenden Briefen Nr. 24 und 46 wird ein »Herr Sekretär K.« gebeten, dem Grafen einen beigelegten Brief zu übergeben, nachdem der Briefschreiber es nicht vermocht hat, erfolgreich und durch die schiere Nennung seines Namens »durch die Antichambre«⁶⁰ zu kommen. Um sich also von all den anderen »Supplicanten«⁶¹ abzusetzen, wählt er die indirekte Kontaktaufnahme durch den Sekretär. Brief Nr. 13 schließlich ist ein als solcher deutlich erkennbarer erster Brief, der mit der Bitte um Freundschaft schließt. Selbst der Anlass für die Kontaktaufnahme sind Briefe: »Heute kömmt Herr L – – zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüssen zu lassen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren.«⁶²

Die zirkulierenden Briefe, die vorgelesen,⁶³ vorgezeigt und bisweilen abgeschrieben werden, stiften neue Gelegenheiten zur Kommunika-

59 Gellert: Briefsteller, S. 175.

60 Ebd., S. 177.

61 Ebd., S. 198.

62 Ebd., S. 167.

63 »Von Papa selbst könnt ein Brief der so eingerichtet wäre daß ich ihn allen Gönnern und Freunden vorlesen könnte mir sehr beförderlich werden.« Lenz an seinen Bruder Friedrich David, 28. März 1780, in: Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe in drei Bänden. Hg. von Sigrid Damm, Bd. 3, München u. Wien 1987, S. 594.

tion. Diese enge Verzahnung der mündlichen Anwesenheitskultur mit der Briefpraxis macht Patronage als mediale Verkettung von Brief und Gespräch beschreibbar.

4 Vor und zurück

Eine Stichprobe aus Goethes Briefen der Jahre 1764 bis 1804 fördert mindestens sieben erste Briefe zutage.⁶⁴ Am 17. September 1799 entwirft Goethe einen Brief an den Physiker und Mathematiker Johann Gottfried Steinhäuser, dessen Publikationen ihm bekannt sind. Er setzt bei den gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen an, um den Wunsch anzuschließen, mit Steinhäuser in Kontakt zu kommen: »Da mich die magnetischen Erscheinungen seit einiger Zeit besonders interessiren, so wünsche ich mit einem Manne in Verhältniß zu kommen, der in diesem Fache vorzügliche Kenntnisse besitzt. Dieselben sind mir als ein solcher bekannt geworden, ich nehme mir daher die Freyheit einige Anfragen zu thun.«⁶⁵

Der letzte Satz des Briefs, der ausschließlich aus Fragen zu Steinhäusers magnetischem Magazin besteht, macht wiederum deutlich, dass das insinuierte Verhältnis die wohlbekannteste Form der Gelehrtenkorrespondenz annehmen soll: »Ich bitte um gefällige Antwort und um die Erlaubniß alsdann über die Sache selbst einen Briefwechsel fortzusetzen.«⁶⁶ Der Brief ist insofern ungewöhnlich, als Goethe hier um die Aufnahme einer Korrespondenz ersucht. Die Mehrzahl seiner ersten Briefe vermittelt nämlich den Eindruck, einen solchen Briefwechsel geradezu verhindern und die Kommunikation stattdessen auf das Feld mündlichen Austauschs verschieben zu wollen. Der Entwurf

64 Adressaten und Adressatin seiner Briefe sind Gottfried August Bürger, 12. Februar 1774 (GB 2/I, S. 72); Friedrich Gottlieb Klopstock, 28. Mai 1774 (GB 2/I, S. 89); Elisabeth Charlotte Constantia von der Recke, 30. Mai 1785 (GB 6/I, S. 60–61); Christian Gottfried Körner, 21. Oktober 1790 (WA IV/9, S. 233–234); Johann Gottfried Steinhäuser, 17. September 1799 (WA IV/14, S. 187–188); Georg Wilhelm Friedrich Hegel, 27. November 1803 (WA IV/16, S. 357); Johann Adam Schmidt, 23. Dezember 1803 (WA IV/16, S. 387–389).

65 WA IV/14, S. 187.

66 Ebd., S. 188.

eines Briefs an den Wiener Arzt und Chirurgen Johann Adam Schmidt markiert die erste wichtige Abweichung vom Kommunikationsmodell der Gelehrtenkorrespondenz, da Goethe darin Schriftlichkeit anspricht, sie sofort wieder zurücknimmt und durch den Wunsch nach persönlichem Umgang ersetzt:

Ohne daß ich Ihre Gesinnungen über meine Arbeiten vernehmen kann, betrachte ich alsdann meine Arbeiten in Ihrem Sinne, und sehe getrost der Zeit entgegen wo ich sie Ihnen dereinst senden oder lieber bringen möchte, welche letzte Hoffnung ich mir nie ganz nehmen kann, um so weniger als ich bisher die große Kaiserstadt zu sehen unverantwortlich versäumte.⁶⁷

Ähnlich verhält es sich mit dem mutmaßlich ersten Brief an Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Das lakonische Schreiben begleitet eine von Goethes Schriften, die er dem Philosophen mit der Bitte um Lektüre und Kritik zukommen lässt, und enthält gleichzeitig eine Empfehlung über die Form des Austauschs darüber: »Möchten Sie wohl beykommende Schrift durchsehen und mir bey gelegentlicher Zusammenkunft Ihre Gedanken darüber sagen.«⁶⁸

Ausgehend von den bisherigen Erörterungen ist es kaum mehr überraschend, dass Goethes erster Brief an Christian Gottfried Körner das Schreiben von Briefen als lästige Pflicht anführt und damit den Adressaten des Briefs implizit darauf verpflichtet, das Schreiben unbeantwortet zu lassen, von einer weiteren Korrespondenz abzusehen und stattdessen auf ein baldiges oder fernes Zusammenkommen zu hoffen: »Nichts wird mir saurer als Briefe zu schreiben und mehr als einmal versäume ich darüber Pflicht und Schicklichkeit.«⁶⁹

Erste Briefe formatieren Beziehungen, sie schlagen eine Rollenverteilung der Korrespondenten vor, fixieren Positionen oder halten sie beweglich. Durch sie wird der Status der Briefpartner zugleich markiert und maskiert. Goethes erster Brief an Friedrich Gottlieb Klopstock macht einen solchen Aushandlungsprozess kenntlich und wirft

67 WA IV/16, S. 389.

68 Ebd., S. 357.

69 WA IV/9, S. 233.

überdies ein Licht auf die aus den Briefstellern wohlbekannte Praxis der indirekten Vermittlung von Patronage durch befreundete Dritte: »Schönborn in einem Briefe aus Algier den ich gestern empfangen habe, schreibt mir: ›Klopstock wird sie durch Boie um einige ihrer Arbeiten ersuchen lassen‹. Und warum soll ich Klopstocken nicht schreiben, ihm selbst schicken was es auch sey, und was für einen Anteil er auch dran nehmen kann! Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde.«⁷⁰ Im Grunde schlägt Goethe hier die gängige Konvention der sozialen Triangulierung und damit die ihm zugedachte Rolle eines wartenden Klienten aus. Schönborn erschafft nämlich durch die indirekten Bezugnahmen – auf Klopstock durch Boie – und das In-Aussicht-Stellen zukünftiger Kommunikation ein Antichambre im Brief, in dem Goethe auf eine Aufforderung durch Boie warten soll. Klopstock scheint unnahbar und allein über seine Boten zugänglich zu sein.

Goethe weist also die Dienste der als vermittelnde Dritte aufgerufenen Freunde (Gottlob Friedrich Ernst Schönborn und Heinrich Christian Boie) zurück, um Klopstock direkt zu adressieren. Die Begründung für die Freiheit, die er sich nimmt, ist bemerkenswert: »Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde.«⁷¹ Auffällig ist weiterhin die Unbestimmtheit der Schriften (›einige Dinge‹), die er Klopstock zuzuschicken beabsichtigt: »Hier haben Sie also ein Stück das wohl nie gedruckt werden wird, das ich bitte mir gerade zurückzusenden. Sobald einige Dinge von mir die fertig liegen gedruckt sind, schick ich sie Ihnen oder meld es wenigstens, und wünsche dass Sie empfinden mögen mit welch wahrem Gefühl meine Seele an Ihnen hängt.«⁷² Die Bitte um Kritik fehlt; stattdessen wird um die Zurücksendung des beigelegten Manuskripts gebeten.

Dieses Stück, »das wohl nie gedruckt werden wird«, steht im übertragenen Sinn für eine Beziehung, die wohl nie zustande kommen wird. Das Manuskript dieses Briefs erinnert kaum an die Materialität intimer Kommunikation, von der man mit einem Seitenblick auf die »Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit«⁷³ zunächst ausge-

70 GB 2/I, S. 89.

71 Ebd.

72 Ebd.

73 Vgl. Benne: Die Erfindung des Manuskripts.

hen könnte. Weder soll das Manuskript eine exklusive Gemeinschaft zwischen den Briefpartnern herstellen – wird es doch nur kurz vorgezeigt, um sogleich wieder zurückgenommen zu werden – noch eine kollaborative Situation initiieren, denn die Aussicht auf gemeinsame Verbesserung des Textes bis zum Druck wird mit dem ersten Brief durchgestrichen. Die Formulierung »oder meld es wenigstens« spricht darüber hinaus eine mögliche Nachlässigkeit im weiteren Verlauf des Austauschs an. Goethe rechnet anscheinend schon in diesem ersten Brief damit, seine fertigen Arbeiten vielleicht doch nicht verschicken, sein Versprechen also vielleicht doch nicht halten zu können.

Als deutlicher Kontrast zum ersten Brief an Klopstock liest sich der erste Brief an Gottfried August Bürger: »Ich schicke Ihnen die zweyte Auflage meines Göz. Ich wollt Ihnen schon lang einmal schreiben, und die Paar Stunden die ich mit Ihrem Freunde Destorp zugebracht habe haben mich determinirt. Ich thue mir was drauf zu gute, dass ich's binn der die Papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt.«⁷⁴ Der Unbestimmtheit des verschickten Manuskripts und der in Aussicht gestellten »Dinge« im Brief an Klopstock steht hier ein konkretes, beigelegtes Buchgeschenk gegenüber. Was im Brief an Klopstock die Wallfahrt ist, ist im Brief an Bürger das eigentümliche Bild des Einschlagens einer »papiernen Scheidewand«. Der Brief betont mehrmals die Gemeinsamkeiten der Briefpartner, enthält deutliche Angebote eines gegenseitigen Austauschs und schreckt vor Wiederholungen nicht zurück: »Wenn Sie was arbeiten schicken Sie mirs. Ich wills auch thun. Das giebt Muth. Sie zeigens nur den Freunden Ihres Herzens, das will ich auch thun.«⁷⁵ Die im Brief an Bürger erwähnten Manuskripte sind kostbare Gegenstände, die es zu schützen und deren Zirkulation es zu überwachen gilt: »Und verspreche nie was abzuschreiben.«⁷⁶

Erste Briefe lassen sich nur schwer auf einen typologischen Begriff bringen. Das Abpassen der günstigen Gelegenheit zur Kontaktaufnahme als eine Maxime, welche die Briefsteller von Weise bis Gellert umtreibt, findet ihre textuelle Entsprechung in der Formenvielfalt der Briefe, die je nach Gelegenheit als Begleit- und Einladungsschreiben oder aber als Bittgesuch und Empfehlungsschreiben aufgesetzt wer-

74 GB 2/I, S. 72.

75 Ebd.

76 Ebd.

den. Goethes Briefe an Klopstock und Bürger bestechen durch Kürze. Sie sind Begleitschreiben, wie man sie in der für die Briefkultur des 18. Jahrhunderts typischen Art den verschickten Gegenständen oder einem anderen Hauptbrief beifügt.

Goethes Brief an Elisabeth von der Recke hingegen besticht durch seinen Umfang. Er schöpft die verschiedenen Möglichkeiten eines ersten Briefs aus und vereint Elemente eines Aufwartungs-, Bitt- und Empfehlungsschreibens zu einem kunstvollen Ganzen. Miteinander verbunden werden die höfliche Anfrage, der Gräfin aufwarten zu dürfen, die Bitte um finanzielle Unterstützung, bei der sich Goethe sprachlich als Bote verkleidet, der lediglich die Nachricht fremden Unglücks überbringt (»ich glaube Ew Gnaden einen angenehmen Dienst zu erweisen wenn ich Sie davon benachrichtige«⁷⁷), und schließlich als Herzstück ein Empfehlungsschreiben, das die Gräfin dazu bewegen soll zu handeln.

Der Beginn enthält mit der Bitte um Erlaubnis, die Gräfin schriftlich willkommen zu heißen, einen möglichen Hinweis darauf, dass es sich bei dem Schreiben um einen ersten Brief handelt. Die Erwähnung des schriftlichen Grußes lässt darauf schließen, dass Goethe der Gräfin bekannt gewesen sein muss, ohne dass er sich ihr auch schriftlich vorgestellt hätte. Das Überschreiten der Schwelle, das im ersten Brief einer Begründung bedarf, ist hier an die Unterscheidung von mündlicher und schriftlicher Kommunikation gebunden.

Der Anfang evoziert die Szenerie geselligen Trubels: ein unübersichtliches Kommen und Gehen verschiedener Freunde, die namentlich nicht genannt werden müssen. Goethe kündigt sich selbst an und stellt die Ankunft weiterer Freunde zu einem späteren Zeitpunkt in Aussicht. Das Bild einer ungetrübten Willkommensfeier nimmt er jedoch schon im zweiten Absatz des Briefs zurück, indem er – scheinbar beiläufig – die Nachricht vom Tod des der Gräfin bekannten Bürgermeisters im benachbarten Lobeda einfließen lässt. Was nun folgt, ist ein kurzer Einschub über die Geschichte der Mutter der Witwe, die sich im offenbar hohen Alter der Pflicht gegenübersteht, die verwitwete Tochter und deren sieben verwaiste Kinder versorgen zu müssen. Der Brief, der als Aufwartungsschreiben beginnt, verwandelt sich dadurch in ein Bittgesuch. Die zu Beginn erwähnten Freunde eines geselligen Zirkels fin-

77 GB 6/I, S. 61.

den sich zum Schluss des Briefs in einer Art Unterstützergemeinschaft versammelt, wenn der Bittsteller festhält, dass »[u]nsere gnädigsten Herrschafften«⁷⁸ zwar schon einen Teil der Versorgung übernommen hätten, dass nun aber auch »für Freunde [...] noch etwas zu thun«⁷⁹ übrig bleibe.

Als weitere rhetorische Klammer ist der auffällige Einsatz des Heilens als Metapher zu sehen. Im ersten Absatz ist von der »heilsamen Quelle«⁸⁰ die Rede, bei der die Freunde die Gräfin willkommen heißen möchten; im letzten Satz des Briefs scheint sich die Gräfin selbst in die Quelle der Heilung verwandelt zu haben, wird sie doch gebeten, die »Wunden, die das Schicksal schlägt, zu heilen«.⁸¹ Die Bitte um finanzielle Unterstützung löst Goethe aus dem Bereich des schier Ökonomischen heraus und verpackt sie in einer organologischen Metapher.

Der zweite Absatz des Briefs, in dem Goethe den Trauerfall als Ausgangspunkt seines novellistischen Berichts wählt, lässt sich gleichzeitig als Miniaturausgabe eines in sozioökonomischer Hinsicht restringierten weiblichen Lebenslaufs lesen. Die Klientin, für die Goethe bittet und die er zunächst ausschließlich über ihre verwandtschaftliche Beziehung zum Verstorbenen einführt, ist eine »Grosmutter«, die vor dem plötzlichen Tod ihres Schwiegersohns »keinen Wunsch hatte als, bey einer sehr eingeschränckten Haushaltung, ihr Leben anständig und ehrbar zu endigen«.⁸² Im dritten Absatz des Briefs erst formuliert Goethe eine konkrete Empfehlung: »Ich weis daß Ew Gnaden, bey Ihrem Aufenthalte in Jena, Sich grosmütig erkundigt: ob dieser, würcklich in ihrer Art seltnen Frau irgend eine Hülfe nötig sey. Damals konnte sie mit einem ruhigen Vertrauen auf ihren Zustand sehn und mit danckbarer Beschämung Ew Gnaden Grosmuth ablehnen. Wie verschieden steht es ietzo mit ihr!«⁸³

Goethe empfiehlt hier keine Unbekannte. Bei der »in ihrer Art seltnen Frau« handelt es sich um Johanne Susanne Bohl, die als Autorin in Erscheinung getreten ist. Mit ihrer Polemik *Winde und Männer*,

78 Ebd., S. 60.

79 Ebd., S. 61.

80 Ebd., S. 60.

81 Ebd., S. 61.

82 Ebd., S. 60.

83 Ebd., S. 61.

die 1782 in Wielands *Merkur* erscheint,⁸⁴ erregt Bohl Aufsehen und wird mit einem Schlag berühmt. Zum Zeitpunkt der Niederschrift des Briefs ist sie in der literarischen Öffentlichkeit, in der sich die Gräfin und Goethe bewegen, eine schillernde Figur. Goethes erster Brief an Elisabeth von der Recke lässt sich somit auch als Dokument einer im 18. Jahrhundert noch wenig geübten Praxis lesen, Autorinnen zu empfehlen.⁸⁵ Die unentschiedene Haltung zeigt sich darin, dass zwar ihre Autorschaft sie aus der Menge heraushebt und der Grund ist, sie zu empfehlen, ihr Name jedoch im gesamten Brief ungenannt bleibt. Zum Zweck der Empfehlung wird weibliche Autorschaft maskiert.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Goethes erste Briefe von einem Widerspruch gekennzeichnet sind, der generell seinen Umgang mit Briefen betrifft: Der Wert des Briefs wird auf theoretischer Ebene anerkannt, auf der Ebene des praktischen Handelns jedoch hintertrieben. So hat sich Goethe im Laufe seines Lebens einerseits um die möglichst lückenlose Aufbewahrung der eigenen (und fremden) Briefe bemüht und – in Anbetracht der historischen und biografischen Bedeutung von Briefen – Briefsammlungen von befreundeten Autoren herausgegeben. Andererseits hat er mehrfach große Bestände seiner eigenen Briefe vernichtet.⁸⁶ Angesichts solcher »Vernichtungsakte« spricht Horst Fleig von einer Art »negative[n] Autobiographie«,⁸⁷ die sich aus der

84 [Johanne Susanne Bohl]: Winde und Männer. Antwort eines Frauenzimmers auf Dr. Sheridans Wolken und Weiber, im May des Teutschen Merkurs v. d. J., in: Der Teutsche Merkur 3 (1782), S. 3–8.

85 In dieser Frage agieren Gleim, Sulzer und Bachmann deutlich beherzter, wenn sie in ihren Briefen »ihre« Autorin Anna Louisa Karsch empfehlen (Kapitel III dieser Arbeit). Karsch selbst wiederum war eine Meisterin im Schreiben von Empfehlungsbriefen und nutzte diese Kunst auch zum Wohl von Dichterinnen. Vgl. Claudia Brandt: Schreibstrategien in Empfehlungsbriefen und Bittschriften. Anna Louisa Karsch als Förderin Dritter, in: Ute Pott (Hg.): Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk, Göttingen 2022, S. 111–121; in einem Brief an Sulzer etwa empfiehlt sie Maria Catharina Dippe als ihre »schwester im Apoll«: Karsch an Sulzer, [10. Juni 1762], in: Anna Louisa Karsch: Briefe und Gedichte. Hg. von Claudia Brandt u. Ute Pott, Göttingen 2022, S. 46–51, hier S. 47 [Datierung von Gleim].

86 Vgl. Ernst Beutler: Goethes Jugendbriefe, in: Ders.: Wiederholte Spiegelungen. Drei Essays über Goethe, Göttingen 1957, S. 5–30, hier S. 6–8. Vgl. hierzu auch Heumann: Archivierungsspuren, S. 273–275.

87 Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche,

bewussten selektiven Annullierung von Lebenszeugnissen ergebe. Analog dazu offenbart sich in den ersten Briefen das Wissen um deren bindende Kraft, sind sie doch dazu bestimmt, Patronage zu stiften und soziale Netzwerke zu initiieren. Wohl in Kenntnis des transgressiven Potenzials erster Briefe bemüht sich Goethe darum, bereits mit diesem ersten Schritt Distanz zu schaffen. Die Distanzierung kann darin bestehen, den einmal eingeschlagenen Weg schriftlicher Kommunikation zugunsten der mündlichen Sphäre aufzugeben, die von Höherstehenden vorgeschlagene Form indirekter Kontaktaufnahme durch direkte Ansprache zurückzuweisen, schließlich die empfohlene Kürze erster Briefe durch üppige Empfehlungsschreiben, die erzählerischen Charakter annehmen, offen zu missachten.

Goethes erste Briefe eröffnen in der Regel keine Zukunftsperspektiven, sondern nehmen fast schon das Ende der kaum begonnenen Beziehung vorweg. Sie erproben rhetorische Wendungen, um »den Vorhang fallen zu lassen«. ⁸⁸ In den Briefen manifestiert sich die Möglichkeit einer Verbindung, die jedoch von Anfang an infrage gestellt wird. Zu lesen geben sie ein Vor und Zurück, ein Spiel mit den Versprechen und Grenzen direkter schriftlicher Kontaktaufnahme.

5 Kontraste

Die soziale Praxis, durch erste Briefe eine Patron-Klient-Verbindung aufzubauen, lässt sich näher untersuchen, indem man Goethes erste Briefe mit den Briefen weiterer Autorinnen und Autoren vergleicht. Der Vergleich mit Klopstock bietet sich an, da Goethe und Klopstock – zumindest für kurze Zeit – in Korrespondenz standen und wir durch den ersten Brief Goethes an Klopstock wissen, dass letzterer sich im Gegensatz zu Goethe um die eher konventionelle Praxis der durch Dritte vermittelten epistolaren Vernetzung bemühte: Der von Klopstock als »Mittler« ins Spiel gebrachte Boie wird von Goethe übergangen, Klopstock stattdessen direkt und unvermittelt adressiert.

Bd. 37/I: Von 1823 bis zum Tode Carl Augusts 1828. Hg. von Horst Fleig, Frankfurt/M. 1993, S. 636.

88 Vgl. Beutler: Goethes Jugendbriefe, S. 27.

Eine erste Durchsicht der überlieferten Briefe Klopstocks aus den Jahren 1738 bis 1751 – in diesem Jahr gehen Klopstocks Wünsche bezüglich einer Zuwendung durch den dänischen König in Erfüllung⁸⁹ – zeigt, dass dieser sowohl die Kunst der vermittelten Kontaktaufnahme als auch die des unvermittelten, geradezu klandestinen Eröffnungsbriefs beherrschte.⁹⁰

Um die Unterschiede zwischen Goethe und Klopstock (als Briefschreiber) zu verdeutlichen, möchte ich zunächst bei einer wichtigen Gemeinsamkeit ansetzen: Bei beiden ist der erste überlieferte Brief zugleich ein erster Brief, der den Schreiber als Klienten zeigt. Was im Fall von Goethe der Brief an den fast gleichaltrigen Ysenburg von Buri ist, ist im Fall von Klopstock ein Schreiben an Johann Christoph Zeumer, das der 14-jährige werdende Poet aufsetzt, um Zeumer um Unterstützung bei der Aufnahme in die Fürstenschule Pforta zu bitten. Zeumer wird als »[g]roßer Patron« angeredet; Klopstock wünscht ihm »zu des gemeinen bestens und aller Clienten Fortun«⁹¹ Gesundheit und Wohlergehen. In diesem ersten Brief ist die Sprache der Patronage in der Wahl der Bezeichnungen »Patron« und »Klient« vollkommen intakt. Es gibt noch keine Anzeichen der Distanzierung. Im Gegenteil: Auffälligstes sprachliches Merkmal ist der Einsatz von Superlativen bei Begriffen, die einer Steigerung kaum bedürfen. Klopstock adressiert den »[h]öchstzuehrende[n]« Kanzler Zeumer; er bedankt sich für seine »gütigste Bemühung«, sich für seine Aufnahme einzusetzen; er ruft Gott »demüthigst« um das Wohlergehen des Patrons an; abschließend verabschiedet er sich als »unterthänigst verbundenster Friedr: Gottlieb Klopstock«.⁹² Verglichen damit ist der erste Brief an Andreas Gottlieb

89 Vgl. hierzu u.a. Klaus Hurlebusch: So viel Anfang war selten. Klopstock-Studien, Göttingen 2013, S. 207–238.

90 Adressaten seiner ersten Briefe sind Johann Adolf Schlegel, erste Hälfte April 1748, in: Friedrich Gottlieb Klopstock: Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe (= HKA). Abteilung Briefe, Bd. I: Briefe 1738–1750. Hg. von Horst Gronemeyer, Berlin u. New York 1979, S. 6–8; Albrecht von Haller, 11. Juli 1748 (ebd., S. 10–11); Johann Jakob Bodmer, 10. August 1748 (ebd., S. 13–15); Friedrich von Hagedorn, 29. September 1748 (ebd., S. 21); Johann Heinrich Meister, 26. Januar 1749 (ebd., S. 34–36); Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, 29. März 1750 (ebd., S. 71); Adam Gottlob Graf Moltke, 18. November 1750 (ebd., S. 143–145).

91 HKA Briefe I, S. 1.

92 Vgl. ebd.

Bernstorff fast dreizehn Jahre später ein geradezu nüchternes Dokument, weist es doch nur mehr in der Schlussformel einen Superlativ auf, wenn sich Klopstock als »Dero gehorsamster Diener«⁹³ empfiehlt.

Die Auswahl von sieben ersten Briefen, die Klopstock zwischen den Briefen an Zeumer und Bernstorff verfasst, lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Der Ausgangspunkt aller Briefe ist die unsichere ökonomische Situation eines Dichters, der befürchtet, die Poesie aufgeben und ein zeitraubendes Amt antreten zu müssen. In der Frage der Selbstkommentierung und der Selbstreflexion bezüglich des Status eines Klienten unterscheiden sich die Briefe allerdings sehr. Je wagemutiger die Kontaktaufnahme, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass Klopstock die Asymmetrie im Brief selbst thematisiert. So distanziert er sich in den auf Latein verfassten Briefen an Albrecht von Haller und Johann Jakob Bodmer von der Konvention des ersten Briefs als einem Bittgesuch an den Patron, wenn er davon spricht, sein »Glück nicht von einem König oder einem Maecenas, [...] wohl aber von einem Haller erbeten« zu wollen.⁹⁴ In beiden Briefen werden Haller und Bodmer auf eigentümliche Weise ins Vertrauen gezogen. Die Briefe klingen verschwörerisch, wenn Klopstock darum bittet, seine Kontaktaufnahme in der Öffentlichkeit der gelehrten Republik geheim zu halten: Er bittet zunächst Haller, »niemandem meine Kühnheit [zu] enthüllen, an Sie zu schreiben und solches [eine außerordentliche Professur in den schönen Wissenschaften an der Universität Göttingen, N.G.] von Ihnen zu verlangen.« Etwa einen Monat später, im ersten Brief vom 10. August 1748 an Bodmer, heißt es: »Wenn Sie in dieser Angelegenheit etwas für mich tun können [die Vermittlung einer jährlichen Pension durch den Prinzen von Oranien, N.G.], tun Sie es, mein bester Bodmer, aber tun Sie es nicht in meinem Namen! Ich möchte mein Glück nicht von Fürsten, ich möchte es von Bodmer erlangt haben.«⁹⁵

Der Brief an Haller sticht insofern hervor, als er in der Frage der Formatierung der angestrebten Patron-Klient-Beziehung sehr viel aus-

93 Klopstock an Andreas Gottlieb Bernstorff, 13. Januar 1751, in: HKA Briefe II, S. 3.

94 Vgl. Klopstock an Haller, 11. Juli 1748, in: HKA Briefe I, S. 196. Im ersten Brief an Moltke hingegen ist der Begriff des Mäzens durchaus positiv besetzt. Vgl. ebd., S. 143.

95 Klopstock an Bodmer, 10. August 1748, in: Ebd., S. 201.

schließt und Gunsterweisung ex negativo definiert. Der Briefschreiber spielt auf die Tradition des »freundschaftlichen Briefs« an, wenn er schreibt: »Übrigens bitte ich um Ihre Gunst und nicht um Ihre Freundschaft [Caeterum favorem Tuum, non amicitiam] (denn die Freundschaft ist eine heilige Sache und fällt nicht auf irgendeinen Menschen, den man nicht kennt).«⁹⁶ Auch die Bitte um Verbesserung und Kritik der mitverschickten Manuskripte und Drucke als fester Bestandteil einer freundschaftlichen Korrespondenzaufnahme wird anders zum Ausdruck gebracht, wenn Klopstock sie unvermittelt in die Bitte um finanzielle Unterstützung münden lässt. Die Bitte um Kritik hat kein eigenes Recht und wird unverblümt – »aufrichtig«,⁹⁷ wie es im Brief an Bodmer heißt – in den Dienst der Sache gestellt:

Ich sende Ihnen den Anfang meines Gedichtes über den Messias. Ich weiß nicht, ob Sie es einer Vollendung für würdig erachten; das aber weiß ich, daß, wenn Sie es für würdig einer Fortsetzung halten, Sie so edel und hochherzig sind, daß Sie hierin dem Autor, wenn Sie nur können, helfen wollen. Denn mir fehlt die Muße für die Poesie, und sie wird mir besonders auch in Zukunft fehlen, wenn ich gezwungen sein werde, irgendein beschwerliches Amt zu übernehmen.⁹⁸

Die Kommentare zu den Briefen an Haller und Bodmer heben die Unterschiede hervor und weisen auf den freundschaftlichen Ton hin, der im Brief an Bodmer vorherrscht: Bodmer wird als Vater adressiert (»hören Sie mich, wie ein Vater seinen Sohn reden hört«⁹⁹) und in Klopstocks Liebesverhältnis zu Maria Sophia Schmidt eingeweiht.¹⁰⁰ Aber auch hier mündet das vertrauliche Wort (»[i]ch will Sie auch, unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit, in das innere Heiligtum meiner Angelegenheiten führen«¹⁰¹) in die Bitte um Unterstützung: »Ohne sie [Maria Sophia Schmidt, N.G.] aber bin ich gänzlich unglücklich. Ich beschwöre Sie bei dem Schatten des Milton und Ihres

96 Klopstock an Haller, S. 196.

97 Klopstock an Bodmer, S. 200.

98 Klopstock an Haller, S. 195–196.

99 Klopstock an Bodmer, S. 201.

100 Vgl. ebd., S. 202.

101 Ebd., S. 201.

seligen kleinen Sohnes und bei Ihrer Großmut, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn Sie können!«¹⁰²

Der Brief an Bodmer bewegt sich in stilistischer Hinsicht zwischen dem Brief an Haller und dem ersten Brief an Johann Adolf Schlegel. Die briefstellerische Maxime der Kürze von Eröffnungsbriefen außer Acht lassend, bieten die Briefe an Bodmer und Schlegel eine Einleitung, in der Klopstock erzählt, wie er noch vor dem ersten Brief bereits geistig Kontakt zu den Adressaten aufgenommen habe. Bei Bodmer ist es die Lektüre seiner Schriften »in jungen Jahren«,¹⁰³ bei Schlegel wird der erste Brief in ein Kontinuum ungeschriebener erster Briefe eingebettet, die Klopstock im Geiste verfasst habe, bevor er tatsächlich einen Brief schreibt: »Ich kenne Sie so, daß ich weiß, ich darf gleich aus vollem Herzen an Sie schreiben, ob dies gleich der erste Brief ist, den Sie von mir bekommen. Ich meine den ersten wirklichen Brief: denn die will ich hier nicht mitrechnen, denen meistens weiter nichts, als das Aufschreiben gefehlt hat.«¹⁰⁴ Im Unterschied zu allen übrigen ersten Briefen, in denen Klopstock um Unterstützung bittet oder sich – wie in der Beziehung zu Bernstorff – für die empfangene Wohltat bedankt, ist der Brief an Schlegel geprägt von Fantasien über die ihnen beiden gemeinsame Liebe zur Poesie.

Der gemeinsame Bezugspunkt der ersten Briefe, die Klopstock in den Jahren 1748 bis 1751 schreibt, ist die Arbeit am *Messias*. Hierbei gelingt es Klopstock, die eigene soziale Gefährdung – oft sind die Briefe überdies durchsetzt von Klagen über physische Beschwerden – damit zu verbinden, dass auch das Werk *Messias*, dem sich der Dichter ausschließlich widmen möchte, gefährdet sei. Soziale und poetische Sphäre werden durch den Begriff der Fortsetzung verbunden: Um das Werk fortsetzen zu können, sind »beständig fortdauernde(,) Gütigkeiten«¹⁰⁵ durch Freunde und Wohltäter nötig.

Im Gegensatz zu den ersten Briefen Goethes, in denen sich (bis auf den Punkt der Unterbrechung schriftlicher Kommunikation zugunsten persönlicher Begegnung) kaum formelhafte Wiederholungen

102 Ebd., S. 201–202.

103 Ebd., S. 201.

104 Klopstock an Johann Adolf Schlegel, erste Hälfte April 1748, in: HKA Briefe I, S. 6–7.

105 Klopstock an Bernstorff, 13. Januar 1751, in: HKA Briefe II, S. 2.

finden lassen, haben Klopstocks erste Briefe einen programmatischen Grundton. Dies betrifft in erster Linie seinen Arbeitsplan, den er seinen Gönnern offenlegt. Während Goethes Briefe auf die Persönlichkeit der Empfängerinnen und Empfänger zugeschnitten sind und (distanzierte) Dyaden erzeugen, imaginieren Klopstocks erste Briefe Triaden. Eine omnipräsente dritte Figur ist Friedrich II., richtet sich doch Klopstock implizit immer auch an den Monarchen, der sich weigert, als Mäzen deutscher Autoren in Erscheinung zu treten. Klopstocks erste Briefe sind in dieser Hinsicht immer auch Anklagen.

6 Klientin werden

Die ersten Briefe eines Autors erscheinen oft als Fremdkörper im übrigen Briefwerk. Insbesondere im Fall empfindsamer Autoren mag die Selbstbezeichnung als Klient nicht recht zum viel beschworenen ständeübergreifenden Ideal des »ganzen Menschen« passen.¹⁰⁶ Der Eindruck des Fremden wird noch dadurch verstärkt, dass erste Briefe häufig auf Latein oder Französisch abgefasst sind, während bei fortgesetzter Korrespondenz die Briepartner einander in deutscher Sprache schreiben.

Die ersten Briefe einer Autorin sind auf eine andere Weise fremd. Wenn sich die Vorstellung ihrer Autorschaft der Annahme verdankt,

¹⁰⁶ »Hochwohlgeborne Freifrau Gnädige Frau! In wie vielen Rücksichten Ew. Exzellenz durch einen Schritt, der mir die zum Dank angesetzte Feder kraftlos aus der Hand stürzt, durch Hochdero großmütige Vermittlung bei meinem Gesuch in Petersburg, die Herzen einer ganzen Familie von den beängstendsten Sorgen entlastet, wird Ihnen Ihr eigenes Herz am besten zu ahnden geben. [...] Genießen Ew. Exzellenz dieser Zufriedenheit die sich selbst allein belohnen kann und erlauben einem Beglückten, durch das Studium von Handlungen der Art sein eigenes Herz zu verbessern und der Ehrerbietung freien Lauf zu lassen, mit der er sich unter Ew. Exzellenz Klienten rechnet als Hochwohlgeborne Freifrau Gnädige Frau Eurer Exzellenz untertänigen und gehorsamsten Diener und Verehrer J.M.R.Lenz.« Lenz an die Baronin Vietinghoff, [April 1780], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 605. Zum Diskurs des »ganzen Menschen« vgl. Hans-Jürgen Schings (Hg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992, Stuttgart u. Weimar 1994.

dass sich »weibliches Schreiben« bevorzugt im unbeobachteten Raum, im Medium des privaten Briefs entwickelt,¹⁰⁷ wirft hier das Vorkommen erster Briefe die Frage auf, welche Art epistolarer Öffentlichkeit hergestellt werden soll und wie es um die behauptete Intimität des »Frauenbriefs«¹⁰⁸ im 18. Jahrhundert bestellt ist: Denn folgt man Silvia Bovenschens Studie *Die imaginierte Weiblichkeit* und den einschlägigen Arbeiten von Barbara Hahn,¹⁰⁹ ist es nicht zufällig der Brief, der den schreibenden Töchtern, Ehefrauen, Schwestern und Nichten den Übertritt von der häuslichen Sphäre in die literarische Öffentlichkeit gedruckter und rezensierter Werke ermöglicht. Die um 1800 als weiblicher Geschlechtscharakter postulierte Natürlichkeit geht mit dem Brief, der als vergleichsweise freie Gattung gedacht wird, eine diskursive Verbindung ein und bestimmt, nach der fatalistischen Deutung Bovenschens, weibliche Autorschaft als ewige Wiederkehr von literarischen Gattungsüberschreitungen im Zeichen überfließend vitaler Weiblichkeit.¹¹⁰ Wie verändert sich diese in der feministischen Literaturwissenschaft etablierte Annahme ausgehend von ersten Briefen, die eben nicht nur im privaten Raum zirkulieren?

Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Briefe Anna Louisa Karschs. Ihr Nachruhm als Dichterin verdankt sich den über tausend Briefen, die sie – nach einem ersten Brief am 28. April 1761 –

107 Vgl. hierzu die umfassende Analyse von Ursula Geitner: Sie schreibt. Moderne Autorschaft (m/w), Göttingen 2022, sowie Silvia Bovenschens: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979.

108 Die Bezeichnung »Frauenbrief« etabliert nicht zuletzt Reinhard M. G. Nickisch: Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, München 1988, S. 389–409 [Abschnitt 1 von Kap. X: Kommunikationsmodelle]. Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine Überarbeitung von Ders.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung, in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (1976), S. 29–65.

109 Vgl. Barbara Hahn: *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*, Frankfurt/M. 1991, sowie Dies.: »Geliebtester Schriftsteller«. Esther Gads Korrespondenz mit Jean Paul, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 25 (1990), S. 7–42.

110 Vgl. Bovenschens: *Die imaginierte Weiblichkeit*, S. 200–220 [Abschnitt: Der Briefroman – ein trojanisches Pferd. Die Kritik an den gattungspoetischen Schranken und die »natürliche« Schrankenlosigkeit der Frauen].

im Laufe von über dreißig Jahren an Gleim schrieb.¹¹¹ Die von Regina Nörtemann und Ute Pott herausgegebene zweibändige Ausgabe der Briefe enthält ein Drittel der Korrespondenz und gibt einen sehr guten Eindruck von einer langjährigen Briefpartnerschaft, die die gängigen Kategorien von Freundschaft, Liebe und Arbeitsbeziehung ganz im Sinne der feministischen Literaturkritik, die von der Eigengesetzlichkeit weiblicher Briefkunst ausgeht, durchkreuzt.¹¹² Wenn es eine Autorin gibt, deren dichterischer Nachruhm sich dem Brief, ja sogar einer exklusiven, gewissermaßen monogamen epistolaren Verbindung verdankt, ist es Karsch.¹¹³

Am 28. April 1761 schreibt die 39-jährige Anna Louisa Karsch einen ersten Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Er ist nur unwesentlich älter als sie und hat zu diesem Zeitpunkt bereits mehrere Gedichtbände publiziert. Im Gegensatz zu Karsch ist er als Autor bereits etabliert. Karsch adressiert daher den »Dichter« und merkt an, diesen »nicht erst seit gestern [...] nein, schon lange«¹¹⁴ zu verehren. Dennoch spricht in diesem ersten Brief nicht nur die langjährig ergebene Leserin, sondern jemand, die sich – wiewohl erst seit wenigen Monaten – aus der »Dunkelheit« und dem »Tumult niederdrückender sorgen«¹¹⁵ herausgerissen und in den Wirbel der Berliner »Gesellschaften« geworfen sieht. Die Erwähnung der Berliner literarischen Welt dient als Hinführung zu einer Szene poetischer Produktivität, ist es doch diese als feindlich er-

111 Vgl. Ute Pott: Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Mit einem Anhang bislang ungedruckter Briefe aus der Korrespondenz zwischen Gleim und Caroline Luise von Klencke, Göttingen 1998, S. 7.

112 Vgl. Regina Nörtemann: Nachwort, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 2, S. 523–555, hier insb. S. 540.

113 Vgl. Nacim Ghanbari u. Annika Hildebrandt: Gespräch mit Regina Nörtemann und Ute Pott über die Briefausgabe »*Mein Bruder in Apoll*« (1996), in: Dies. (Hg.): Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit (= Das achtzehnte Jahrhundert 46/2 [2022]), S. 138–150. Die neue Briefausgabe von Karsch macht durch die Auswahl der Briefe und der verschiedenen Briefpartnerinnen und -partner aus der gelehrten und adligen Welt deutlich, wie gut vernetzt Karsch – auch unabhängig von Gleim – gewesen ist. Vgl. Karsch: Briefe und Gedichte.

114 Karsch an Gleim, 28. April 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 5. Der erste Brief an Gleim wurde auch in die neue Ausgabe der Briefe und Gedichte aufgenommen. Vgl. Karsch: Briefe und Gedichte, S. 16–18.

115 Karsch an Gleim, 28. April 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 5.

lebte Umwelt, die Karsch zum Schreiben anhält, um – wie es poetisch heißt – »Besser mein zu sein«:

es fehlt mir nicht an Gesellschafften, man sucht mich nur zu oft, aber diese Zerstreungen sind vor mich weder nützlich noch angenehm, man will Seine / NeuBegierde befriedigen, man gafft mich an und klatscht mit den Händen und rufft Ein Bravo alß wenn alle meine Reden kleine Zaubersprüche wären ich lache zu weillen mitt und mein Herz weiß nichts von dem Vergnügen wellches dann in meinem lachenden munde die Gesellschafft täuscht, oft ergreiff ich um Besser mein zu sein die feder und schreibe mitten untter den Geräusch was um mich her ist, und mein gleichgülltiger freund wird Ihnen zweene Versuche von dieser Art senden können, ich glaube nicht Schwung genug zur Ode zu haben, indeßen sagt mir unßer Nachahmer des Horaz daß Sie mehrere Gesänge von mir verlangen denen Sie den Tittel Einer Ode zu geben vor gut finden, hier ist Eine sollche Kleinigkeit, [...].¹¹⁶

Die im geselligen Lärm entstandenen »Versuche« werden nicht der Berliner Gesellschaft vorgelegt, sondern sollen – so will es zumindest Karschs Selbstbericht – in der exklusiven Öffentlichkeit ausgesuchter Freundinnen und Freunde ein neues Publikum finden. Der Brief skizziert einen solch privilegierten Adressatenkreis, indem Karsch gleich zu Beginn einen »Freund« anführt, der ihr die Grüße und die »Auffmunterung«¹¹⁷ Gleims überbracht habe und sich im Besitz ihrer Arbeiten befinde. (Bei diesem Freund handelt es sich um den namentlich nicht genannten Karl Wilhelm Ramler.) Die Anspielung auf den Freund dient als Türöffner, und der Freund erweist sich als Pate ihrer Verbindung. Er wird zwar noch als möglicher Vermittler und Überbringer von Karschs Arbeiten an Gleim erwähnt, aber schon mit diesem ersten Brief ergreift sie selbst die Gelegenheit, Gleim direkt und unvermittelt zu adressieren und ihm von sich aus eine poetische »Kleinigkeit«¹¹⁸ zukommen zu lassen.

Liest man Karschs Brief an Gleim vor dem Horizont briefstellerischer Maximen, ergibt sich folgendes Bild: Hier schreibt eine Autorin,

¹¹⁶ Ebd., S. 5f.

¹¹⁷ Ebd., S. 5.

¹¹⁸ Ebd., S. 6.

die sich in zweifacher Weise selbst zu empfehlen weiß, zum einen durch die im Brief zur Schau gestellte genaue Kenntnis der formalen und rhetorischen Vorgaben für einen Brief, der an einen möglichen Patron und Gönner gerichtet wird. In ihrer vergleichenden Analyse stellt Ute Pott fest, dass sich Karsch in ihren Briefen an sozial Höherstehende »formal zurückhaltend«¹¹⁹ gibt, indem sie beispielsweise auf den Abstand zwischen Anrede und Briefbeginn achtet. Wenig zurückhaltend und auf das Einhalten der Form wenig bedacht ist sie hingegen in der thematischen Gestaltung der Briefe. Im Fall des ersten Briefs an Gleim zeigt sich zudem eine interessante Spannung zwischen der egalitär gefärbten Anrede »Mein Bruder in Apoll« und dem konventionellen Respektabstand.

Der Brief formuliert zunächst eine Danksagung für die Aufmerksamkeit, die Gleim den dichterischen Versuchen der Autorin offenbar entgegenbringt und die ihr überbracht wurde. Die Autorin begründet, warum sie erst jetzt Kontakt zu ihm aufnimmt, obwohl ihr seine Schriften schon seit Langem bekannt sind. Für ihre Bewunderung seiner Schriften findet sie zur einzigen hyperbolischen Reihung des Briefs.¹²⁰ In den Brief eingeflochten werden schließlich mehrfach Figuren der rhetorischen Selbstverkleinerung.¹²¹

Die Autorin empfiehlt sich zum anderen durch den souveränen Umgang mit ihrer Lebensgeschichte. Sie ist sich durchaus der Tatsache bewusst, dass sie in der Berliner Gesellschaft – trotz ihres jungen Ruhms als Kriegslyrikerin – als literarische Novizin gehandelt wird, und sie verwandelt diese Gesellschaft in ihrer Erzählung in eine Gemeinschaft von Claqueuren, die vor ihren Augen keine Gnade finden. Das Fehlen gelehrten Vokabulars, das in den Augen der Brieftheoretiker des 18. Jahrhunderts Briefe von Frauenhand für alle literarisch Interessierten nachahmenswert machte,¹²² gereicht auch der Lebensgeschichte zum Vorteil: Die für die Lebensgeschichten von Gelehrten typische

119 Ute Pott: Nachwort, in: Karsch: Briefe und Gedichte, S. 239–265, hier S. 251.

120 »aber ich bitte Ihnen zu glauben daß ich Sie nicht erst seit gestern hochschätze, Bewundre, verEhre, und was diß alles übertrifft liebhave, nein schon lange«. Karsch an Gleim, 28. April 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 5.

121 Vgl. beispielsweise die Einschübe »mein Gedächtniß ist nicht so getreu« (ebd.) und »ich glaube nicht Schwung genug zur Ode zu haben« (ebd., S. 5f.).

122 Vgl. Nickisch: Briefkultur; Nörtemann: Brieftheoretische Konzepte, S. 221–223. Siehe auch Kapitel III der vorliegenden Arbeit.

Aneinanderreihung von Universitäten und Bildungsreisen muss aufgrund des Ausschlusses aus der gelehrten Republik durch andere, neue Motive ersetzt werden.

Als Ergänzung zu dieser briefstellerisch informierten Lesart schlage ich eine weitere Lektüre vor, die zeigt, dass sich der Umgang mit dem ersten Brief in einer durch Patronage bestimmten literarischen Kultur nicht allein auf die beiden Möglichkeiten Befolgung oder ironische Distanzierung von rhetorischen Vorgaben reduzieren lässt. Erst die genaue Lektüre der einzelnen Briefe macht deutlich, dass die kunstvolle Selbstinszenierung als Klientin, die um den fragilen und vermeintlich unvollkommenen Status von Beziehungen der Patronage weiß, eine Strategie sein konnte, um als Autorin in Erscheinung zu treten und die eigene Sichtbarkeit zu kontrollieren. Diese Form der Selbstinszenierung lässt sich in Karschs Brief anhand der Figur des namentlich nicht genannten Freundes nachverfolgen, der insgesamt fünf Mal auftaucht und dessen Position sich im Laufe des Schreibens in signifikanter Weise verändert.

Zu Beginn ein für erste Briefe typischer Freund, mit dem die Autorin persönlichen Umgang pflegt und der offenbar einen Gruß überbracht hat, wird er mehr und mehr zu einer Figur der literarischen Öffentlichkeit, die nicht nur Nachrichten und kleinere poetische Versuche verbreitet, sondern die auch selbst unter Beobachtung steht. Die Art, wie die Briefverfasserin Karsch diesen Freund literarisch erfasst, wie sie ihn auftauchen und als Vermittler abtreten lässt, bestimmt diesen ersten Brief als Versuch einer dichterischen Selbstbehauptung und als Quelle einer Distanzierung vom Status der Klientin. Hierfür entscheidend ist der letzte Abschnitt des Briefs: Nachdem Karsch dem von ihr verehrten Dichter Gleim im ersten Teil des Briefs rhetorisch geschulte Höflichkeiten, im zweiten ihre Lebensgeschichte und im dritten Teil die Bitte um Kritik und Verbesserung ihrer »Gesänge« dargebracht hat, spricht sie eine Einladung aus: »lassen Sie sich doch den frühling verlocken, reisen Sie nach berlin«. ¹²³ Im Anschluss an diese Einladung weist sie auf die vielen hin, die Gleims Besuch in Berlin offenbar freudig erwarten. Karsch lässt den genannten Freund noch einmal auftauchen, um seinen

123 Karsch an Gleim, 28. April 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 6.

Status endgültig zu verändern: »hier erwarten Ihnen vielle die mit denen Anmutigkeiten Ihrer lebhaftten Gespräche Bekant sind und / die auch in der entfernung Ihre freunde bleiben müssen mein freund ist Einer von den Ersten, Er thut Stollz auff Ihrem beyfall«. ¹²⁴ Er gehört zunächst zu dem Kreis, der Gleims Besuch erwartet und der sich Gleims Aufmerksamkeit anscheinend sicher sein darf. Im weiteren Verlauf des Satzes jedoch entlässt Karsch den Freund aus der Menge der Bewunderer Gleims und versetzt ihn auf die Position eines von Gleim und Karsch gemeinsam beurteilten Autors: »und ich wünsche mir Glück daß ich wie Sie, Seine zwey Oden, die an die feinde des Königes, und die auff daß Geschütz vor die schönsten erkenne, wir haben Beyde recht, denn unßere empfindung diese unbestochne Richterrin entscheidet hier, und Ihr Außspruch gillt«. ¹²⁵ Mit diesem Nachsatz zu der Einladung nach Berlin gelingt Karsch die Umkehrung der Verhältnisse: Der Freund dieses Nachsatzes ist nicht mehr der Freund des Briefanfangs. Nicht er ist derjenige, der Gleim die Autorin Karsch empfiehlt, sondern Karsch ist diejenige, die sich in der Beurteilung seiner Schriften mit Gleim einig weiß. Mit diesem Brief stellt Anna Louisa Karsch also nicht nur die für zahlreiche erste Briefe typische Anfrage nach Verbesserung und Kritik ihrer dichterischen Versuche, vielmehr erschafft sie mit diesem Brief das Bild einer Kritikerdyade.

Die Lektüre von Briefen, die im 18. Jahrhundert geschrieben wurden, um eine Patron-Klient-Beziehung zu etablieren, und die – gemäß der Konvention – von den rangniedereren Klientinnen und Klienten aufgesetzt wurden, lässt folgenden Schluss zu: Die in der Briefforschung geltende Annahme, die Entstehung des ästhetisch experimentellen, romantischen Briefes sei in Korrespondenzen zu suchen, die aus der dezierten Ablehnung privatpolitischen Kalküls heraus verfasst wurden, ¹²⁶ bedarf der Korrektur und Erweiterung. Gerade die Briefe, die die Aufnahme als Klient bewirken sollten, zeigen, wie sich Individualität

¹²⁴ Ebd.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Vgl. hierzu die Ausführungen zur Briefkultur des 18. Jahrhunderts, die durch einen »eigenen kommunikativen Enthusiasmus« geprägt sei: Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität, Frankfurt/M. 1989, S. 213.

gegen briefstellerische Vorgaben, damit aber auch gegen ritualisierte Konventionen der Patronage zu behaupten sucht. Dass sich gerade erste Briefe für Formexperimente eignen, deutet sich bereits in den Briefstellern an, wenn diese auf eine Sammlung solcher Schreiben verzichten und die konkrete Ausgestaltung des ersten Auftritts den Einzelnen selbst überlassen. Die in den Briefstellern ausgesprochene Empfehlung der Kürze von ersten Briefen verträgt sich nicht mit der impliziten Vorgabe, sich den Förderern schreibend vorzustellen. Häufig ist der erste Brief opulent und bietet zusammen mit der Lebensgeschichte ein kurzes Urteil über die literarische Öffentlichkeit, in der sich die Schreibenden zu behaupten beabsichtigen.

III *Leben der Frau Karschin*

O, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen – Auf überlebtes Elend blick ich nieder – »Oft ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder ...«. Die aus Zitaten bestehenden Titel einer Edition und der beiden Monografien, die in den Jahren 1981, 1997 und 2002 erschienen sind und neue Perspektiven auf das Werk der Dichterin Anna Louisa Karsch eröffnen,¹ haben eine Gemeinsamkeit. Hier spricht jemand von sich selbst. Im ersten Zitat setzt sich das lyrische Ich zu der sozialen Mitwelt ins Verhältnis und gibt sich als Fängerin menschlicher Gefühle zu erkennen. Das zweite steht im Zeichen der Selbsthistorisierung. Das Bemühen um reflexive Distanz ist auch im dritten Zitat erkennbar, wenn der Griff zur Feder mit der Rückbesinnung auf sich selbst verknüpft wird.

Die Poesie der ausgewählten Zitate verdankt sich einer Umformung der Alltagssprache. Das Ich blickt auf das überlebte Elend nieder – nicht etwa auf überstandenes Elend zurück. Es ergreift die Feder – nicht etwa greift es zur Feder. »Elend« hat eine außerordentliche Schwere, und »entwischt« gehört zum sprachlichen Register des Leichten und Flüchtigen. Diese besondere Verbindung aus Satzstruktur und Wortwahl ist schon den zeitgenössischen Leserinnen und Lesern als Karschs eigentümlicher Ton aufgefallen.

Als Bestandteile der Buchtitel sind die einzelnen Zitate dazu bestimmt, in einen je übergeordneten Zusammenhang von Karschs Schaffen einzuführen: »Gedichte und Briefe« bei Gerhard Wolf, Selbstzeugnisse bei Uta Schaffers sowie die teils unveröffentlichte Lyrik bei Anne Kitsch. Aus welchem der zahlreichen Werke Karschs genau die einzelnen Verse oder Zeilen jeweils entnommen sind, gibt nur Kitsch preis.²

1 *O, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen.* Anna Louisa Karschin. *Gedichte und Briefe.* Stimmen von Zeitgenossen. Hg. und mit einem Nachwort von Gerhard Wolf, Berlin 1981; Uta Schaffers: *Auf überlebtes Elend blick ich nieder.* Anna Louisa Karsch – Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen, Göttingen 1997; Anne Kitsch: »Oft ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder ...«. Ästhetische Positionssuche in der Lyrik Anna Louisa Karschs (1722–1791). Mit bislang unveröffentlichten Gedichten, Würzburg 2002.

2 Vgl. Kitsch: »Oft ergreiff ich ...«, S. 13.

Die Aufteilung von literaturwissenschaftlichen Buchtiteln in einen literarischen Hauptteil – in der Regel aus Zitaten bestehend – und eine analytische Erläuterung ist bereits kritisch bedacht worden.³ Für meine Fragestellung in diesem Kapitel wichtiger ist die Tatsache, dass die im Untertitel auftauchenden Werk- und Produktionszusammenhänge durch die Verbindung mit den zitierten Worten einen eigenen semantischen Raum eröffnen und die Wahrnehmung der untersuchten Werke steuern. Die Leserinnen und Leser von Schaffers' Buch werden dazu angehalten, Karschs Selbstzeugnisse entlang des Motivs »überlebtes Elend« zu interpretieren. Anne Kitschs Studie steuert die Rezeption der Lyrik ausgehend vom Motiv des dichterischen Rückzugs und der Aussprache mit sich selbst.

Die Vermutung, dass das einzelne Zitat einem Werk entnommen sein könnte, das in der Edition erscheint bzw. in der Monografie untersucht wird, bestätigt sich nicht. »O, mir entwischt nicht was die Menschen fühlen!« ist ein Vers aus der Ode »An Herrn Professor Sulzer. (Zu Berlin im Merz 1761.)«, erschienen in den *Auserlesenen Gedichten*;⁴ »[a]uf überlebtes Elend blick ich nieder« ist wiederum ein Vers aus dem »Zueignungs=Gesang an den Baron von Kottwitz«, der diese Sammlung eröffnet;⁵ »oftt ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder« stammt schließlich aus dem ersten Brief Karschs an Gleim.⁶ Die Wahl der Zitate erweitert in allen drei Fällen den primären Gegenstandsbe- reich der Sammlung bzw. des Buches: Als Mitherausgeber der Reihe »Märkischer Dichtergarten« ist Wolf an der Stilisierung einer sozialromantischen Autorin interessiert, weshalb es wenig überraschend ist, dass die hymnische Ode an Sulzer als Patron und Freund in seiner Sammlung fehlt. Doch durch das nicht ausgewiesene Zitat bewahrt die Edition die Erinnerung an eine Dichterin, die trotz ihres Engagements für arme Verwandte und Bekannte und trotz ihres Bewusstseins für

3 Siehe dazu: We Are Family – Remix 98. Hg. und eingeleitet von Rembert Hüser, in: Jörg Schönert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart u. Weimar 2000, S. 573–599, hier S. 574f. [Einleitung]

4 Anna Louisa Karsch: *Auserlesene Gedichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger, Stuttgart 1966, S. 138–140, hier S. 139.

5 Ebd., unpag.

6 Karsch an Gleim, 28. April 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 5–6, hier S. 5. Siehe Kapitel II, Abschnitt 6 dieser Arbeit.

soziale Ungerechtigkeit bis zu ihrem Lebensende ihren (vielfach adligen) Gönnerinnen und Gönnern dankbar war und den König verehrte.⁷ Schaffers untersucht die Selbstzeugnisse Karschs – die vier Briefe an Sulzer, *Belloisens Lebenslauff* und die *Vorläufige Lebensbeschreibung* –, wählt jedoch keine Zeile aus diesen Texten, sondern aus der Zueignungsschrift für Karschs einflussreichen Wohltäter, Baron von Kottwitz, durch den Karsch in Berlin Fuß fasst. Kitsch wiederum verknüpft Karschs Lyrik mit einem Brief in Prosa, einem Selbstzeugnis. Die drei Veröffentlichungen zu Karsch evozieren durch die Wahl eines Zitats, das außerhalb des eigentlichen Untersuchungsgegenstands zu verorten ist, eine Textlandschaft, in der enkomiastische Gedichte, Briefe und Lebensbeschreibungen scheinbar unentwirrbar verbunden sind.

Die wohlwollende Lesart der auf diese Weise entstehenden Verbindungen, Anspielungen und Pfade berücksichtigt, dass die Veröffentlichungen zu Karsch in dieselbe Zeit fallen wie die Rezeption der poststrukturalistischen Theorien und Lektüren.⁸ So entspricht es dem Begriff der Intertextualität,⁹ die einzelnen Werk- und Gattungsgrenzen in der Kontinuität, dem Strom der Sprachbilder und Metaphern aufzulösen.¹⁰ Folgt man der Spur der Sprachverwendung, ergeben sich poetologische Nachbarschaften zwischen Karsch und Autoren, die nicht unbedingt Teil des regen sozialen Netzwerkes um Gleim gewesen sind.¹¹

7 Vgl. Alfred Anger: Nachwort, in: Anna Louisa Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse. Hg. von A. A., Stuttgart 1987, S. 184–203, hier S. 202.

8 Vgl. beispielsweise Anke Jaspers Ausführungen zum Dichtergarten: Dies.: Anna Louisa Karsch in der DDR. Zur Ausgabe von Gerhard Wolf im *Märkischen Dichtergarten*, in: Ghanbari u. Hildebrandt (Hg.): Karsch: Edition und Öffentlichkeit, S. 202–218, hier S. 208.

9 Für eine Darlegung der Komplexität des Begriffs vgl. nach wie vor: Renate Lachmann: Ebenen des Intertextualitätsbegriffs, in: Karlheinz Stierle u. Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch, München 1984, S. 133–138.

10 Als ein jüngeres Ergebnis poststrukturalistisch-diskurshistorisch informierter Lektüren ist die Aufmerksamkeit für Karschs Natur- und Pflanzenmetaphern anzugeben, wenn beispielsweise gezeigt wird, dass das Gedicht *Das Harz-Moos* im Zusammenhang der allgemeinen naturkundlichen Begeisterung für Moose und für Karschs »vitale Schöpfungspoetik« steht. Vgl. Jana Kittelmann u. Baptiste Baumann: Zwischen Moos und Wetterglas: Naturkundliche Interieurs und Objekte in der Literatur der deutschsprachigen Aufklärung, in: Neohelicon. Acta comparationis litterarum universarum 47 (2020), S. 433–454, hier S. 446.

11 Wie etwa Christlob Mylius. Vgl. ebd., S. 445 f. Eine frühe wichtige Sprachana-

Gerade im Fall von Karsch ist davon auszugehen, dass die nähere Analyse ihrer Metaphern für eine Erweiterung des Rahmens sorgen könnte, in dem ihre Werke für gewöhnlich interpretiert werden.

In der kritischen Lesart hingegen stellt sich die Mobilität derart geflügelter Verse¹² und Briefzeilen, ihre Verfügbarkeit für sehr unterschiedliche Gegenstandsbereiche als Dislozierung dar, von der die Werke Karschs im besonderen Maße betroffen waren. Setzt man ihre Wahrnehmung als Autorin zur Druck- und Veröffentlichungsgeschichte ihrer Werke ins Verhältnis, fallen die häufigen Medienwechsel ins Auge. Ich spreche an dieser Stelle von »Dislozierung«, da die mediale Wanderung der Drucke und Briefe in der Regel durch Gönnerinnen und Gönner, nicht durch die Autorin selbst, veranlasst wurde. Dies gilt bereits für ihre schlesischen Kriegsoden,¹³ aber auch für ihre autobiografischen Schriften.

lyse der »männlich-weibliche[n] Selbstbeschreibung im Motiv der ›Disteln‹, die vom spielenden Kind als Feinde geschlagen werden«, findet sich bei Kerstin Stüssel: Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Tübingen 1993, S. 220–222, hier S. 220.

12 Es ist nicht zuletzt Gleim, der für eine erste Popularisierung einzelner Verse sorgt, indem er in seinen Briefen Karsch zitiert: »O mir entwischt nichts, was die Menschen fühlen, sagt sie in einem Gedicht an Sulzer, und schon mehr als einmahl habe ich wahrgenommen, daß sie verrätherische Blicke in die Herzen der Menschen gethan und sich nicht geirret hat«. Gleim an Uz, 16. Januar 1762, in: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. Hg. und erläutert von Carl Schüddekopf, Tübingen 1899, S. 319. In abgewandelter Form gebraucht Gleim den Vers auch in einem Brief an Karsch selbst: »Sie werden es wohl gemercket haben, denn Ihnen entwischt nicht was die Menschen fühlen«. Gleim an Karsch, 21. Oktober 1761, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 32.

13 Die Dislozierung der sieben schlesischen Kriegsoden ist für die Geschichte von Karschs Autorschaft eminent wichtig. Annika Hildebrandt spricht von der »Dekanonisierung« der Kriegslieddichtung Karschs, da die berühmten Oden nicht in die Sammlung der *Auserlesenen Gedichte* von 1764 aufgenommen wurden. Vgl. Dies.: Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750, Berlin u. Boston 2019, S. 393–405, hier insb. S. 403. Den Wegfall der Kriegsoden erwähnt auch Guido Heinrich, ohne dies jedoch weiter zu problematisieren. Vgl. Ders.: Leibhaftige Ästhetisierung und mediale Endverwertung. Die Rezeption der Kriegsslyrik Anna Louisa Karschs in Berlin, Halberstadt und Magdeburg, in: Wolfgang Adam u. Holger Dainat (Hg.) in Verbindung mit Ute Pott: »Krieg ist mein Lied«. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien, Göttingen 2007, S. 137–176, hier S. 143. Den Briefen aus der Entstehungszeit der Sammlung lässt sich entnehmen, dass Karsch ihren Herausgebern die Aufnahme der Ode »auff die Asche zu Glogau« vorschlägt – ohne Erfolg, wie der Antwortbrief Gleims zeigt. Vgl. Karsch

Im Folgenden stehen die vier Briefe im Zentrum, die Karsch im Herbst 1761 und Anfang September 1762 schreibt und in denen sie ihre Lebensgeschichte erzählt. Gleim betitelt sie als *Leben der Frau Karschin*. Ich lese die Verbesserungen, die Gleim als Freund und Förderer Karschs an ihrem Text vornimmt, und setze sie zu Karschs Selbstverbesserungen ins Verhältnis. Eingebettet ist die Lektüre in Überlegungen darüber, auf welche Weise sich Praktiken der Patronage und Verfahren der Aufnahme in die literarische Öffentlichkeit überschneiden und wie sie sich in der einzelnen Korrektur materialisieren.

I

Alle überlieferten Selbstzeugnisse Karschs vermitteln das Bild einer Dichterin, die dank Patronage die literarische Bühne betritt und ihre Publizität dafür einsetzt, die einstigen Förderer literarisch zu würdigen. Für Karsch gehören der Status als Klientin und »AutorStollz«¹⁴ – um ihre eigene Formulierung zu verwenden – untrennbar zusammen. Mit-hin ist zu vermuten, dass ihre Selbstinszenierung als Autorin die Selbstbeschreibung als Klientin einschließt und zur Bedingung hat.

Karschs offene Selbstinszenierung als Klientin und Geförderte hat sich auf die Rezeption und literaturwissenschaftliche Konstruktion ihrer Werkbiografie deutlich ausgewirkt: Für die einen die ewige Gelegenheitsdichterin, deren niedere Machwerke¹⁵ zum großen Teil ver-

an Gleim, 8. Januar 1762, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 59, sowie Gleim an Karsch, 8. Januar [und später] 1762, in: Ebd., S. 61.

14 Lebensbericht von Anna Louisa Karsch in vier Briefen an Sulzer, in: Ebd., S. 341–363, hier S. 353. Mit der ersten kritischen Edition der vier Briefe an Sulzer geht die Entscheidung einher, ausschließlich Veränderungen auszuweisen, die Karsch selbst vornimmt. Vgl. ebd., S. 341.

15 Zur Bestimmung des Gelegenheitsgedichts als »Machwerk« vgl. Wulf Segebrecht: Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik, Stuttgart 1977, S. 1–4. Für eine wertfreie Auseinandersetzung mit Karsch als Gelegenheitsdichterin vgl. Maximilian Bach: Anna Louisa Karsch als panegyrische Gelegenheitsdichterin in Berlin. Anlässe, Orte, Netzwerke, in: Pott (Hg.): Plötzlich Poetin!?, S. 123–133. Karschs Schreiballtag als Gelegenheits- und Auftragsdichterin geht besonders gut aus ihrem Brief vom 24. [Januar 1762] an Gleim hervor. Vgl. [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in

schollen, bestenfalls verstreut überliefert sind, ist sie für Regina Nörtemann und Ute Pott die Empfindsame, eine frühe Romantikerin, deren hervorragend überliefertes, eigentliches Werk aus ihren über tausend Briefen an Gleim besteht.¹⁶ Für die einen gelingt es Karsch ihr Leben lang nicht, sich aus der ökonomischen Abhängigkeit, die sich zunehmend als Abhängigkeit von einer überkommenen Produktionsästhetik zeigt, zu lösen, während sie für die anderen – insbesondere nach der Begegnung mit Gleim – ein dichterisches Doppelleben zu führen beginnt, indem sie in den Briefen eine eigene Sprache entwickelt und vornehmlich als poetische Freundin schreibt.

Viele Darstellungen führen Karschs Nachruhm als Naturgenie darauf zurück, dass sie sich selbst als solches zu inszenieren wusste.¹⁷ Es wird angenommen, dass sie um die zeitgenössische ästhetische Aufwertung des Natürlichen und unverbildet Ursprünglichen gegenüber dem regelpoetisch Kunstvollen gewusst und sich dem Ideal angepasst habe.¹⁸

Apoll«, Bd. 1, S. 69f. Gleims Brief vom 21. März 1762 an Karsch wiederum zeigt, wie Gelegenheitsdichtung in Auftrag gegeben wurde. Vgl. ebd., S. 88f.

16 »Unter Gleims Briefwechseln ist der mit der Karschin mit 30 Jahren einer der langfristigen und bei weitem der intensivste, von ihr sind über 1000 Briefe, von ihm 227 überliefert.« Gerlinde Wappler: »Sie sind ein ungestümer Freund«. Menschen um Gleim I, mit einem Beitrag von David Lee zu Karl Wilhelm Ramler, Oschersleben 1998, S. 221. Über Karschs Briefe an Gleim heißt es bei Nörtemann: »Sie beherrscht ebenso die Sprache der Empfindsamen wie bereits eine Sprache, die auf Goethes Werther vorausweist, die Sprache des Kampfes gegen und um Leidenschaft.« Dies.: Nachwort, in: Anna Louisa Karsch: Die Sapphischen Lieder. *Liebesgedichte*. Hg. von Ders., Göttingen 2009, S. 265–310, hier S. 291. Zu Karsch als Briefkünstlerin vgl. Pott: Briefgespräche, S. 45 u. passim.

17 Vgl. Heinrich: Leibhaftige Ästhetisierung, S. 147; Susanne Kord: Visionaries and Window Shoppers: Anna Louisa Karsch Between Bourgeois Aesthetic Theory and Lower-Class Authorship, in: Lessing Yearbook XXXV (2003), S. 189–221, hier S. 190; Stüssel: Poetische Ausbildung, S. 224. Ähnlich kennzeichnet Elisabeth Hausmann Karsch als eine »Frau aus dem Volke«, »ungelehrt und ursprünglich«. Vgl. Dies.: Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen. Eingeleitet und hg. von E.H. Mit 31 Bildern, Frankfurt/M. 1933, S. 13.

18 Vgl. Hannelore Schlaffer: Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Luisa Karsch (1722–1791). Ein Porträt, in: Brinker-Gabler (Hg.): Deutsche Literatur von Frauen, Bd. 1, S. 313–324 [Abschnitt 2 von Kapitel IX: Von der ›gelehrten‹ zur ›autonomen Kunst‹. Literarische Entwicklung und Wandel der Geschlechterrollen], hier S. 315 u. passim; Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 157.

Die sogenannte »Karsch Legende«¹⁹ beruht demnach auf der geradezu quecksilbrigen Qualität ihrer poetischen Produktivität, die sich zum ersten Mal auf den Wiesen und Auen im Grenzgebiet zwischen Schlesien und Polen regt, bevor sie ihre volle Kraft in den Berliner Salons und den Theoriezirkeln um Sulzer und Gleim entwickelt. In den misogynen Worten ihrer Zeitgenossen Johann Peter Uz und Johann Arnold Ebert ist Karsch eine »poetische Hexe«,²⁰ die sich zu verwandeln verstehe.

Aufsätze und Lektüren, die das gängige Porträt der Autorin problematisieren, verdienen besondere Aufmerksamkeit: Mit Susanne Kords »Publish and Perish«²¹ und James Knowltons »Inventing an Author«²² liegen zwei frühe Untersuchungen vor, die vordergründig Einzelaspekte germanistischer Karsch-Philologie behandeln, in methodologischer Sicht allerdings neu zu kontextualisieren sind: Die beiden Aufsätze rekonstruieren die Praktiken, derer sich Karsch im Laufe ihrer Schreibbiografie bedient, und unterwerfen die gängigen Geschichten über Karsch einer Re-Lektüre. In Kords Aufsatz ist es der bewusste Veröffentlichungs-*verzicht*, bei Knowlton der Umgang mit der eigenen Lebensgeschichte. Weitere differenzierte Einzeluntersuchungen werden im zuletzt erschienenen Band *Plötzlich Poetin!?* versammelt.²³ In diesen Studien stellt die literarische Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts keine gegebene Größe dar. Sie ist wandelbar und bis zu einem gewissen Grad offen für Veränderungen, für die (neue) Autorinnen wie Karsch stehen.

19 James Knowlton: *Inventing an Author. The (Self-)Constructed Authorship of Anna Louisa Karsch as Reflected in an Autobiographical Poem*, in: *Colloquia Germanica* 27/2 (1994), S. 101–121, hier S. 108.

20 »Ueber das verdiente Glück, daß diese poetische Hexe, wie sie Herr Ebert in einem Briefe an mich nennt, gefunden, erfreue ich mich aufrichtig, da die Männer nicht mehr schreiben, so muß sie dermalen, fast allein, die Ehre Deutschlands retten. Nur beklage ich mich, daß sie kein Ohr für die Critiken ihrer Freunde und keine Geduld zur Verbeßerung hat.« Heinrich Proehle: *Aus dem handschriftlichen Briefwechsel zwischen der Karschin, Gleim und Uz*, in: *Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde* 12 (1875), S. 641–700 (»Aus dem Briefe von Uz an Gleim. 24. December 1763«). Den Hinweis auf diese Briefstelle verdanke ich: Knowlton: *Inventing an Author*, S. 109.

21 Susanne Kord: *Publish and Perish: Women Writers Anticipate Posterity*, in: *Publications of the English Goethe Society* 76/2 (2007), S. 119–134.

22 Knowlton: *Inventing an Author*.

23 Ute Pott (Hg.): *Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk*, Göttingen 2022.

Die literarische Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts erlaubt es Autorinnen und Autoren, mit selbst verfassten Lebensgeschichten in Erscheinung zu treten. Ob und inwieweit diese Geschichten im Zuge des Veröffentlichungsprozesses verändert werden, gibt Aufschluss über implizite Vorstellungen von Autorschaft, die sich in den Streichungen, Selbst- und Fremdverbesserungen kundtun. Karschs vier autobiografische Briefe an Sulzer sind ein solcher Lebensbericht, dessen Entstehungsgeschichte sich anhand des Briefwechsels zwischen Karsch, Gleim und Sulzer sehr gut rekonstruieren lässt.

In der zweibändigen Auswahlgabe von Regina Nörtemann und Ute Pott finden sich mehrere Briefe und Briefauszüge, in denen direkt und indirekt auf diese vier Briefe Bezug genommen wird. Der direkte Bezug ist seltener als der indirekte, der immer dann erfolgt, wenn Karsch, Gleim und Sulzer auf die Vorrede zur geplanten Sammlung der *Auserlesenen Gedichte* zu sprechen kommen. Wie aus einer Rezension zum veröffentlichten Subskriptionsplan des Publikationsvorhabens hervorgeht, soll die Sammlung auch über Karschs Leben informieren: »Nachdem darinnen etwas wenig von den Lebensumständen der Dichterin berührt worden, so werden einige ihrer Gedichte zur Probe beygefügt [...]«.²⁴ Vorlage für die hier in Aussicht gestellte biografische Vorrede sollen die Briefe an Sulzer sein.

Folgt man der Spur des Selbstberichts, fällt zunächst der zeitliche Abstand zwischen der Niederschrift der ersten drei Briefe und des vierten und letzten Briefes auf. Als Anhaltspunkt für die Datierung der ersten drei Briefe auf Herbst 1761 ziehen die Herausgeberinnen einen Brief Sulzers vom 15. Dezember 1761 an Karsch heran.²⁵ Der vierte Brief kommt in Karschs Briefen vom 3. und 5. September 1762 an Gleim zur

24 Vgl. [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 386.

25 »Die Briefe über ihren Lebenslauff schike ich Ihnen nicht wieder, weil ich befürchte sie möchten nicht wieder an mich kommen. Der dritte enthält ihre Geschichte bis auf ihre erste Verheyrathung. Von da an können Sie nun fortfahren, wenn Sie Zeit dazu haben. Ich wollte Ihnen gern eine Abschrift davon schiken, aber meine ietzt überhäufte Geschäfte laßen es mir nicht zu und ich habe niemand, der es für mich thun könnte.« Sulzer an Karsch, 15. Dezember 1761, in: Ebd., S. 421.

Sprache.²⁶ In diesem Zeitraum und darüber hinaus – bis zum 23. Oktober 1763, als Karsch Gleim von der endlich erfolgten Niederschrift der Vorrede durch Sulzer berichten kann²⁷ – wird wiederholt die Frage aufgeworfen, wer eigentlich für das Schreiben der Vorrede besser geeignet sei: Sulzer oder doch etwa Gleim?²⁸ Karsch reflektiert die Grenzen, die ihr gesetzt sind, wenn es gilt, mit dem öffentlichen Auftritt und dem Schreiben »für die Welt«²⁹ sowohl der Vorgabe autobiografischer Aufrichtigkeit als auch gesellschaftlichen Regeln zu genügen. Für die Lektüre der Briefe bedeutsam ist schließlich die Haltung, die Karsch gegenüber der von ihr selbst verfassten Geschichte einnimmt und die sich im Medium des Briefes, im freundschaftlichen Austausch mit Gleim entwickelt. Ich zitiere ausführlich aus diesen Briefen, da ich sie als Erweiterung der vier Briefe an Sulzer werte. Der nachdenkliche Blick auf das eigene Leben und die eingegangenen Verbindungen prägt sowohl die vier Briefe an Sulzer als auch die folgenden Briefe.

Die brieffe mein liebster freund sind bis auff vier angewachßen, aber der lezte ist ganz kurz ohnerachtet Er der Period meines Glücks ist, Sie wissen daß ich mich bey beschreibungen des Vergnügens nicht zu lange auffhalten kan, es wird auff Ihrer Wahl ankommen wellche Stellen Sie noch hier und da außzulaßen vor nöhtig finden, in den Ersten verwarff ich Ein paar sehr unnützliche, und überhaupt wollt ich daß Sullzer mich mit dieser erzählung verschont gelaßen hätte, es ist verdrüßlich von zween Mänern reden und von keinen sagen können daß Er liebte, oder ganz geliebt werden kontte, was wird die Welt von mir urtheillen? ich habe den Ersten so viel geschont als möglich gewesen ist, mir fehlte nur Ein außgebildetter Verstand und Ein wenig von meinem iezigen Ruhm, um / an Ihm Einem beßeren Man zu haben [...] Ich bin Stollz genug zu sagen daß keiner untter

26 Karsch an Gleim, 3. September 1762 [Datierung von Gleim]; Karsch an Gleim, 5. September 1762, in: Ebd., S. 150–152.

27 Karsch an Gleim, 23. Oktober 1763, in: Ebd., S. 189.

28 Zur Diskussion dieser Frage vgl. Karsch an Gleim, 26. [und 27.] November [1761], in: Ebd., S. 48; Sulzer an Karsch, 24. November 1761, in: Ebd., S. 380; Gleim an Karsch, 29. November 1761, in: Ebd., S. 49; Karsch an Gleim, 25. Juni 1762, in: Ebd., S. 121; Karsch an Gleim, 26. Juli [1762], in: Ebd., S. 138; Karsch an Gleim, 29. Januar 1763 [Datierung von Gleim], in: Ebd., S. 175.

29 Karsch an Gleim, 5. September 1762, in: Ebd., S. 151.

den Männern zärtlich genug für mich geschaffen sey, und ich bin zufrieden wenn die zärtlichsten von diesem Geschlecht meine freunde bleiben, Sie mein liebster Gleim Stehen oben an, ich werd Ihnen bitten / die hin und wieder angebrachte Nahmen nur mit Anfangsbuchstaben schreiben zu laßen, Sie haben freye Hand mit allem zu verfahren wie es Ihnen selbst gefällt³⁰

Ich lieffre Ihnen hier den vierdten brieff, und Sie müssen glauben daß ich in Ansehung dieser brieffe mit mir selbst schlecht zufrieden bin, Sie werden gewis noch Einer Umarbeitung bedürffen, man muß sehr Behutsam verfahren mit dem was die Welt lesen soll, dieser Gedanke machte viel Jahre lang mich furchtsam etwas für die Welt zu schreiben, und ich zittre noch so oft Er mir Einfällt, wenn Sie mein liebster Gleim nun so viell Zeitt gewinnen möchten die Lieder in Ordnung zu bringen, vielleicht fänden Sie es für beßer Eine Vorrede zu machen und in derselben die Hauptzüge der Geschichte / anzubringen, ich wünschte daß Sullzer zugegen wäre, ich begreiffe nicht warum mir bey Seinem Hiersein nicht die brieffe zurückgegeben wurden Ich hätte Sie gleich umgegoßen und daß andre darzu geschrieben, es war mir nicht mehr möglich mich auff die schreibart oder den inhalt der brieffe zu besinen, Ich erwartte die Entscheidung meines besten freundes wegen dieser sache, Ich weiß ohngefähr Ihr Urtheill, Sie werden sagen daß ich in Einigen Stellen zu poetisch war und daß andre Redensartten nicht Edel genug gewählt worden, sagen Sie was Sie wollen, ich werde jeden Außspruch vor den Außspruch des Apollo halltten und mich in allem Ihren gutbefindenden Willen unnterwerffen³¹

Ich Erhielt von Sullzern Einem brieff, Er sagt mir, daß Er Musse genug hätte die Vorrede zu machen, nur müst Er stellen, Er müste matterriallien darzu haben wenn Sie also mein Theurer sich nicht entschließen können, so möchten Sie nur Sullzern Seine vier brieffe zuschiken weill Er doch geneigt scheint und beßere Zeit hat als mein bester freund der zu ganz überhäufft wird von Arbeiten, Ich Empfehle die ganze sache Ihrem vortrefflichen Willen, Eine Vorrede von

30 Karsch an Gleim, 3. September 1762, in: Ebd., S. 150 [Datierung von Gleim].

31 Karsch an Gleim, 5. September 1762, in: Ebd., S. 151.

Ihnen wird in den Ohren der Welt und in meinem Ohren wollklingend sein, wenn Sie nur sich die Tage darzu geben könnten³²

Sie wollen also Eine kleine Vorrede machen mein liebster Gleim, vergeßen Sie nicht mich darinnen nur nach meinem Vatter zu nennen Ich schüttle den Nahmen Eines Mannes von mir mit den ich nicht mehr mich verEinigen kan oder will, Ich werde den König davon sagen, o ich hab Ihm noch viel sehr viel zu sagen, alle meine freunde muß ich Ihm nennen, Er soll wißen daß mich Gleim zur Sappho erklärt hat! Alles soll Er wißen auch daß Ich bin Ihre beständige freundin A.L. Dürbach³³

dieser Gesang [die Zueignung, die die *Auserlesenen Gedichte* eröffnen wird, N.G.] hat den ganzen beyfall meines Sullzers und Er schrieb voller begeistrung der freundschaft den 6ten October vormittags die Vorrede, der Sezer kam nach neun Uhr die Erste Hällffte abhohlen und Sullzer schrieb indeßen daß andre, so sang meine Muse in den vorrigen Zeitten Eine Strophe wenn friedrich gesieget hatte, der Sezer nahm diesen Anfang und Ihre Accorde folgten Seinem hurttigen finger und Glogau erstaunte über die Geschwindigkeit dieser Hervorbringung, ich bin voller Verlangen zu hören wie Ihnen der Vorredner und die ZuEignungsSängerrin gefallen werden³⁴

Aus den Briefen geht nicht hervor, ob Karschs dringendem Wunsch entsprochen und ihr der Lebensbericht zugeschickt wurde.³⁵ Sowohl Sulzer als auch Gleim scheinen vielmehr daran interessiert gewesen zu sein, die einmal erhaltenen Briefe nicht mehr aus der Hand zu geben.³⁶

32 Karsch an Gleim, 8. November 1762, in: Ebd., S. 156f.

33 Karsch an Gleim, 17. August 1763, in: Ebd., S. 186 [Datierung von Gleim].

34 Karsch an Gleim, 23. Oktober 1763, in: Ebd., S. 189.

35 Der Wunsch, die Briefe zum Zweck der Überarbeitung zurückzuerhalten, ist Sulzers Brief vom 15. Dezember 1761 an Karsch sowie Karschs Brief vom 5. September 1762 an Gleim zu entnehmen. Regina Nörtemann und Ute Pott vermuten auf Grundlage von Karschs Brief vom 3. September 1762, dass ihrer früheren Bitte entsprochen wurde. Ob es eine Antwort auf die Bitte vom 5. September 1762 gegeben hat, ist den editorischen Erläuterungen nicht zu entnehmen. Vgl. Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 341.

36 Karsch ist sich dessen bewusst, dass ihre gelehrten Freunde um den Besitz ihrer Handschriften konkurrieren. Vgl. Karsch an Gleim, 5. September 1762,

Die überlieferte Handschrift weist Streichungen und Ergänzungen auf, die die Editorinnen Karsch und Gleim zuordnen.³⁷

In Karschs zuletzt zitiertem Brief an Gleim stellt sich Sulzers Niederschrift der Vorrede als ein Akt spontaner Begeisterung dar. Auslöser seines Schreibrausches ist – so Karsch – der Zueignungsgesang der Dichterin an Baron von Kottwitz. Die Vorrede scheint hier von den Briefen entkoppelt. Nach diesem Brief zu urteilen, fällt es schwer, die vier Briefe als Vorlage der Vorrede zu bezeichnen, denn dies würde die Vorstellung redaktioneller Arbeit an und mit den Briefen evozieren. Stattdessen scheint Sulzer die Briefe tatsächlich als eine Art stichwortgebende Materialsammlung, als »Quelle«³⁸ zu nutzen, auf die er spontan und aus dem Gedächtnis zugreift. Die Kürze der Vorrede spricht dafür, dass sie tatsächlich – wie von Karsch beschrieben – innerhalb eines Vormittags und am Rande freundschaftlichen Beisammenseins entstand.

3

Die eigentliche redaktionelle Arbeit an der Lebensgeschichte nehmen Karsch und Gleim selbst vor. Beide finden »Stellen«, die sie »hier und da außzulaßen vor nöhtig finden«.³⁹ In der Handschrift finden sich Sätze, Nebensätze und einzelne Wendungen, die Gleim sauber durch-

in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 152. Von »geraubten« und weggegebenen Abschriften ist auch in folgenden Briefen die Rede: Karsch an Gleim, 26. [und 27.] November [1761]; Karsch an Gleim, 8. Januar 1762; Karsch an Gleim, 1. März 1762, in: Ebd., S. 48, 58 u. 77f. Sie adressierte Gleim als Sammler und Archivar ihrer Werke (d.h. auch Briefe) und war sich der Überlieferungsfunktion von Gleims Bibliothek durchaus bewusst. Vgl. Pott: Briefgespräche, S. 28, 44, 71 u. passim. Vgl. hierzu auch Dies.: Gleims Archiv der Freundschaft, S. 240f.: »Daß Gleim Briefe und poetische Werke sammelte, war bekannt.«

37 Vgl. Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 341. Die Handschriften befinden sich im Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 6892–6895 (Karsch 369–372). Hier und bei weiteren Einzelnachweisen erfolgt jeweils die Angabe der Gleimhaus-Signatur.

38 Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 341. Vgl. hierzu auch Schaffers: Auf überlebtes Elend, S. 15.

39 Karsch an Gleim, 3. September 1762, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 150 [Datierung von Gleim].

streicht. Karschs Auslassungswünsche stellen sich grafisch beherzter dar und sind erkennbar daran interessiert, das einmal Geschriebene zu tilgen, unleserlich zu machen. In beiden Fällen ist es erhellend zu lesen, was gestrichen wurde.⁴⁰

In ihrem Brief vom 5. September 1762 an Gleim äußert Karsch den Verdacht, dass in den Augen des Freundes manches in der Lebensgeschichte in sprachlicher Hinsicht »zu poetisch« oder aber »nicht Edelenung« sein könnte. Karsch befürchtet wohl in erster Linie, stilistisch nicht zu genügen und ihre mangelnde gesellschaftliche Erziehung durch bestimmte Redensarten zu verraten. Vergleicht man die kritisch edierte Schrift mit der Handschrift, fällt zunächst auf, dass Gleim bemerkenswert wenig verändert. Der Grundaufbau des Lebensberichts – die vier Briefe haben die Struktur einzelner Buchkapitel, erzählt wird im Modus einer Fortsetzungsgeschichte – bleibt unangetastet. An zwei Stellen streicht Gleim die direkte Anrede Sulzers als Adressat.⁴¹ Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine systematische Tilgung der epistolaren Situation, denn an vielen Stellen bleiben vergleichbare Signale und die Anrede bestehen, so auch die charakteristische erste Frage zu Beginn des Berichts. In Gleims Streichungen offenbart sich nicht unbedingt der Eifer eines Pygmalion. Eine poetologische Zurichtung, wie sie anhand der editorischen Überarbeitung von Karschs Oden für die *Auserlesenen Gedichte* zu beobachten ist,⁴² lässt sich anhand der Veränderungen am Lebensbericht nicht feststellen.

Folgt man Karschs Vermutung, welche Stellen Gleim als verbesserungswürdig ansehen könnte, fallen zwei Wörter auf, die dieser wohl tatsächlich ersetzt, um den Text zu veredeln: etwa »Zucht« durch »Erziehung«⁴³ und – in der Beschreibung ihres Ehemanns – »Creaturen«

40 Ich übernehme diese Wendung von Roland Reuß: ~~Lesen, was gestrichen wurde~~. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe, in: Franz Kafka: Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte. Einleitung. Hg. von R.R. u. Peter Staengle, Basel u. Frankfurt/M. 1995, S. 9–24. Für einen Vergleich der Korrekturen siehe Abbildungen 3 bis 6.

41 So etwa jeweils am Anfang des zweiten und dritten Briefes. Vgl. Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 351 u. 355 – zum Vergleich: Hs. A 6893 u. 6894. Siehe auch Abbildung 6.

42 Vgl. Erika Thomalla: *Anwälte des Autors. Zur Geschichte der Herausgeber-schaft im 18. und 19. Jahrhundert*, Göttingen 2020, S. 147–175.

43 »von drey Kindern sollt ich die erziehung übernehmen und bedurffte selbst Zucht, der Ort an wellchen wir wohnten war schlecht und Ernährte keine

durch »Geschöpfe«.44 Verfeinerungsabsicht ist auch dort zu erkennen, wo Gleim aus der Beschreibung der »Mittags-Mahlzeit«, die das junge Mädchen bei ihrer Rückkehr im Haus ihrer Eltern erwartet, die begeisterte Ausführung »die in einer Schüssel voll gelber Rüben bestand«45 streicht.

Eine Besonderheit von Karschs Lebensbericht besteht darin, dass mit zwei gescheiterten Ehen – die erste nach preußischem Recht offiziell geschieden, die zweite zumindest von Karsch als geschieden angesehen – ein ganzer Themenkomplex in den Augen des literarischen Publikums als »nicht Edel genug« gilt. In den Briefen erwähnt Karsch mehrfach, über die Ehen und Ehemänner schweigen zu wollen.46 Verweise darauf geschehen indirekt und verschlüsselt. Sich selbst zensierend, kleidet sie beispielsweise den Akt der Ehescheidung in folgende Worte: »Endlich gefiel es der entscheidenden Hand Eines höheren Wesens uns voneinander zu Trennen«.47

Den Vorgang der Selbstzensur im Umgang mit Fragen der Eheanbahnung, Sexualität, Geburt und des ehelichen Alltags unterstützt indirekt auch Gleim, indem er an einigen Stellen kleine Veränderungen vornimmt, die den Klang der betreffenden Sätze signifikant verändern. So reflektiert Karsch unmittelbar vor der Passage über die erste Eheanbahnung: »Funfzehn Sommer [von K.s Hd. über gestr.: Frölinge] war ich alt und o Freund man hatte mich von alle dem schlecht un-

Menschen deren Umgang mir ersezen kontte was meiner Zucht fehlte«. Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 348. Zum Vergleich: Hs. A 6892. In der Ausgabe Alfred Angers heißt es entsprechend: »von 3 Kindern sollte ich die Erziehung übernehmen und bedurfte deren selbst. Der Ort, in welchem wir wohnten, war schlecht und ernährte keine Menschen, deren Umgang mir ersetzen konnte, was meiner Erziehung fehlte«. Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse, S. 12.

44 »die ganze Welt lebte damahls in dem Taumell Einer goldenen Zeit, nur für mich war mangel bestimmt mein Mann Eine von den sorglosesten Creaturen des Erdbodens mißbrauchte meine natürliche Guttherzigkeit verzehrte mir alles und war nicht bemüht sich Arbeit zu verschaffen oder fleißig zu sein«. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 352. Zum Vergleich: Hs. A 6893 und Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse, S. 17.

45 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 347. Zum Vergleich: Hs. A 6892 und Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse, S. 11.

46 Vgl. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 350, 356 u. 357.

47 Ebd., S. 350f.

terrichtet was ein Frauenzimmer nothwendig wissen muß.«⁴⁸ Gleim verändert den Satz folgendermaßen: »Funfzehn Sommer war ich alt, und, o Freund! man hatte mich in alle dem was doch ein Frauenzimmer wissen muß nicht unterrichtet.«⁴⁹ Damit nimmt er dem Satz das Dunkle und Schwere. Schlecht unterrichtet zu sein, setzt Lehrmeisterinnen und Lehrmeister voraus, die diesen Namen nicht verdienen. Die unterschwellige Schuldzuweisung wird geschwächt, wenn es lediglich heißt, nicht unterrichtet worden zu sein. Gleim beschneidet den Satz überdies um das, was in Karschs Worten eine Frau *notwendig* wissen muss. Dies kappt nicht nur die Verbindung zum weiteren Verlauf der Geschichte, sondern verfälscht das Verständnis der Lebensgeschichte, denn als Leserin könnte man – Karsch folgend – annehmen, dass sich das Weitere als gedankliche Ausfaltung der zunächst nur angedeuteten notwendigen Wissensbestände darstellt.

Das Hinzufügen des Wortes »doch« durch Gleim verschiebt die kommunikative Situation der mitgeteilten Geschichte. In Verbindung mit der akzentuierten Anrede durch das ergänzte Ausrufezeichen (»o Freund!«) entsteht eine Gemeinschaft zwischen Erzählerin und adressiertem Freund, die durch Einverständnis über das, was eine Frau *doch* wissen muss, hergestellt wird. Das geteilte Wissen ist ein alltägliches – wie das Wort »doch« eines ist. In Karschs eigener Formulierung hingegen hat das Wissen normative Kraft und verleiht der Erzählstimme Autorität, denn es ist die Erzählerin Karsch, die sich der notwendigen Kenntnisse bewusst ist.

Gleims Änderungen sind von dem Wunsch getrieben, eine Lebensgeschichte, in der Mangel, Armut und Dürftigkeit – allesamt Wörter, die Karsch selbst verwendet – großen Raum einnehmen, etwas aufzuhellen. Das Ergebnis ist mitunter unfreiwillig komisch. Als es darum geht, dass Karsch zur zweiten Ehe von der Mutter gezwungen wurde – »es ward mir unbeschreiblich schwer meinem Herzen diese Gewalt anzuthun«⁵⁰ –, ersetzt Gleim das »unbeschreiblich schwer« durch das

48 Ebd., S. 348. Hinweise zu den vier Briefen an Sulzer in eckigen Klammern hier und im weiteren Verlauf des Kapitels soweit nicht anders vermerkt: Regina Nörtemann und Ute Pott.

49 Hs. A 6892.

50 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 351.

Wörtchen »sauer«.⁵¹ Eine weitere veränderte Stelle, die die Erzähl-atmosphäre spürbar verändert, findet sich am Ende des zweiten Briefes. Bei Karsch heißt es: »So reichen Bey ersteigung Eines wollkentragenden berges die Neubegierigen Jünglinge Einer dem andern die Hand, der letzte klettert dem Ersten nach, Sie kómen auff der obersten Spitze zusammen und bewundern große Seen und außgebreittete Landschaften unttér Ihrem füßen liegend«.⁵² Gleim streicht das letzte Wort »liegend« und verändert damit den Rhythmus des Satzes. Während in Karschs Version durch das »liegend« am Ende des Satzes der Akzent auf den ausgebreiteten Landschaften liegt, wodurch im Gang der Lektüre das romantische Naturbild in Erinnerung bleibt, bewirkt Gleims Streichung eine Art Rückverlagerung des semantischen Schwerpunktes, die den Vorgang des Bewunderns akzentuiert.⁵³

Im Zusammenhang mit den punktuellen Änderungen, die Leichtigkeit bewirken sollen, liest sich das hinzugefügte »doch« als ein stilistisches Mittel, um einen alltäglichen, konsensstiftenden Dialog anzuzeigen. Interessanterweise erweitert Gleim gerade an dieser Stelle die Schrift um ein sprachliches Element, das der Schreibweise Karschs – zumindest in diesen Briefen – fremd ist. Die Verwendung des »doch« in rein verstärkender Absicht taucht in Karschs Originalen kein einziges Mal auf. Diese Verwendungsweise des Wortes zeigt damit soziale Verbindlichkeit bzw. eine kommunikative Gemeinsamkeit an, die diesem Text aus nachvollziehbaren Gründen fehlt. Die Gemeinsamkeit, über die Gleim mit leichter Hand verfügt und auf die er zu verweisen scheint, ist etwas, was die Erzählerin durch die Geschichte selbst erst herstellen muss.

51 Hs. A 6893. Siehe Abbildung 5.

52 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 355.

53 Der erste Herausgeber der Briefe, Wilhelm Körte, verstärkt die durch Gleims Veränderung initiierte Akzentverschiebung, indem er den Satz – und damit den zweiten Brief – mit einem Ausrufezeichen enden lässt. Vgl. Leben der A.L. Karschin, geb. Dürbach. Von ihr selbst, in Briefen an Sulzer. Mit Ergänzungen von Wilhelm Körte, in: Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit, Bd. 3, Nr. 18 (1831), S. 3–42, hier S. 13.

Sie wollen meine Geschichte hören Freund? Ich will Sie befriedigen; aber erwarten Sie keine Erzählung wichtiger Dinge! Man hat bey meiner Wiege weder von [gestr. von K.s Hd.?: gelehrten] [von K.s Hd. über gestr.: glänzenden] Ahnen noch von Reichthümern gesungen. Mein GroßVater war in einer ländlichen Hütte mit dem Titul eines ehrlichen Mannes vergnügt. Sein gnädiger Herr, und mehr als funfzehn umliegende Dörfer gaben ihm den Lobspruch, daß er der beste Bierbrauer in Schlesien wäre, und dieser Ruhm war genug für ihn. Er unterrichtete seinen Sohn, der hernach mein Vater ward, in eben der Wissenschaft, und der Sohn verdoppelte seinen Fleiß in Zubereitung des Malzes, um gleich berühmt, wie sein Vater, zu werden.⁵⁴

Gleims Korrekturen konkurrieren mit den Verbesserungen, die Anna Louisa Karsch selbst an den Briefen vornimmt. Sie sind gut voneinander zu unterscheiden. Nur am Anfang gibt es eine Streichung, die nicht eindeutig Karsch oder Gleim zuzuordnen ist.⁵⁵ Dass es sich ausgerech-

54 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 342–343. Die erste Frage fällt Körtes Überarbeitung zum Opfer. Sein neu definierter Anfang lautet also: »Man hat bei meiner Wiege weder von Ahnen noch von Reichtümern gesungen.« [Körte]: Leben der A.L. Karschin, S. 3. (Gleim wiederum streicht den Nebensatz »und dieser Ruhm war genug für ihn«. Vgl. Hs. A 6892.) Der Anfang des ersten Briefes motiviert die Niederschrift der eigenen Lebensgeschichte als Antwort auf eine interessierte Nachfrage. Insinuiert wird damit ein freundschaftliches Gespräch. Der Bescheidenheitstopos zu Beginn ist insbesondere für Autorinnen und Briefschreiberinnen des 18. Jahrhunderts typisch. Ein ähnlicher Anfang lässt sich in Friderika Baldingers *Versuch über meine Verstandeserziehung. An meine Freunde* nachlesen, der die Lebensgeschichte ebenfalls als Bemühen definiert, einer Bitte nachzukommen: »Die Geschichte meines Verstandes soll ich aufzeichnen?«. Vgl. »Ich wünschte so gar gelehrt zu werden«. Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts. Texte und Erläuterungen. Hg. von Magdalene Heuser, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld u. Petra Wulbusch, Göttingen 1994, S. 7–24, hier S. 15. – Der Bescheidenheitstopos wird im weiteren Verlauf der vier Briefe an Sulzer konterkariert. Karsch schreibt ihre Lebensgeschichte im Bewusstsein ihres Erfolgs und des öffentlichen Ruhms. Im vierten Brief wird sie in Berlin und in den wichtigsten literarischen Zirkeln ihrer Zeit angekommen sein: »mein Glück Steigt bis zum hohen Gipfel herran«. Vgl. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 362.

55 Siehe Abbildung 2.

net um das Wort »gelehrten« handelt, ist insofern von Bedeutung, als die Niederschrift ihrer Lebensgeschichte Karsch als Autorin und damit als Teil der gelehrten Republik etablieren soll. Die Streichung betrifft somit eine Stelle, die wie kaum eine andere mit dem Schreibprojekt als Ganzem verknüpft ist.

Das Wort »gelehrten« wird hinzugefügt und soll »glänzenden« ersetzen. Es korrespondiert mit einer Reihe von weiteren Wörtern, die in den darauffolgenden Sätzen auftauchen: Mit »Titul«, »Lobspruch«, »Ruhm«, »unterrichtete seinen Sohn«, »Wissenschaftt« und »der Sohn verdoppelte seinen Fleiß [...] um gleich berühmt, wie sein Vater, zu werden« bedient sich Karsch Wörtern und Wendungen, die ebenso gut in einer Gelehrtenbiografie stehen könnten. Es heißt zwar, dass an der Wiege der Erzählerin weder von gelehrten Ahnen noch von Reichtümern gesungen worden sei. Das Fehlen gelehrter Ahnen bedeutet jedoch keinen Mangel an dynastischen Erzählmustern. Im Gegenteil: Das Fehlen kann narrativ kompensiert werden. Aufgeboten wird eine genealogische Erzählung, in der die Kunst der »Zubereitung des Malzes« vom Vater auf den Sohn übergeht.

Karsch ist in der Wiedergabe der familiären Beziehungen und Arbeitsverhältnisse vor ihrer Geburt sehr genau. Sie wählt positiv gefärbte Wörter und hebt das Gute hervor.⁵⁶ Ausgehend von der Geschichte,

56 Ausgehend von diesem Anfang spricht auch Ernst Josef Krzywon von ihrem »Stolz auf ihre männlichen Vorfahren«. Vgl. Ders.: Tradition und Wandel. Die Karschin in Schlesien (1722–1761), in: Anke Bennholdt-Thomsen u. Anita Runge (Hg.): Anna Louisa Karsch (1722–1791). Von schlesischer Kunst und Berliner »Natur«. Ergebnisse des Symposions zum 200. Todestag der Dichterin, Göttingen 1992, S. 12–56, hier S. 21. Knapp zwanzig Jahre nach der Entstehung der vier Briefe an Sulzer macht sich Karsch erneut daran, ihren »Lebenslauff« zu schreiben. In einem Brief vom 31. März 1779 an Gleim erwähnt sie »einige blätchen«, die sie nach Leipzig an eine gelehrte Gesellschaft geschickt habe. Unter diesen Blättern habe sich »[e]ine poetische Lebensgeschichte von mir selbst« befunden. Vgl. [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 2, S. 134. Ute Pott vermutet, dass es sich hierbei um das lyrische Porträt »Beloisens Lebenslauff« handeln könnte. Vgl. ebd., S. 432. Der dank Knowlton bekannt gewordene, vollständige, jüngst von Claudia Brandt und Ute Pott kritisch edierte Text zeigt, dass Karsch ihre soziale Herkunft mit zeitlichem Abstand etwas nüchterner und abwertend darstellt: »Nie ward mein Dichtten mir zu Sauer / selbst Kenner welche mich mitt Wollgefalln becrönt / bemerkttens kaum daß nur Ein brauer / Des Gerstentrannkes mich gezeugt«. Karsch: Beloisens Lebenslauff, in: Dies.: Briefe und Gedichte,

die sie erzählt, fällt es schwer, von »niederer Herkunft« zu sprechen, da ihre Erzählung eine solch hierarchisierend-abwertende Haltung zur Beschreibung von Gesellschaft nicht kennt. Vergleicht man den oben zitierten Anfang mit der entsprechenden Stelle in der Vorrede zu den *Auserlesenen Gedichten*, wird deutlich, wie wenig Sulzer mit ihrer differenzierten Beschreibung anfangen konnte. Der Kontrast zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung könnte kaum größer sein: »Unter sieben armseeligen Einwohnern dieses Orts [Karschs Geburtsort, N.G.], war ihr Vater der ansehnlichste, weil er der Brauer und Gastwirth des Orts war.«⁵⁷ Während Karsch die Braukünste der Ahnen feiert, blickt Sulzer auf deplorable soziale Verhältnisse herab.

Die Rede von der niederen Herkunft in der Literatur- und Kulturwissenschaft verdeckt überdies das Wissen über Berufsfelder und Formen der Sozialisation, die sich vergleichsweise spät als Gegenstände einer kritischen Alltags- und Sozialgeschichte etablierten. Karschs Erzählung hat – trotz ihrer unbestrittenen Literarizität⁵⁸ – einen dokumentarischen Grundzug. Gerade in der Beschreibung der unglücklichen Mädchen- und Ehejahre berichtet sie von den Ursachen der Armut und verharret selten in der Haltung einer Klagenden.⁵⁹ In der analytischen Verschränkung von materieller und psychischer Not weist der Text auf die Erfahrungsseelenkunde von Moritz und dessen *Anton Reiser* voraus. Sowohl Karsch als auch Moritz messen Kindheit und früher Sozialisation große Bedeutung bei.

S. 213–219, hier S. 218. Dieses wichtige Werk Karschs wird in der Germanistik in der Regel in der stark gekürzten und veränderten Version der von ihrer Tochter, Caroline von Klencke, besorgten Sammlung der Gedichte von 1792 besprochen und zitiert. Auf dieses Problem weist Maria Düfert hin, die selbst mit der Handschrift von »Beloisens Lebenslauff« arbeitet. Vgl. Dies.: Belloisens Lebenslauf – Eigen- und Fremddarstellungen in zwei Versionen eines Gedichts, in: Pott (Hg.): Plötzlich Poetin!?, S. 25–39, hier S. 25.

57 [Johann Georg Sulzer]: Vorrede, in: *Auserlesene Gedichte* hg. von Anger, S. VII–XXVI, hier S. XIII. Für eine ausführliche Kommentierung der Vorrede vgl. Johann Georg Sulzer: *Dichtung und Literaturkritik*. Hg. von Annika Hildebrandt u. Steffen Martus, Basel 2020, S. 429–442.

58 Vgl. hierzu ausführlich Schaffers: *Auf überlebtes Elend*.

59 »In den ersten Wochen befand ich mich bis zum Überfluß versorgt. Aber hernach litt ich Mangel an allem. Es ward eine Theurung im Lande, die Überschwemmung der Aecker verursachte sie.« Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 346.

Die ständisch geprägte Perspektive auf Karschs Lebensgeschichte und damit eine Blickrichtung, die in die Tiefe – verstanden als die Niederungen eines in materieller Hinsicht armen Menschenlebens – weist, um Karsch und ihr Werk zu verstehen, etabliert bereits der Sammlungsplan zur Subskription der *Auserlesenen Gedichte*. Der »niedrige Stand« als abkürzende Zusammenfassung ihrer Herkunft taucht hier zum ersten Mal auf: »Ohne Ermunterung und Unterricht, in einem niedrigen Stande, hat der Trieb zur Poesie und ihr eigenes glückliches Talent das in Ihr gewürkt, was bey anderen nur die Folge eines unermüdeten Fleisses, und einer sehr guten Anweisung ist.«⁶⁰ Die Festschreibung der »Niedrigkeit« erfolgt dann vor allem durch die Ausführung in Sulzers Vorrede.⁶¹ Bedenkt man den Stellenwert, den diese Vorrede für die weitere Rezeption und Kanonisierung der Autorin haben sollte, ist es kaum mehr überraschend, dass diese Wendung in der Literaturwissenschaft sehr häufig auftaucht, um Karschs Standort zu bestimmen.

Gleims Korrekturen stehen mit der Betonung des Niedrigen und Schlichten bei Heinrich Wilhelm Bachmann⁶² und Johann Georg Sulzer insofern in Verbindung, als sie sich an einigen Stellen als Vereinfachungen dessen darstellen, was Karsch differenziert beschrieben hat.

60 Sammlungs-Plan zur Herausgabe der Gedichte der Frau A.L. Karschinn, in: Hannoversche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. 13tes Stück. Freytag, den 12ten Februarius 1762, Sp. 195–206, hier Sp. 196f.

61 »Sie ist in einem Stande gebohren, der zunächst an den niedrigsten gränzet, ihre Erziehung, die Beschäftigungen ihrer Kindheit und ersten Jugend, waren der Niedrigkeit ihrer Geburt angemessen; in ihren reiferen Jahren aber waren ihre Umstände so, daß ihr Geist nothwendig in den tiefsten Staub wäre niedergedruckt worden, wenn die Natur nicht weit stärker wäre, als alle Hindernisse, die ihr entgegen würken.« Sulzer: Vorrede, S. XII.

62 Der Verfasser des Sammlungsplans ist laut einem Brief Karschs vom 10. Dezember 1761 an Gleim Bachmann. Vgl. [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 387. In seinem Brief vom 16. Januar 1762 an Uz verwendet auch Gleim diese Formulierung: »Sie wollen ihre Geschichte und unsern Roman wissen; die erste werden sie vor der Samlung ihrer Gedichte lesen; und daraus erfahren, daß sie in dem niedrigsten Stande gebohren, nicht die mindeste Erziehung gehabt hat, daß sie zwey mahl sehr unglücklich verheyrathet gewesen, Mutter von einigen Kindern, und schon in den Jahren ist, in welchen wir anderen Dichter aufhören Musen und Mädchen zu haben; den Roman kan ich ihnen in zweyen Zeilen erzählen.« Gleim an Uz, 16. Januar 1762, in: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, S. 318. Vgl. für die genauere Bestimmung des Standes, in den Anna Louisa Dürbach geboren wird, Krzywon: Tradition und Wandel, S. 20.

Der vereinfachende Zug, der diese Änderungen insgesamt kennzeichnet, lässt vermuten, dass auch die Streichung des Wortes »gelehrten« von Gleim stammen könnte. Sie würde damit durchaus einer Redaktionspraxis entsprechen, die an Stellen, an denen es Berührungspunkte mit der Welt der Gelehrsamkeit und des Lernens gibt, Kürzung und Reduktion empfiehlt.

An drei Punkten erleichtert Gleim den Text um Begriffe, die auf gelehrte Institutionen und Praktiken verweisen. Die beiden ersten Stellen stehen in der Erzählung über die kindliche Erziehung der sechsjährigen Anna Louisa Dürbach. Bevor sie von der Reise zu ihrem Oheim,⁶³ der die Mutter über die bisherige Erziehung ausfragt, berichtet, schreibt sie: »O, sagte meine Mutter, das unartige Kind soll lernen und es ist nichts in sie zu bringen! mein Oheim bewieß ihr die Unmöglichkeit in dem Geräusch des Wirthshauses ohne Aufsicht und ohne Unterweiser etwas zu lernen.«⁶⁴ Gleim streicht »ohne Aufsicht und ohne Unterweiser etwas zu lernen« und entstellt damit die grammatische Struktur des Satzes. Der Sinn des Satzes wird erheblich verändert, da die Unmöglichkeit zu lernen allein auf den Lärm eines Wirthshauses zurückgeführt wird, während Karsch den entscheidenden Mangel in der fehlenden schulischen Unterweisung sieht. Wollte man ihren Text straffend überarbeiten, ohne die grammatische Struktur anzutasten, wäre es mithin der Zusatz »in dem Geräusch des Wirthshauses«, der gestrichen werden könnte.

Die zweite wichtige Änderung betrifft einen Satz über das Lesenlernen: »Ich wiederholte ihm [dem Oheim, N.G.] alles gelesene und verlangte Erklärungen derjenigen Stellen die mir zu dunckel und über meine Begriffe waren.«⁶⁵ Gleim streicht »gelesene« und »mir zu dunckel und«.⁶⁶ Auch diese Streichung verändert den Sinn, denn in den

63 Seine erste Reise unternimmt das Kind Anna Louisa Dürbach, als dessen Oheim es zum Zweck häuslicher Erziehung, die ihm im Haus der verwitweten Mutter nicht zuteil wird, von Schlesien nach Polen mitnimmt. Hier lernt das junge Mädchen lesen und schreiben. Es ist gerade im Begriff, sich dem Latein zuzuwenden, als es wieder ins elterliche Haus zurückgeholt wird, womit Karschs Bildungsgeschichte vorerst endet. Vgl. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 343 f. Diese Geschichte erzählt Karsch auch in einem Brief an Friedrich Gabriel Resewitz. Vgl. Karsch an Resewitz, 20. Oktober 1761, in: Karsch: Briefe und Gedichte, S. 34–37, hier insb. S. 35.

64 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 343.

65 Ebd., S. 344.

66 Vgl. Hs. A 6892.

Sätzen zuvor berichtet Karsch davon, dass das Lesen von gemeinsamen Spaziergängen unterbrochen werde, die dem Oheim die »Gelegenheit [geben] mit mir von den Schönheiten der Natur zu reden«. ⁶⁷ Wiederholt sie nun schlicht »alles«, wären das Gelesene und das Gehörte gemeint. Das würde bedeuten, dass sie die Worte des Oheims wiederholt, was eine gänzlich andere Lernsituation implizieren würde als die Wiederholung alles Gelesenen.

Die Streichung »mir zu dunckel« nimmt dem Satz eine Erläuterung, die auf eine spezifische Form hermeneutischen Nicht-Verstehens verweist, die etwas über den gelesenen Text aussagt. Wenn diese Erläuterung fehlt, trifft der Satz vor allem eine Aussage über die mangelnden begrifflichen Kenntnisse der Erzählerin. Auch in diesem Fall wird der Satz durch die Streichung einfacher und um eine wichtige Bedeutungsdimension ärmer.

Die dritte Stelle schließlich findet sich in einer Passage, die von Karschs frühen Ehejahren als ihren dichterischen Lehrjahren handelt: »mehr aber ward mein Geist Belebt durch geschriebne Gedichte Eines mir gegen über wohnenden Candidaten [der] Theologie, ich wünschte mehr / bücher und wenig besetzterre Stunden«. ⁶⁸ Gleim ersetzt den Kandidaten der Theologie durch einen »jungen Gelehrten«. Während die ursprüngliche Formulierung einen Blick voraussetzt, der den Gelehrtenstand zu differenzieren vermag, entspricht die Änderung eher der Sichtweise einer Ungelehrten, die recht unspezifisch und allgemein von Gelehrten spricht. Karsch benennt die akademische Qualifikation (Kandidat), Gleim genügt die alltags- und lebensnahe Unterscheidung von »jung« und »alt«. Die Änderung affiziert schließlich die Bedeutung der Gedichte, die den Geist der werdenden Dichterin beleben, denn die poetischen Werke eines Kandidaten der Theologie wecken andere Assoziationen als die Gedichte eines jungen Gelehrten.

Gleims Redaktionspraxis liegt eine Poetik zugrunde, in der Aspekte des Selbstlernens und der reflexiven Auseinandersetzung mit dichterischer Schaffenslust keine tragende Rolle spielen. Ich deute seine Vereinfachungen nicht so sehr als Versuche, den Status einer Dichterin zu mindern, ⁶⁹ sondern als Zeichen der poetologischen Differenz zwischen

67 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 344.

68 Ebd., S. 350.

69 So würde die Änderung von »Verßchens« zu »Versen« schlecht zu einer un-

Karsch und Gleim. Mit ihrer Begeisterung für Edward Youngs *Nachtgedanken* und Klopstocks *Messias* und der synthetisierenden Einverleibung solcher Autoren wie Johann Franck, Daniel Schönemann, Johann Christian Günther, Johann von Besser, Albrecht von Haller und Christian Fürchtegott Gellert⁷⁰ steht Karsch für eine Ästhetik, die den Weg in ein neues literarisches 18. Jahrhundert weist. Dass Gleim hingegen die poetische Handschrift Karschs und ihren Produktionsmodus – zumindest in der Entstehungszeit ihres Lebensberichts – vor dem Horizont einer Poetik deutet, die vornehmlich an den »Alten« orientiert ist, geht aus seinem Brief vom 16. Januar 1762 an Johann Peter Uz hervor:

Von unsern Deutschen Dichtern kan sie den einzigen Opitz sich nicht müde lesen; lieber als alle neuern Dichter liest sie die alten in Uebersetzungen; sie abstrahiret sich eine allgemeinere Vollkommenheit, wenn sie findet, daß die Sprache des Uebersetzers nicht die vollkommenste ist, so setzt sie sich in den Affect des Autors, und macht eine Uebersetzung nach ihrem Sinn; So hat sie aus dem Griechischen, lateinischen, und französischen übersetzt; eine Probe sehen sie an den beyden Oden der Sapho.⁷¹

Der Brief an Uz verdeutlicht überdies Gleims Naturbegriff, der – wenig abgründig – die Gesamtheit weltlicher Phänomene meint. So mutmaßt Gleim über die Gründe, warum Karsch so gern die alten Dichter liest und übersetzt: »Die Uhrsach ist leicht einzusehen; die alten waren, wie sie, Mehr von der Natur gebildet, als von der Kunst. Sie samleten ihre Bilder aus Betrachtung der Welt, wir samlen sie aus Büchern [...].«⁷²

Gleims Korrektur des Satzes »Er [ein Gönner Karschs, N.G.] gab mir nach und nach Schönre bücher«⁷³ zu »Er gab mir schöne bücher«⁷⁴ steht ebenfalls im Einklang mit seinem Bildungsideal, das in der Tradition der Antike-Begeisterung steht und in der sich die normative Setzung »schöne Bücher« von selbst versteht.

terstellten Verminderungsabsicht passen: »[U]nd von der Zeit an gewöhnt ich mich über Tische kleine Verßchens zu sagen«. Ebd., S. 355 und Hs. A 6893.

70 Vgl. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 349f. u. 353.

71 Gleim an Uz, 16. Januar 1762, in: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, S. 320.

72 Ebd.

73 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 353.

74 Hs. A 6893.

Auf welche Weise Gleims Aufmerksamkeit für die poetischen Werke Karschs Interesse für den Prozess, einen künstlerischen Willen zu entwickeln und den Beruf einer Dichterin zu ergreifen, verfehlt, geht aus folgender Änderung hervor. Karsch schreibt:

vorzüglich waren Loblieder meine Wahl, und ich fühlte Zufriedenheit wenn ich Sie sang, Ich warff in mir Eine frage auff ob es unmöglich sey die bemühung der Liedermacher [gestr.: nachzuahmen] zu wagen, ich kannte noch keinem Poeten, außer Einigen zerstreuetten blättern von dem johan frank der durch verschiedene Kirchengesänge Sein Gedächtniß verEwiget hatt [verEwiget hatt über gestr.: erhielt]⁷⁵

Gleim ändert: »that mir selbst die Frage sollt es wohl möglich seyn, ein Lied zu machen?«⁷⁶ Ihre eigenen Worte setzen sie zu den Liedermachern und Poeten in Verbindung. Es geht um das Wagnis dichterischer Nachahmung und um korporative Zugehörigkeit. Gleims Eingriff kappt diese Verbindung und setzt die Erzählerin frei. In seiner Version der Geschichte stellt sich die Frage nach dem Vermögen, ein Lied zu machen – auffällig ist der Singular – unabhängig von der sozialen Dimension dichterischen Schaffens.

5

Karschs eigene Korrekturen und Streichungen sind vielfältig. Sie beziehen sich u. a. auf Aspekte ihrer Lebensgeschichte, die sie selbst mit dem Bild einer Dichterin unvereinbar hält und nicht veröffentlicht sehen möchte. Für die Selbstdarstellung Karschs ist es zum Beispiel bezeichnend, dass sie die einzige Stelle, die von ihrer Mutterschaft handelt, streicht: »[gestr.: ich ward mutter, und mein Gatte verwandte den kleinen Theill Seiner Zärtlichkeit an Seinen Sohn den ich Ihm gab, mir blieb nichts übrig], meine Einzige erquikung fand ich in büchern vor«.⁷⁷ Der Satz, der (in diesem Zitat) wiederum nicht gestrichen wird, korrespon-

75 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 349.

76 Hs. A 6892. Siehe Abbildung 4.

77 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 349. Siehe auch Abbildung 3.

diert mit weiteren Stellen in der Lebensgeschichte, an denen Karsch an Aussagen feilt, die Lernprozesse und den Dichtungsakt betreffen: Aus der im Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts unauffälligen »Leselust« macht sie den »LeseTrieb(es)«, ⁷⁸ aus dem launenhaften »Ich bekam Lust« ein entschlossenes »Ich faßte den Stollzen entschluß beßer zu denken alß der Romanendichter«. ⁷⁹ Die Umformulierungen bewirken zum einen die Stärkung ihrer Position als Dichterin, wenn sie beispielsweise in »Ich warff in mir Eine frage auff ob es unmöglich sey die bemühung der Liedermacher nachzuahmen« das »nachzuahmen« durch ein »zu wagen« ersetzt. ⁸⁰ Zum anderen bewirken sie die Verfremdung des Dichtungsaktes, indem etwa ein einfaches »dichtette« ersetzt wird durch die lange Ausführung »wiederholte den ietzt gedichteten Vers so lange bis Er in meinem Gedächtniß fest haften blieb«. ⁸¹ Die These, dass sich Karsch bewusst als Naturkind stilisiert habe, um als Autorin einen Kontrapunkt zu den gelehrten Autoren zu setzen, ⁸² lässt sich anhand dieser Selbstkorrekturen nicht erhärten. Im Gegenteil: Karsch schreibt nicht mehr Natur in die Briefe hinein, sondern mehr Poetik – wörtlich verstanden als das Wissen um die Gemachtheit von Dichtung.

Wie ernst Karsch die Herausgabe ihrer Gedichte und damit ihre Positionierung im literarischen Feld nimmt, geht aus den sprachlichen Korrekturen hervor. Ihre minimalen Veränderungen verweisen weder auf die gesellschaftlich erzwungene Selbstzensur einer geschiedenen Mutter noch auf die Selbstinszenierung einer autodidaktisch gebildeten Tochter eines Braumeisters. Die sprachlichen Veränderungen belegen, dass Karsch ihre Briefe nach ästhetischen Kriterien beurteilt und entsprechend verändert. In den Umformulierungen erklingt ein neuer Ton. Karsch distanziert sich punktuell von der Lexik der Kriegsliehdichterin

78 »wegen meines LeseTriebes [meines LeseTriebes aus: meiner Leselust]« (ebd., S. 350).

79 »[gestr.: Ich bekam Lust beßer] Ich faßte den Stollzen entschluß beßer zu denken alß der Romanendichter« (ebd.).

80 »Ich warff in mir Eine frage auff ob es unmöglich sey die bemühung der Liedermacher [gestr.: nachzuahmen] zu wagen« (ebd., S. 349).

81 »[gestr.: dichtette] wiederholte den ietzt gedichteten Vers so lange bis Er in meinem Gedächtniß fest haften blieb« (ebd., S. 349f.).

82 Vgl. insb. Schlaffer: Karsch. Ein Porträt. Für eine differenzierte Diskussion des Problems vgl. Hildebrandt: Die Mobilisierung der Poesie, S. 390–405, sowie Dies.: Beobachtete Begeisterung. Ungelehrtes Dichten und Geniekonzept im 18. Jahrhundert, in: DVjs 95/1 (2021), S. 23–41.

und Panegyrikerin und feilt an einer neuen Sprache: Es mag dem hohen Ton eines Schlachtgesanges entsprechen, wenn das Genie der Dichterin »bestürmt« wird – dem Stil der Lebensgeschichte angemessen ist eher ein schlichtes »auffgefordert«. ⁸³ Das Vokabular des Erhabenen schwächt Karsch auch zu Beginn des dritten Briefes, wenn sie an einer Stelle »Geist« durch »Seele« ersetzt: »denn [gestr.: mein Geist] meine Seele war noch immer voll geblieben von dem Ruhme Eines größern Königes«. ⁸⁴ Schließlich verschlankt sie das Ende des ersten Briefes, indem sie eine – wenn man so will – barocke Umschreibung ihrer Beziehung zu Sulzer durch ein einfaches »freundschaftt« ersetzt: »Bereiten Sie Ihr Herz [Ihr Herz über gestr.: sich] zum mittleid, aber zugleich hören Sie sich von mir aufffordern zur bewunderung jener leitenden Hand der es gefallen hat mich durch hohle Steinigte Wege bis an die Ehre [gestr.: zu führen mit welcher ich daß Vergnügen habe Ihre freundin zu sein] Ihrer freundschaftt [gestr.: zu führen] herrauff zu führen«. ⁸⁵

6

Die Selbstverbesserung als ästhetische Selbstdistanzierung liegt im Fall der vier Briefe an Sulzer auf der Hand. Karsch wird zum Zeitpunkt der Niederschrift zwar noch für ihre Kriegsoden gefeiert, stellt jedoch zugleich in den Briefen klar, dass diese nur einen Teil ihres Werkes ausmachen. Die Briefe bieten ein chronologisches Werkverzeichnis, in dem die Kriegsoden zum Frühwerk gehören. ⁸⁶ Karsch setzt mit dem dritten Brief neu an, indem sie im Nachgang zu ihrer Familiengeschichte

83 »nimer würde mein Genie sollch Eine Menge früchte hervorgebracht haben wenn nicht so geistvolle freunde mich auffgemuntert hätten, schon lange ward es durch brieffe Eines Manes auffgefordert [über gestr.: bestürmt] der mehr Schöner Geist als buchhändler, mehr freund alß Verleger war«. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 361.

84 Ebd., S. 355.

85 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 351.

86 An einer Stelle gibt es einen Fehler in der Chronologie. Zur Korrektur vgl. Anger: Gedichte und Lebenszeugnisse, S. 157.

ihre »Autobiographie der Schrift«⁸⁷ rekonstruiert. Sie verweist auf ihre wichtigsten Werke,⁸⁸ beschreibt deren Entstehungsgeschichte und gibt an, wo sie sich befinden mögen. Und so sind die vielen Gönnerinnen und Gönner, die Karsch erwähnt, zugleich Archivarinnen und Archivare ihrer Dichtung.⁸⁹

Mit dem dritten und vierten Brief erarbeitet Karsch eine eigene Sammlung ihrer besten Schriften, sodass durchaus von Ansätzen einer Selbstkanonisierung gesprochen werden kann.⁹⁰ Wenn man bedenkt, dass zum Entstehungszeitpunkt der Briefe die Auswahl der für die *Aus-erlesenen Gedichte* vorgesehenen Werke noch nicht abgeschlossen ist, lässt sich die von Karsch skizzierte Zusammenstellung auch als Empfehlung an die Herausgeber lesen. Auf welche Werke wird verwiesen? Das erste Werk sind die *Gesänge der Freude und des Lobes bey dem Feyerlichen Dankfest* nach dem Sieg Friedrichs II. bei Lobositz von

87 Eva Meyer: Die Autobiographie der Schrift, Basel u. Frankfurt/M. 1989.

88 Die Schriften lassen sich aufgrund der Nennung der Schreibanlässe rekonstruieren. Die Identifizierung der Kriegsoden erfolgt durch Anger: Gedichte und Lebenszeugnisse [Anmerkungen und Textnachweise].

89 Die Namen der Gönnerinnen und Gönner verknüpft Karsch teilweise mit der Angabe, dass sich in deren Besitz Drucke und Manuskripte finden könnten. In den Briefen an Sulzer zeigt sich das Bemühen um den Verbleib der zu diesem Zeitpunkt verstreuten Drucke: »in dem Händen Seiner Traurigen Wittwe wird Ein ganzer ballen von Gesängen und brieffen Sein«; »ich sazte mich und schrieb zween Gedichte zum Andenken dieser Traurigen begebenheit der buchhändler H. Güntter lies beyde druken und in Seinem Gewölbe müßen Sie noch zu finden sein«. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 354 u. 356. Zu Karschs Gönnerinnen und Gönnern vor der Aufnahme in die literarischen Kreise um Sulzer und Gleim vgl. die Ausführungen bei Johannes Birgfeld: »Tatsächlich verdankt sich Karschs erster literarischer Ruhm ebenso wie ihr Weg von Schwiebus nach Berlin überhaupt nicht der Förderung durch literarische Kreise, sondern, was in der Forschung so kaum problematisiert wird, einer fast ausschließlichen Protegierung durch polnische, vor allem aber preußische Priester und Staatsdiener.« Ders.: Patriotische Erregung als literarische Chance. Vom Einfluss der Geschichte auf das Verhältnis von Gattung und Geschlecht im 18. Jahrhundert oder: Anna Louisa Karsch und die Kriegssyrik, in: Das achtzehnte Jahrhundert 29/2 (2005), S. 192–208, hier S. 206. Zu den hochadligen Gönnerinnen vgl. auch Bach: Karsch als Gelegenheitsdichterin, S. 129.

90 Zur Selbstkanonisierung und Distanzierung von gelehrten Dichterinnen bei Karsch vgl. Corinna Dziudzia: Von Nähe und Distanz. Anna Louisa Karsch und die Tradition der *poetria laureata*, in: Ghanbari u. Hildebrandt (Hg.): Karsch: Edition und Öffentlichkeit, S. 176–188.

1756.⁹¹ Das zweite Werk ist »Eine Art von Siegespsallm« nach einer Schlacht »auff den böhmischen Gebirgen bey Prag«.⁹² Weitere »zween Gedichte«⁹³ beziehen sich auf die zweiteilige Ode *Der 13. May 1758 als der Tag des Schreckens in Glogau*.⁹⁴ Nach der Schlacht bei Zorndorf entstehen »zween Gesänge wegen dieses Sieges«:⁹⁵ *Siegesode Friedrich dem Ueberwinder der Russen* und *Die gedemüthigte Russen zur Ehre Gottes und des Grossen Friedrichs*.⁹⁶ Auf die Schlacht bei Leuthen folgt *Freudige Empfindungen redlicher Herzen*.⁹⁷ Sie dichtet danach »Ein Lied auff den Geburtstag des Königes«:⁹⁸ *Friedrich der Beschützer, und Liebenswürdige*.⁹⁹ Den Höhepunkt dieser Schaffensperiode sieht sie in der Ode auf den Sieg bei Torgau:

der König schlug bey Torgau, mit dem Glücke des Krieges zugleich wandte sich daß Glück meiner Muse, Sie ward meinem Sorgen zu Trotz muntter, und in meinem Herzen redete Eine Hoffnung der ich

- 91 Gesänge der Freude und des Lobes bey dem Feyerlichen Dankfest, Welches wegen des durch die Gnade des Höchsten von Sr. Königl. Majestät in Preussen, unsern allergnädigsten Herrn Erfochtenen Sieges, Bey Lobositz und Willmina in Böhmen Den 1. Octobr. 1756. über das Oesterreichische feindliche Heer, In Glogau begangen wurde. Entworfen von Anna Louisa Karschin, Glogau [1756].
- 92 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 356. Nicht ermittelt.
- 93 Ebd.
- 94 *Der 13. May 1758 als der Tag des Schreckens in Glogau*. Beschrieben von Anna Louise Karschin, geborene Dürbachin, Glogau [1758].
- 95 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 357.
- 96 *Siegesode Friedrich dem Ueberwinder der Russen, dem großen und besten König allerunterthänigst zu Füßen gelegt*, von Anna Louise Karschinn, geb. Dürbachinn, aus Glogau. Den 3ten September 1758; *Die gedemüthigte Russen zur Ehre Gottes und des Grossen Friedrichs am Tage der öffentlichen Freude* beschrieben von Anna Louise Karschin, geb. Dürbachin. Glogau, den 3. Sept. 1758. Ich entnehme den Hinweis auf die Oden nach der Schlacht bei Zorndorf Hildebrandt: *Die Mobilisierung der Poesie*, S. 401 f.
- 97 *Freudige Empfindungen redlicher Herzen*, die, wegen des verliehenen herrlichen Sieges dem Höchsten Dank opferten, welchen Se. Königl. Majest. von Preussen den 5ten December 1757. bey Fröbelwitz, zwischen Neumarck und Lissa über die Oesterreichische grosse Armee erfochten haben. Beschrieben von Anna Louise Karschin, geb. Dürbachin, eines Schneiders Frau aus Glogau, Glogau 1757.
- 98 Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 358.
- 99 *Friedrich der Beschützer, und Liebenswürdige*. Besungen den 24. Jenner 1759. von Anna Louisa Karschin, [o. O.] 1759.

keinem Nahmen zu geben wuste, der zwöllffte Novemb. nahm mir meinem Gast [ihren Ehemann, N. G.] / die Krieger Marschirten, und nun sang ich [gestr.: meine feßeln abgeschüttelt] den Sieg bey Torgau, dieses Lied flog mir voran in die glükseelige Gegend wohin ich bestimt war, Ich sang dem bruder des Königes dem Prinzen Heinrich der sich in Glogau befand, ich Schien ganz Geist zu werden, aber ich bebte noch imer vor der Zukunfft, [...]].¹⁰⁰

Zu diesen Oden gesellen sich vier weitere Gedichte, die teilweise in Berlin und Magdeburg entstehen: *die Klagen Einer Wittwe*,¹⁰¹ *daß Gemähld der [ihr geschenkten, N. G.] Dose*,¹⁰² *Ein Gesang an die Stadt Magdeburg*¹⁰³ und *Eine Paßionscantate*¹⁰⁴ im Auftrag der Prinzessin Anna Amalia. Der überwiegende Teil ihrer Werke besteht allerdings aus einer Fülle von Gedichten, die sie Gleim überlässt bzw. die »er als einen angenehmen Raub nach Halberstadt [entführt]«. ¹⁰⁵ Bedenkt man die Vermutung Ernst Josef Krzywons, wonach Karsch möglicherweise den Plan verfolgte, das Amt einer Hofpoetin anzutreten,¹⁰⁶ dann stellt die in die Lebensgeschichte eingebettete Sammlung eine für diesen Zweck repräsentative Auswahl dar.

¹⁰⁰ Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 359. Sie verweist auf die Ode: Den 3ten November 1760. groß durch den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb Anna Louise Karschin gebohrne Dürbachin, Glogau 1760, und – wie ich vermute – auf die Ode: An Seiner Königlichen Hoheit den Prinzen Heinrich, in: Karsch: Auserlesene Gedichte, S. 118f. Ein weiteres Gedicht Karschs mit dem Titel »Gedicht der Karschin zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preussen« findet sich in: August Kluckhohn: Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Aus handschriftlichen Quellen. I. Neues von und über Anna Luise Karsch, in: Archiv für Litteraturgeschichte 11 (1882), S. 484–506, hier S. 502–504.

¹⁰¹ Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 359. Ich vermute, dass es sich dabei um folgendes Gedicht handelt: Klagen einer Witwe, in: Karsch: Auserlesene Gedichte, S. 57–61.

¹⁰² Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 359. Nicht ermittelt.

¹⁰³ Ebd., S. 362. Nicht ermittelt.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Vgl. ebd.

¹⁰⁶ Vgl. Krzywon: Tradition und Wandel, S. 34f.

Die Selbst- und Fremdkorrekturen lassen den Wert erkennen, den die Briefe für Karsch und Gleim hatten. Entstanden in den Jahren, die Karsch, rückblickend betrachtet, den größten literarischen Zuspruch brachten, haben sie die Funktion, den Status der Autorin in der literarischen Öffentlichkeit zu festigen. Die Briefe sollen dies sowohl auf der inhaltlichen Ebene leisten – Karsch geht diesbezüglich auf die Vorschläge und Nachfragen ihrer Freunde ein – als auch auf der formalen: Die als Lyrikerin bekannte Karsch erhält durch den Auftrag, ihre Lebensgeschichte zu verfassen, die Chance, ihren Prosastil zu üben.

Die Briefe werden durch viele Hände gehen. Friedrich Gabriel Resewitz, ein befreundeter Theologe, erstellt von den ersten 14 Seiten des ersten Briefes eine Abschrift.¹⁰⁷ Gleim liest, redigiert und trägt sich nach dem Tod der Freundin mit dem Gedanken, sie selbst – eventuell gemeinsam mit Karschs Tochter Caroline von Klencke – herauszugeben.¹⁰⁸ Von Gleim stammen das Vorblatt und – wie in der Einleitung erwähnt – die Überschrift »Leben der Frau Karschin«.¹⁰⁹ Die Tochter wird die Briefe ebenfalls zur Kenntnis genommen haben, denn der umfangreiche »Vorberichtende Lebenslauf«, der ihre eigene Sammlung von Karschs Werken eröffnet, enthält Bilder und Erzählelemente, die sich in den Briefen an Sulzer finden.¹¹⁰

107 Hs. A 6892. Siehe Abbildung 2.

108 »Die seelige fieng an in Briefen an mich / ihr Leben zu erzählen, sie sind unleserlich geschrieben, ich denke sie selbst noch ins Reine zu schreiben – ein andrer kanns nicht! Ihre Briefe, die prosaischen mein' ich sind ihre beste lebensbeschreibung, ich darf sie keinem Dritten anvertrauen, sonst höb' ich ein Bändchen voll aus, und bewiese, daß wir beßre nicht haben, mit Ihnen! Kommt Zeit kommt Rath!« Gleim an Klencke, 26. September 1792, in: Pott: Briefgespräche, S. 179. Den Hinweis auf Gleims Publikationsabsicht der Briefe verdanke ich Ute Pott: »So bekannt der Name der Dichterin Karschin ist ...«. Werk und Leben von Anna Louisa Karsch in Publikationen ihrer Tochter Caroline Luise von Klencke und ihrer Enkelin Helmina von Chézy, in: Ghanbari u. Hildebrandt (Hg.): Karsch: Edition und Öffentlichkeit, S. 189–201, hier S. 194.

109 Siehe Abbildung 1.

110 [Caroline von Klencke]: Vorberichtender Lebenslauf der Dichterin Anna Louise Karschin, geb. Dürbach, in: Gedichte von Anna Louisa Karsch, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff herausgegeben von Ihrer Tochter C.[aroline] C. [= Luise] v: Kl:[encke] geb: Karschin, Berlin

Zum Druck befördert werden die Briefe 1831 durch Gleims Neffen und Nachlassverwalter Wilhelm Körte. Er übernimmt weitgehend die Korrekturen Gleims, fügt Datierungen hinzu und nimmt vereinzelt zusätzliche Streichungen vor, die der Handschrift nicht unmittelbar zu entnehmen sind.¹¹¹ Diese Veröffentlichung macht – etwa hundert Jahre später – Elisabeth Hausmann auf Karsch und die Briefbestände des Gleimhauses aufmerksam.¹¹² Sie verwendet für ihr Buch die ersten drei Briefe an Sulzer, kürzt, verändert stellenweise den Wortlaut. In der Literaturwissenschaft ist diese Ausgabe sehr einflussreich: Gerhard Wolf orientiert sich in der Wiedergabe dieser Briefe an Hausmann, obwohl er für den Druck der übrigen Briefe, die er auswählt, die Handschriften im Gleimhaus heranzieht.¹¹³ Die breit rezipierten Autorinnenporträts

1792, S. 1–128. Um nur zwei Beispiele zu nennen, die sowohl die Übernahme von Bildern als auch den Stilunterschied zwischen Karsch und Klencke verdeutlichen: (1.) »Ich versteckte das Buch unter verschwiegene Schatten eines Hollunderstrauchs, und ich suchte von Zeit zu Zeit mich in den Garten zu schleichen um meiner Seele Nahrung zu geben.« Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 345. – »Von ihrem Hirten wurden ihr oft Bücher geliehen, welche sie sorgfältig in dem Garten unter einem Hollunderstrauch versteckte. Abends holte sie dieselben wieder und verbarg sie unter ihr Kopfküssen, damit sie mit Anbruch des Tages, wenn man glaubte, daß sie noch schlief, lesen könnte.« Klencke: Vorberichtender Lebenslauf, S. 27. (2.) »Funfzehn Sommer [...] war ich alt und o Freund man hatte mich von alle dem schlecht unterrichtet was ein Frauenzimmer nothwendig wissen muß.« Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 348. – »Nachdem der dritte Sommer dieser glücklichen Epoche vor sie vorüber war, bedachte nun ihre Mutter, daß das Mädchen sich dem Ende ihres funfzehnten Jahres näherte, und noch war sie von aller häuslichen Kenntnis zurück, welche ihrer künftigen Bestimmung zur Hausfrau so nothwendig war.« Klencke: Vorberichtender Lebenslauf, S. 29.

111 Zu den beiden wichtigsten Veränderungen durch Körtes Hand gehören die bereits erwähnte Streichung der Frage, mit der die Lebensgeschichte anhebt, sowie die Änderung einer Stelle, die für das Verständnis von Karschs poetologischer Prägung von entscheidender Bedeutung ist: Die Erwähnung »Schönemanischer [d.i. Daniel Schönemann, N.G.] Lieder« (Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 359) wird zu »schwärmerischer Lieder«. Vgl. [Körte]: Leben der A.L. Karschin, S. 9. Anger übernimmt Körtes Änderung. Vgl. Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse, S. 14.

112 Vgl. Hausmann: Die Karschin, S. 11 f.

113 Vgl. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 342, sowie Gerhard Wolf: Zu dieser Auswahl und zur Textgestaltung, in: O, mir entwischt nicht, S. 317–318, hier S. 318. Trotz der philologisch unzureichenden Wiedergabe der Briefe an dieser Stelle ist die Bedeutung von Gerhard Wolfs Ausgabe für die Karsch-Renaissance vor und nach der Wende 1990 nicht zu unterschätzen.

von Bovenschen und Schlaffer basieren ebenfalls auf der Hausmann-Ausgabe.¹¹⁴

In dieser Ausgabe wird mit der Wahl des dritten Briefes als Schluss des Lebensberichts die Bedeutung von Baron von Kottwitz als Retter in der Not betont. Karschs Ankunft in Berlin wird anhand des *Vorberichtenden Lebenslaufes* der Tochter erzählt. Hausmann und Klencke entwerfen eigene Bilder von Patronage und von Karsch als Begünstigte. Dazu zählen melodramatische Szenen, in denen etwa Karsch »auf ihren Knien [...] Danklieder«¹¹⁵ dichtet, Überhöhung des materiellen Wohlstandes ins märchenhaft Luxuriöse und ungläubiges Staunen angesichts der sozialen Nähe zum Adel.¹¹⁶ Stellt man den Einfluss dieser beiden Ausgaben in Rechnung, dann ist festzuhalten, dass die mitunter undifferenzierte Vorstellung von Patronage in der Literaturwissenschaft und das Bild von Karsch als Gelegenheitsdichterin ohne Nachlassbewusstsein¹¹⁷ nicht zuletzt auf die wechselvolle Druckgeschichte der vier Briefe an Sulzer zurückgehen.

Erst die kritische Edition der Briefe durch Regina Nörtemann und Ute Pott legt den Grundstein für eine differenzierte Analyse der Prak-

Vgl. Ghanbari u. Hildebrandt: Gespräch mit Regina Nörtemann und Ute Pott, sowie Jaspers: Anna Louisa Karsch in der DDR.

114 Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 150–157; Schlaffer: Karsch. Ein Porträt.

115 Klencke: Vorberichtender Lebenslauf, S. 84, sowie Hausmann: Die Karschin, S. 61.

116 Vgl. Klencke: Vorberichtender Lebenslauf, S. 83–87, sowie Hausmann: Die Karschin, S. 61–66.

117 Schlaffers Karsch-Porträt – aufgrund des Erscheinungsortes kanonisiert – ist nicht frei von Widersprüchen. Auf der einen Seite ist Schlaffer in ihrem abschätzigen Urteil über die Autorin sehr entschieden: »Für Anna Luisa Karsch galt die Poesie als eine Art Ware, und sie war ihr nie mehr wert, als sie ihr einbrachte. [...] Da sie ihre Poesie wie ein Handwerk betrieb, um sie gegen Naturalien einzutauschen, gab es für sie eine Trennung zwischen Poesie und Leben nicht.« Schlaffer: Karsch. Ein Porträt, S. 319f. Auf der anderen Seite hebt Schlaffer – auf Grundlage der Hausmann-Edition – die Bedeutung der Briefe hervor. Doch auch hier drängt sich der Verdacht auf, dass die Hervorhebung der Briefe – »[i]hre eigentliche literarische Leistung« (ebd., S. 323) – den Wert ihres übrigen Werks relativieren soll: »Für die Karschin waren die Briefe nichts weiter als brauchbare Medien der Mitteilung.« Ebd. Zur Theorie- und Literaturgeschichte des Nachlassbewusstseins vgl. Kai Sina u. Carlos Spoerhase (Hg.): Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie. 1750–2000, Göttingen 2017.

tiken von Patronage und Freundschaft. Die Entscheidung der Editorinnen, die Briefe ausschließlich mit Karschs eigenen Korrekturen wiederzugeben und auf die fremden Formulierungen lediglich im editorischen Bericht und mit Verweis auf Körte und Anger Bezug zu nehmen, bedarf der Kontextualisierung. Indem der Selbst- vor der Fremdkorrektur der Vorzug gegeben wird, korrigieren Nörtemann und Pott ein oft wiederholtes Vorurteil, wonach es Karsch an einer reflexiven und kritischen Haltung gegenüber ihren Werken grundsätzlich gefehlt habe. Briefauszüge, in denen sich Karsch gegen das akribische Feilen an Gedichten und für Spontaneität ausspricht, sind unbedingt mit der konkreten Praxis der Dichterin abzugleichen. Kritische Selbstkorrektur ist Karsch nicht unbekannt. Man kann sogar annehmen, dass die nachträglichen Überarbeitungen für sie von besonderem Wert sind, da sie um die Veränderungen durch Gleim weiß und diese sogar selbst erbeten hat.

Der Entzug der fremden Korrekturen in der Ausgabe von Nörtemann und Pott impliziert schließlich folgende Empfehlung für die literaturwissenschaftliche Forschungspraxis: Gerade im Fall einer Autorin, deren Schreib- und Veröffentlichungsbiografie sich freundschaftlicher Kooperation und Strukturen der Patronage verdankt, ist die genaue Kenntnis der Handschriften unumgänglich. Sie ermöglicht Aussagen über die Materialität der Korrektur. Ohne die fremden Eingriffe als rein autoritäre – gönnerhafte – Geste abtun zu wollen, lädt die Entscheidung der Editorinnen dazu ein, diese zu den freundschaftlichen Briefen von Karsch und Gleim ins Verhältnis zu setzen und den jeweiligen Sinn der Korrektur aus der Semantik ihrer Beziehung zu erschließen.

Karschs Briefe an Sulzer, *Leben der Frau Karschin*, sind für das Verständnis von Patronage von unschätzbarem Wert. Sie zeigen, dass es sich bei Patronage sowohl um eine interpersonale Beziehung als auch um ein System handelt. Die Briefe bauen eine Beziehung auf, sie adressieren Sulzer als Patron und Unterstützer. Er ist ein Vertrauter, der Zeuge der vergangenen Leidensgeschichte und des gegenwärtigen Glückes werden soll. Die Briefe besiegeln ein Verhältnis, das sich im mündlichen Gespräch angebahnt hat.

Der Systemcharakter der Patronage zeigt sich daran, dass die Position des Patrons erhalten bleibt, auch wenn die einzelne Beziehung bereits beendet ist. Die Überlieferungsgeschichte der Briefe und die wiederholte Lektüre, der sie unterzogen werden – durch Sulzer, Resewitz und

Gleim –, lässt sich dementsprechend als eine Verkettung von einzelnen Beziehungen der Patronage beschreiben.

Besonders kennzeichnend für das System Karsch ist, dass die Autorin in der schriftlichen Kommunikation mit einem Unterstützer und Freund auf einen Patron im Hintergrund verweist. Dadurch wird für die Beziehung eine neue, eigene Öffentlichkeit geschaffen. Auf diese Weise gibt Karsch in ihrem ersten Brief an Johann David Michaelis ihre Freundschaft mit Sulzer bekannt.¹¹⁸ In den Briefen an Sulzer wird ihre Korrespondenz mit Gleim öffentlich.¹¹⁹ Gleim schließlich adressiert sie in einem Brief als den Wiedergänger ihres ersten Patrons im polnischen Lesno (Lissa).¹²⁰

Der exzeptionelle Status von Karsch als Autorin ist nicht zuletzt strukturell bedingt und hängt mit der hervorragenden Überlieferungssituation ihrer Briefe zusammen. Die Geschehnisse der vier Briefe an Sulzer erhellen überdies Karschs sehr individuell geprägtes Nachlassbewusstsein. Ihre wiederholten Nachfragen, die Briefe zum Zweck der Verbesserung zurückzuerhalten, und die redaktionelle Arbeit, die sie ihnen widmet, lassen auch in den Augen ihrer Freunde den Wert der Briefe steigen. Eine wichtige Funktion von Karschs zirkulierenden Briefen be-

118 »Mein Freund, der Professor Sullzer, wird Ihnen in der Vorrede zu meiner Lieder-Sammlung sagen, auf welche Art ich zur Dichterin ward [...].« Karsch an Michaelis, 26. Oktober 1763, in: O, mir entwischt nicht, S. 208.

119 »Eins mahls fand ich Ihn über den briefflesen des KriegsliederSängers Hören Sie meine freundin rieff Er hören Sie Gleim befiehlt mir Seine Schwester in Apoll zu grüßen, dieser besondre Gruß war viel / schmeichelnd für mich, ich Eilltte dem Apollinischen bruder zu schreiben, Sie wißen Seine Antwort [...] mein brieffwechsel mit Gleim war überauß lebhaft und haüffig«. Lebensbericht der Anna Louisa Karsch, S. 361 f.

120 »daß vergangne Jahr war daß Beste in meinem Leben, und der Tag der mich Sie bey Sullzern erwachen sahe der schönste der jemahls im May die blühende Erde angelächelt hatt, Ich glaube daß um diese Zeit mein allter freund in Lißa starb und daß mir der Himell in Ihnen diese leere Stelle auff Eine hundertmahl bessere Art ersezen wollte, laßen Sie mich doch mein Liebster nur Einmahl wieder Ihr Antliz sehen«. Karsch an Gleim, 5. Januar [1762], in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 58. Zu den noch offenen Forschungsfragen gehören die rechtlichen Aspekte in der Beziehung zwischen Karsch und ihren Herausgeber-Freunden – insbesondere nach der Veröffentlichung der *Auserlesenen Gedichte* im Jahr 1763: »Da sie als allein lebende Frau unter die Pupillenordnung fiel, waren die Freunde wohl auch rechtlich für ihr kleines Vermögen verantwortlich.« Wappler: Menschen um Gleim, Bd. 1, S. 216.

steht somit darin, gegenüber den gelehrten Freunden Nachlassbewusstsein zu kommunizieren. – Niemand anders hat das besser verstanden als Gleim: »Für ihre allerliebsten briefe, meine liebe Freundin sage ich Ihnen tausend Danck; sie machen mir so viel Vergnügen, als manches lied der Muse, nichts von allem das sie mir erzählen, ist mir gleichgültig, und sie sollen schon einmahl sehen, daß mir nichts gleichgültig gewesen ist.«¹²¹

121 Gleim an Karsch, 27. Januar 1762, in: [Karsch u. Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 71.

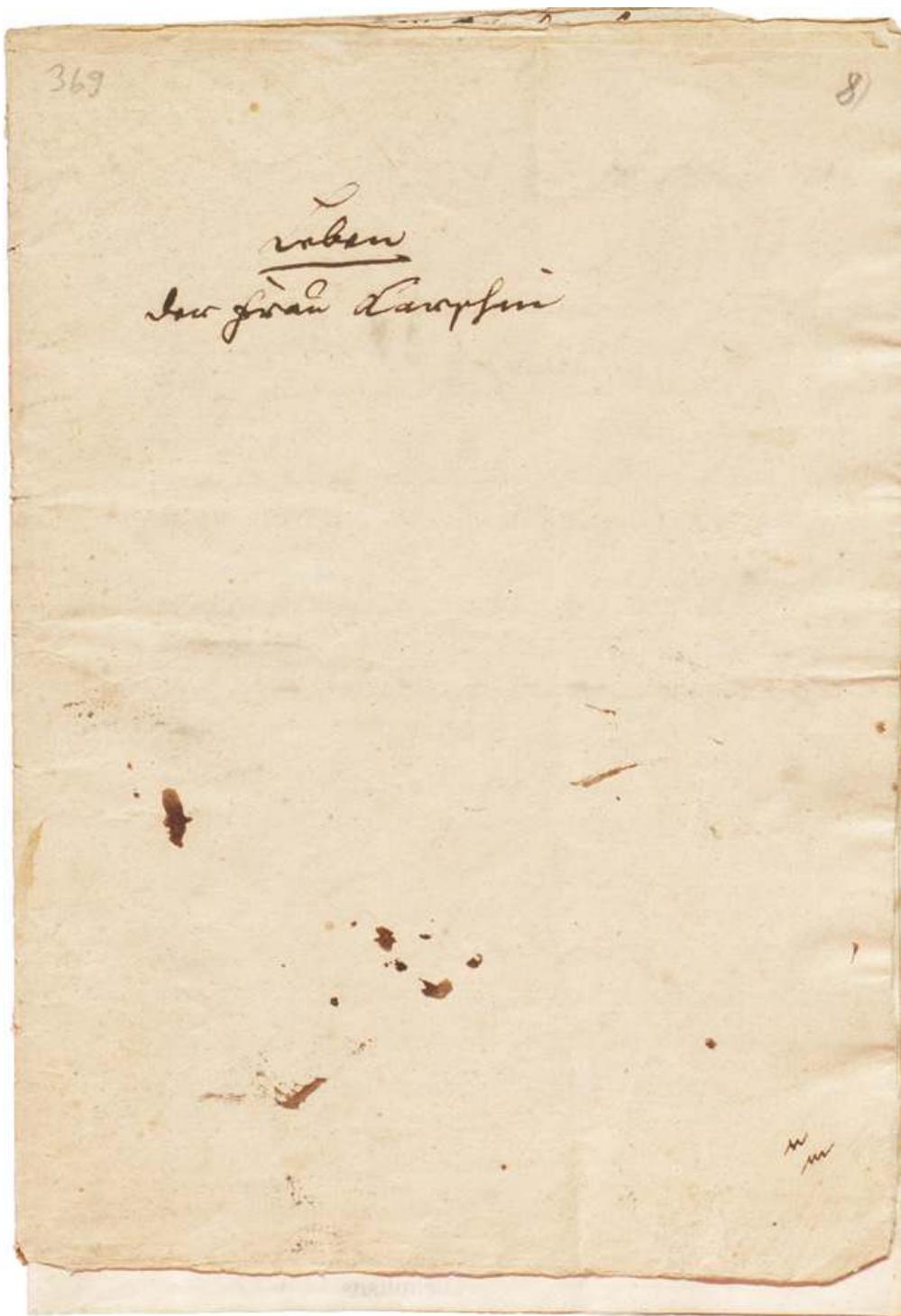


Abb. 1

Vorsatz, Anna Louisa Karsch: Lebensbericht in vier Briefen an Sulzer
[Herbst 1761 bis September 1762]
Gleimhaus Halberstadt, Hs. A 6892

IV Praxeologie literarischer Öffentlichkeiten

Viele Untersuchungen der letzten zehn Jahre zur Geschichte des Buches und des literarischen Marktes plädieren für eine praxeologische und mikrohistorische Rekonstruktion literarischer Öffentlichkeiten.¹ Ausgehend von der These »Bücher sind Beziehungskommunikation«² lassen sich Patron-Klient-Verhältnisse darauf hin befragen, inwieweit sie im Sinne einer sozialen Infrastruktur an der Entstehung und Zirkulation literarischer Artefakte beteiligt sind.

Im vorliegenden Kapitel wird der Zusammenhang von Patronage und literarischen Öffentlichkeiten zunächst theoretisch erläutert. Nach einem kurzen Abriss zu Theorietraditionen, die mit dem Begriff der Praxis und Praktiken verbunden sind, widmet sich der zweite Abschnitt Jürgen Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962). Der zentrale Stellenwert, der Habermas in diesem Kapitel zukommt, erklärt sich aus zwei Gründen: (1.) *Strukturwandel der Öffentlichkeit* ist ein Werk, das für die Erforschung der Sozialgeschichte der Literatur paradigmatische Bedeutung hatte – und hat. Die Habermas-Lektüre versteht sich somit auch als ein Beitrag zur Theoriegeschichte der Literaturwissenschaft. (2.) Habermas argumentiert proto-praxeologisch, indem er mit »Räsonieren« eine Praxis zum Dreh- und Angelpunkt seiner Argumentation erklärt. Eine wissenschaftshistorisch informierte Praxeologie literarischer Öffentlichkeiten kommt nicht umhin, auch so frühe Einsätze für die Praktiken wie den von Habermas zu sichten, um daraus eine differenzierte Einschätzung gegenwärtiger Theoriebildung zu gewinnen.

In einem zweiten Schritt rekonstruiere ich, ausgehend von Patron-Klient-Verhältnissen, literarische Öffentlichkeiten anhand einzelner Praktiken. Hierbei verstehen sich die einzelnen Fallanalysen – zum

¹ Vgl. York-Gothart Mix u. Carlos Spoerhase: Die Genese eines Markts der Kreativen? Einleitende Fragestellungen [Themenschwerpunkt: Schöpferischer Wettbewerb? Ästhetische und kommerzielle Konkurrenz in den schönen Wissenschaften], in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 36/2 (2012), S. 179–189; Martus: *Aufklärung*, S. 308–312; Spoerhase: *Das Format der Literatur*; Christopher Busch: *Unger-Fraktur und literarische Form. Studien zur buchmedialen Visualität der deutschen Literatur vom späten 18. bis ins 21. Jahrhundert*, Göttingen 2019; Thomalla: *Anwälte des Autors*.

² Spoerhase: *Das Format der Literatur*, S. 51.

Subskribieren bei Klopstock sowie Verbessern und Kritiküben bei Bürger – als literaturhistorische Studien, die zugleich mit und an der Theorie gelehrter kollektiver Praktiken arbeiten. Dabei kann das Subskribieren als Praxis auf eine deutlich längere Geschichte der literaturwissenschaftlichen Erforschung zurückblicken als das kritische Verbessern.

I Praxeologie

Praktiken sind in der Soziologie, Ethnologie, den Gender Studies, der Wissenschafts- und Mediengeschichte sowie der Literaturwissenschaft höchst ungleichzeitig bearbeitet und beschrieben worden. In der Soziologie ist die Forderung nach einer Untersuchung der Praktiken bzw. der Praxis immer auch eine (verhalten) klassenkämpferische, wenn es gilt, das konkrete Handeln nicht privilegierter Akteurinnen und Akteure für die Beschreibung von Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit in Rechnung zu stellen. In Abgrenzung von den traditionellen soziologischen Analysekatégorien »Klasse«, »Schicht« und »Milieu«, bei denen man sich für Kriterien der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, Schicht etc. interessiert, werden die Akteurinnen und Akteure als geradezu klassenlose leere Signifikanten gedacht, die erst durch die Praktiken signifiziert werden.

Wer von Praktiken spricht, denkt das Adjektiv »subversiv« häufig mit. In der scheinbaren Harmlosigkeit von Freizeitaktivitäten und in der sich als unpolitisch gebenden Jugendkultur entfalten Praktiken ihr subversives Potenzial: Ein wichtiges Beispiel hierfür ist Richard Hoggarts Beschreibung der Kultur der Jukebox Boys in *The Uses of Literacy*.³ In der kulturwissenschaftlichen Rezeption dieses Klassikers wird deren Verhalten rückblickend als widerständig und als Vorbote der Studentenrevolten gedeutet.⁴ Die Vorstellung einer den Praktiken inhärenten Widerständigkeit ist sicherlich auch auf deren spezifische Körperlich-

3 Richard Hoggart: *The Uses of Literacy. Aspects of working-class life, with special reference to publications and entertainments*, London 1957, S. 202–223.

4 Vgl. David Fowler: *From jukebox boys to revolting students. Richard Hoggart and the study of British youth culture*, in: *International Journal of Cultural Studies* 10/1 (2007), S. 73–84.

keit zurückzuführen: Theoriehistorische Rekonstruktionen, die die Praktiken auf Kultur- und Körpertechniken zurückführen,⁵ zeigen, dass sich schon frühe Theoretiker der Körpertechniken, beispielsweise Marcel Mauss, für die Gedächtnisfunktion des Körpers begeisterten. Körperpraktiken haben eine eigene Zeitlichkeit und sind oft – einmal eingeübt – kaum mehr zu verlernen.⁶

Die positive Färbung des Widerständigen und Subversiven im Begriff der Praktiken nehmen Analysen der Gender Studies zurück. Ausgehend von einer kritischen Würdigung des Rollenbegriffs in der Soziologie zeigen sie etwa, dass Doing Gender aus Praktiken besteht, die Gender als hierarchisches soziales Konstrukt aufrechterhalten.⁷ Entscheidend ist hier die begriffliche Engführung von Praktiken und Kommunikation. Doing Gender ist in erster Linie ein kommunikativer Akt. In der Terminologie der marxistisch geschulten Soziologin Pamela M. Fishman ist kommunikative Interaktion »Arbeit«, die Frauen unentgeltlich für Männer verrichten:⁸ Das interessierte Nachfragen, kurze Ausrufe und Hörsignale⁹ sind als Praktiken und Dienste zu werten, die sich beobachten und vermessen lassen.

Eine wichtige Gemeinsamkeit praxeologischer Ansätze quer durch die Disziplinen besteht darin, dass die Praktiken überall eine Gebrauchsdimension aufweisen: Hoggart beschreibt den Umgang und das Spiel der Jugendlichen mit der Jukebox, Mauss den Umgang mit dem eigenen Körper, Fishman den Umgang mit dem Sprachmaterial. Das häufige,

5 Vgl. Erhard Schüttpelz: Körpertechniken, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 1 (2010) [Thema: Kulturtechnik], S. 101–120.

6 Vgl. Marcel Mauss: Soziologie und Anthropologie 2: Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellung, Körpertechniken, Begriff der Person, München u. Wien 1975.

7 Vgl. hierzu den kanonischen Aufsatz von Candace West u. Don H. Zimmerman: Doing Gender, in: Gender and Society 1/2 (1987), S. 125–151, sowie die Kommentierung des Doing-Konzeptes in Nacim Ghanbari: Doing Culture und die Arbitrarität des Zeichens, in: Martin Endres u. Leonhard Herrmann (Hg.): Strukturalismus, heute. Brüche, Spuren, Kontinuitäten, Stuttgart 2018, S. 107–119.

8 Vgl. Pamela M. Fishman: Interaction: The Work Women Do, in: Social Problems 25/4 (1978), S. 397–406.

9 Beispielsweise »This is interesting« oder »This is really interesting«. Vgl. Fishman: Interaction, S. 401. Zur weiteren Kontextualisierung vgl. Ruth Ayaß: Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung, Stuttgart 2008.

alltägliche Verwenden, Benutzen und Zweckentfremden hinterlässt Gebrauchsspuren; es formt und verändert Dinge, Körper und Sprache.¹⁰ Die Bedeutung, die die Medienethnografie dem User beimisst,¹¹ ist auf diese Weise mit der Frühgeschichte der Cultural Studies und Soziolinguistik verbunden.

Praxeologie löst immer dann Kontroversen aus, wenn die Beobachtung der Praktiken argumentativ mit Thesen zur Entstehung von Systemen (respektive Strukturen oder Institutionen) verbunden wird. In der Literaturwissenschaft sind dementsprechend Analysen zu philologischen Praktiken¹² und zur Geschichte bestimmter Kulturtechniken (allen voran: Schreiben¹³) in der Regel so lange konsensfähig, bis sie die Grenzen einer rein kulturhistorischen Rekonstruktion verlassen. Die Frage nach den Medienpraktiken von Patronage und Freundschaft setzt

- 10 In einem Vortrag mit dem Titel »The Institutional as Usual: Diversity Work as Data Collection«, der am 17. Oktober 2017 in Princeton stattfand, präsentierte Sara Ahmed eine beeindruckende Liste der verschiedenen »Uses of Use«. Vgl. hierzu auch Dies.: *What's the Use? On the Uses of Use*, Durham/NC 2019. Vergleichbar mit der Frage nach den »uses of use« ist die nach dem theoretischen Potenzial des Begriffs (Medien-)Gebrauch. Eine konzise Theoriegeschichte dieses Begriffs findet sich in Heiko Christians: *Begriffsgeschichte als Gebrauchsgeschichte*, in: Ders., Matthias Bickenbach u. Nikolaus Wegmann (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Köln u. a. 2014, S. 11–32, hier S. 20–25.
- 11 Beispielsweise in Analysen zum Thema Workaround als ein aus der konkreten Mediennutzung entstehendes Phänomen. Vgl. Holger Brohm, Sebastian Gießmann, Gabriele Schabacher u. Sandra Schramke (Hg.): *Workarounds. Praktiken des Umwegs*, Hamburg 2017 (= *ilinx – Berliner Beiträge zur Kulturwissenschaft* 4).
- 12 Als solche gelten beispielsweise »an Schreibtischen sitzen, Bücher lesen, Aufsätze kopieren, Textpassagen exzerpieren«. Carlos Spoerhase u. Steffen Martus: *Die Quellen der Praxis. Probleme einer historischen Praxeologie der Philologie*. Einleitung, in: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 23/2 (2013), S. 221–225, hier S. 222. Zur subversiven Praxis des Exzerpierens vgl. Elisabeth Décultot: *Winkelmanns Lese- und Exzerpierenkunst. Übernahme und Subversion einer gelehrten Praxis*, in: Dies. u. Wolfgang Lukas (Hg.): *Lesen, Kopieren, Schreiben: Lese- und Exzerpierenkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Berlin 2014, S. 133–160; zum subversiv kursorischen Lesen im Gegensatz zum statarischen Lesen vgl. Harun Maye: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*, Zürich 2019.
- 13 Vgl. Carolin Amlinger: *Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit*, 2. Aufl., Berlin 2021; Sandro Zanetti (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin 2012.

an dieser Grenze an, um die großen Erzählungen der Sozialgeschichte der deutschen Literatur zu befragen. Hierzu zählt insbesondere das Narrativ von der Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit, die – nach Habermas – auf den Wandel der repräsentativen zur literarischen Öffentlichkeit zurückzuführen ist.

Praxeologie fordert die Sozialgeschichte auch in methodischer Hinsicht heraus. So ist das Forschungsparadigma der Sozialgeschichte der Literatur mit einer Reihe von Dingen verbunden, spätestens seit Elizabeth L. Eisensteins Klassiker *The printing press as an agent of change*¹⁴ mit der Druckerpresse, aber auch mit Gegenständen, die auf den ersten Blick wenig mit Buchdruck und -handel zu tun haben: In einem Aufsatz mit dem Titel »Evolution literarischer Kommunikation statt Sozialgeschichte der Literatur« zitiert Niels Werber sozialhistorisch inspirierte literaturwissenschaftliche Texte, in denen nicht zuletzt der mechanische Webstuhl als *agent of change* auftaucht. Literatur- und Wirtschaftsgeschichte gehen in diesem Fall eine nur wenig überzeugende Allianz ein. Werden Industrialisierung und Modernisierung im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert als Bedingung der Möglichkeit literarischen Wandels angesehen, kommt es zu argumentativen Kurzschlüssen und Fehltritten, die mit dem anscheinend literaturfernen Webstuhl eine erste komische Verbildlichung erfahren: In die »Umwelten der Literatur [...] gehören nicht unbedingt 30 000 Bauernhöfe oder die Einführung des mechanischen Webstuhls, sondern erheblich spezifischere Daten.«¹⁵

Ein verdinglichender Zug ist der Sozialgeschichte auch dort eigen, wo sie sich zum Beweis ihrer Thesen auf das Gewicht üppiger Quellenkorpora verlässt. Ob nun Wolfgang Martens' *Botschaft der Tugend*, Reinhard Nickischs *Stilprinzipien deutscher Briefsteller* oder Stefan Nienhaus' *Geschichte der deutschen Tischgesellschaft*: Die Auflistung der Quellen im Anhang entfaltet eine eigene Kraft, die über den Punkt

¹⁴ Elizabeth L. Eisenstein: *The printing press as an agent of change. Communications and cultural transformations in early-modern Europe*, 2 Bde., Cambridge/UK u.a. 1979.

¹⁵ Niels Werber: *Evolution literarischer Kommunikation statt Sozialgeschichte der Literatur*, in: *Weimarer Beiträge* 41/3 (1995), S. 427–444, hier S. 442. Hervorhebung im Original. Für eine Diskussion solcher spezifischeren Umwelten der Literatur vgl. Martin Huber u. Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000.

reiner Materialbasis hinausgeht. Die durch die schiere Menge suggerierte Vollständigkeit lässt die Monografie mit den Untersuchungsgegenständen verschmelzen: In der Germanistik wird die Gattung der Moralischen Wochenschrift gewissermaßen in einem Atemzug mit Martens' Studie genannt; so wie der Briefsteller mit Nickischs Buch eine untrennbare Verbindung eingegangen ist; für die deutsche (politische) Tischrede lässt sich eine ähnliche Symbiose mit Nienhaus' Abhandlung annehmen.

Die Vorliebe der Germanistik für das akribische Bibliografieren macht einen großen Teil des Erfolgs des Forschungsparadigmas »Sozialgeschichte der Literatur« aus. Die Bibliografie erscheint als »solides Fundament für wünschenswerte weitere Forschung«,¹⁶ darüber hinaus als Textsorte eigenen Rechts, die Fragen danach, wie (einzelne) Texte verwendet, rezipiert und im Gebrauch gedeutet wurden, in den Hintergrund treten lässt. Praxeologie als Methode dagegen bedeutet, die Quellen des Sozialen von deren Einbettung in Arbeitsprozessen und den Gebrauchsweisen her zu denken.

2 *Strukturwandel der Öffentlichkeit* aus praxeologischer Sicht

Jürgen Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* bietet mindestens zwei Möglichkeiten einer praxeologischen Lektüre. Die Studie lässt sich zum einen darauf hin befragen, welchen Stellenwert Habermas den Praktiken und Tätigkeiten beimisst, die als Forschungsgegenstände der Praxeologie und Kulturtechnikforschung gelten: Kommt Habermas auf bestimmte Alltagspraktiken und deren Bedeutung für die Entstehung sozialer Netzwerke und Kollektive zu sprechen? Zum anderen verfolge ich die Frage, ob sich die für die Praxeologie zentrale Vermittlung von Mikro- und Makroebene durch die Praktiken in Habermas' Theorie der Öffentlichkeit wiederfindet.

16 Georg Stanitzek: *Starke Sozialgeschichte* [Rezension über: Stefan Nienhaus: *Geschichte der deutschen Tischgesellschaft*, Tübingen 2003], in: IASLonline [14.11.2006] Online unter: http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=877 (abgerufen am 17. August 2023), Absatz Nr. 30.

Im Abschnitt »Polarisierung von Sozial- und Intimsphäre« zitiert Habermas William H. Whytes Buch *The Organization Man* (1956), das 1958 unter dem wertenden Titel *Herr und Opfer der Organisation* auf Deutsch erschien.¹⁷ Die Studie basiert auf Interviews, die Whyte in der Wohnsiedlung Park Forest (bei Chicago) durchführte. Diese wertet Habermas als modellhafte Analysen des Sozialen schlechthin, obwohl Whyte selbst sie anfänglich als Untersuchungen einer fest umrissenen, spezifischen sozialen Ordnung konzipiert hat. Tätigkeiten wie das gemeinsame Planen von Festen und gegenseitige Hilfsleistungen, die in *The Organization Man* Nachbarschaften entstehen lassen und für »a communal way of life«¹⁸ wesentlich sind, ordnet Habermas insgesamt dem Bereich »Freizeit« zu und setzt sie damit seiner Vorstellung der literarischen Öffentlichkeit entgegen. Habermas subsumiert die bei Whyte erwähnten Tätigkeiten als »group activities«. Indem er darüber hinaus »group activities« und Medien- sowie Warenkonsum parallelisiert, verlängert er die Reichweite von Whytes Studie und macht sie anschlussfähig für eine allgemeine Kulturkritik der neuen Medien.

Medien verbinden – auch in theoretischer Hinsicht: Habermas nimmt die Erwähnung des gemeinsamen Fernsehens in der Familie und unter Nachbarn in Park Forest zum Anlass, um über Massenmedien zu sprechen. Indem er als ergänzendes Beispiel zum Fernsehen auf den gemeinsamen Kinobesuch verweist, verknüpft er die Wohnsiedlung mit den Klein- und Großstädten sowie Metropolen. In allen genannten Beispielen – so Habermas – lässt der Medienkonsum die Individuen ver-

17 Vgl. Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 5. Aufl., Frankfurt/M. 1996 [unveränderter Nachdruck der Ausgabe Neuwied 1962], S. 245f. Verwiesen wird auf William H. Whyte: *Herr und Opfer der Organisation*, Düsseldorf 1958 [Orig.: *The Organization Man*, New York 1956]. Zur weiteren ideenhistorischen Kontextualisierung von Habermas' Studie vgl. Roman Yos: *Der junge Habermas. Eine ideengeschichtliche Untersuchung seines frühen Denkens 1952–1962*, Berlin 2019. Für eine Kritik der Habermas'schen Theorie in der Aufklärungsforschung vgl. Dorothea E. von Mücke: *The Practices of the Enlightenment. Aesthetics, Authorship, and the Public*, New York 2015.

18 »It is a communal way of life, and the residents are well aware of it. They are of many minds how to describe it. Sometimes they lean to analogies like the frontier, or the early colonial settlement.« Whyte: *The Organization Man*. Foreword by Joseph Nocera, Philadelphia/PA 2002 [1956], S. 280.

stummen und verhindert die Entstehung eines gemeinsamen diskursiven Denkraumes. Die Einsamkeit, in die der Medienkonsum die Einzelnen führe, verhalte sich inkommensurabel zu der »produktiven Einsamkeit«¹⁹ der literarisch Sozialisierten (Gebildeten), die durch stumme Buchlektüre erzeugt werde.

Unschwer zu erkennen, orientiert sich Habermas' Begriffsverwendung der Medien am Paradigma des Massenmediums und an einem dichotomischen Sender-Empfänger-Modell. Medien (insbesondere Fernsehen und Rundfunk) seien manipulative Größen. Die frühe medien- bzw. kommunikationswissenschaftliche Forschung, auf die Habermas sich bezieht, steht ganz im Zeichen einer Kulturkritik, die von der Vorstellung ausgeht, Medieninhalte seien Waren. Es gibt noch keinen neutralen Begriff des Mediengebrauchs. Medienkonsum und Konsumkritik bilden den analytischen Rahmen dieser frühen Untersuchungen.²⁰

Eng verbunden mit Habermas' Medienbegriff ist die Vorstellung von Kommunikation als Gespräch. Während Fernsehkonsum und Kinobesuch das Individuum von der Kommunikation entbinden und sich – auch in Gesellschaft anderer – in der Stille vollziehen, hält Habermas an einer idealen Vorstellung von Kommunikation als Gespräch über Bücher fest, die zunächst in Einsamkeit gelesen und reflektiert werden. Das weite Feld der Tätigkeiten und Aktivitäten, die die rezente Praxistheorie als »collective and knowledgeable doing«²¹ »praxiografisch« (Annemarie Mol) erfasst, bezeichnet bei Habermas tendenziell die andere Seite der Kommunikation, die sich eher sozialpsychologisch als soziologisch beobachten lasse.

Trotz der teilweise negativen Bewertung der Alltagspraktiken und deren Medien hält *Strukturwandel der Öffentlichkeit* ein wichtiges praxeologisches Argument bereit. Die Geschichte der bürgerlichen Öffent-

19 Mark-Georg Dehrmann: Produktive Einsamkeit. Studien zu Gottfried Arnold, Shaftesbury, Johann Georg Zimmermann, Jacob Hermann Obereit und Christoph Martin Wieland, Hannover 2002.

20 Vgl. hierzu Habermas' Diskussion der Thesen Rolf Meyersohns in Ders.: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 254f. Zur weiteren Kontextualisierung der von Habermas zitierten amerikanischen Forscher vgl. John Durham Peters u. Peter Simonson (Hg.): *Mass Communication and American Social Thought. Key Texts, 1919–1968*, Lanham u.a. 2004.

21 Silvia Gherardi: *Practice as a collective and knowledgeable doing* (= SFB 1187 *Medien der Kooperation: Working Paper Series No. 8*, June 2019).

lichkeit rekonstruiert Habermas nämlich anhand von Praktiken – von Praktiken des Rasonierens:

Bürgerliche Öffentlichkeit läßt sich vorerst als die Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute begreifen; diese beanspruchen die obrigkeitlich reglementierte Öffentlichkeit alsbald gegen die öffentliche Gewalt selbst, um sich mit dieser über die allgemeinen Regeln des Verkehrs in der grundsätzlich privatisierten, aber öffentlich relevanten Sphäre des Warenverkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit auseinanderzusetzen. Eigentümlich und geschichtlich ohne Vorbild ist das Medium dieser politischen Auseinandersetzung: das öffentliche Rasonnement.²²

In seiner Sozialgeschichte grenzt Habermas das Rasonieren zunächst von Formen der Kommunikation ab, durch die im 16. und 17. Jahrhundert »die Adressaten der öffentlichen Gewalt recht eigentlich erst zum ›Publikum‹²³ werden: Damit meint er eine neue Weise der medialen Vermittlung von »Befehle[n] und Verordnungen«,²⁴ durch die die Obrigkeiten in der frühen Neuzeit regieren. Die Regierungsakten werden in schriftlicher Form, in »politischen Zeitungen« bekanntgemacht. Die Untertanen werden auch schon vor der Indienstnahme der Presse zu Regierungs- und Verwaltungszwecken schriftlich adressiert, doch handelt es sich hierbei – so Habermas – vor allem um Hofnachrichten über die Reisen des Fürsten, über Feste und Ernennungen. Gleichwohl bewertet Habermas schon die schriftliche Mitteilung in Form von Hofnachrichten als »eine Art Umsetzung der Repräsentation in die neue Gestalt der Öffentlichkeit«.²⁵ Die schriftliche Kommunikation setzt einen Prozess in Gang, der den Status der Befehlsempfänger und Untertanen nach und nach verändert.²⁶ Aus den Untertanen werden Leser.

22 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 86.

23 Ebd., S. 79.

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Der entscheidende Unterschied zwischen Jürgen Habermas und Heinrich Bosse in der Beschreibung vormoderner Gesellschaften besteht darin, dass Bosse den Begriff des Untertans in seinen Analysen vermeidet. Dieser nivelliert die zahlreichen Standesunterschiede. Vgl. Heinrich Bosse: Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Habermas revisited, in: Navigationen – Zeitschrift für

Das öffentliche Rasonieren entsteht dort, wo die neu formierte Lesegemeinschaft anfängt, über das Gelesene mit anderen zu sprechen. *Strukturwandel der Öffentlichkeit* schreibt eine frühe Mediengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts und rekonstruiert, wie sich die Sphäre der Lektüre (von Zeitungen und Zeitschriften) mit der Sphäre der Konversation vermischt. Dabei wird die wechselseitige Durchdringung beider Sphären räumlich gedacht: Was in England die Kaffeehäuser und in Frankreich die Salons sind, sind in Deutschland die gelehrten Tischgesellschaften. Erst an diesen Orten und im Austausch mit anderen gelinge die Verwandlung der »Konversation in Kritik, Bonmots in Argumente«. ²⁷ Raisonement als kommunikative Bedingung von Öffentlichkeit werde erst durch diese Orte möglich, die neue Formen der Zugänglichkeit erproben. ²⁸

Hatte Habermas für die Genese der literarischen Öffentlichkeit die Kaffeehäuser, Salons und gelehrten Gesellschaften als institutionelle Voraussetzungen angegeben, ist es im Übergang von der literarischen zur bürgerlichen Gesellschaft das Haus: »Die Linie zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit geht mitten durchs Haus.« ²⁹ Die im Haus unterschiedenen Räume bezeichnen einerseits die intime, andererseits die öffentliche Seite des Hauses: »Die Privatleute treten aus der Inti-

Medien- und Kulturwissenschaften 15/1 (2015), S. 81–97, hier S. 82 f., sowie jüngst Ders.: Der gelehrte Stand. Die Akademiker verleugnen ihre Vergangenheit, in: Merkur 77, H. 891 (2023), S. 28–45, hier S. 34 f. Zur weiteren Differenzierung der Begriffe vgl. Michael Stolleis: Untertan – Bürger – Staatsbürger. Bemerkungen zur juristischen Terminologie im späten 18. Jahrhundert, in: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg 1981, S. 65–100.

27 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 91.

28 Insgesamt ist die räumliche Komponente der Öffentlichkeit, die in der englischen Übersetzung »public sphere« zum Ausdruck kommt, nicht zu unterschätzen. Wenn Habermas den allgemeinen Zugang als Prinzip der bürgerlichen Öffentlichkeit bestimmt, dann ist damit immer auch der wörtlich verstandene Zugang zu Räumen gemeint: »Die bürgerliche Öffentlichkeit steht und fällt mit dem Prinzip des allgemeinen Zugangs.« Ebd., S. 156. An den von Habermas angeführten Orten – Kaffeehaus, Salon, Tischgesellschaft – fällt auf, dass allein das Kaffeehaus als allgemein zugänglich angesehen werden kann. Salon und Tischgesellschaft sind nicht allgemein zugänglich. Ihre Aufnahmebedingungen werfen jedoch die Frage auf, nach welchen Kriterien Ein- und Ausschlüsse praktiziert werden.

29 Ebd., S. 109.

mität ihres Wohnzimmers in die Öffentlichkeit des Salons hinaus; aber eine ist streng auf die andere bezogen.«³⁰ Häuser seien Orte »literarisch vermittelte[r] Intimität«.³¹ Im bürgerlichen Salon des 19. Jahrhunderts werde diese Form intimer Erfahrung zuerst öffentlich, bevor sie sich im »große[n] Publikum«³² der Theater und Konzerte artikuliere. »Die Sphäre des Publikums entsteht in den breiteren Schichten des Bürgertums zunächst als Erweiterung und gleichzeitig Ergänzung der Sphäre kleinfamiliärer Intimität.«³³ In der Darstellung der bürgerlichen Öffentlichkeit steht die kulturräsonierende Praxis für die Fähigkeit, die in der einsamen Lektüre gewonnenen Eindrücke im Gespräch zu artikulieren.

Aktuelle Arbeiten zu Habermas' Öffentlichkeitstheorie bestimmen den Begriff des Rasonierens als »diskutante Vermittlung einander widerstreitender Meinungen«.³⁴ Das Rasonieren habe eine spezifische Form (es sei »diskutant« und nicht »konstatierend-apodiktisch«³⁵) und sei auf Inhalte bezogen, die weder rein subjektiver Natur sein noch sich auf die Sphäre der Lebensnotdurft beziehen dürften. Hier ist hinzuzufügen, dass im Gegensatz zu »Moden« und »Verbrauchsgewohnheiten«,³⁶ die für eine vornehmlich horizontale soziale Integration durch Kommunikation sorgen, »die öffentlichkeitsfähigen Meinungen«³⁷ sich dadurch auszeichnen, dass sie eine vertikale Vermittlung der Schichten und Klassen herbeizuführen vermöchten.³⁸ Die Vermittlungsfunktion des

30 Ebd.

31 Ebd., S. 115.

32 Ebd., S. 107.

33 Ebd., S. 115.

34 Gesa Frömming: Wird Öffentlichkeit gemacht und, wenn ja, wie? Öffentlichkeit und ihre »Herstellung« bei Jürgen Habermas, Oskar Negt/Alexander Kluge und Hannah Arendt, in: Sprache und Literatur 49/1 (2020) [Themenheft: Öffentlichkeit – Veröffentlichen – Öffentlichkeit Herstellen. Hg. von G.F. u. Georg Stanitzek], S. 131–170, hier S. 140.

35 Ebd., S. 139. Siehe diesbezüglich auch Stefanie Stockhorsts Ausführungen zu Praktiken »gesellige[r] Meinungsbildung« in: Dies.: Doing Enlightenment. Forschungsprogrammatische Überlegungen zur »Aufklärung« als kultureller Praxis, in: Das achtzehnte Jahrhundert 42/1 (2018), S. 11–29, hier S. 16 u. passim.

36 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 315.

37 Ebd., S. 316.

38 An dieser Stelle sind zwei Hinweise angebracht: Zum einen verwendet Habermas den Begriff der Integration vor allem als Kompositum »Integrationskultur« und in kritischer Absicht. Vgl. ebd., S. 285: »die Integrationskultur der Massenmedien«, sowie S. 288. Zum anderen bestimmt er die ideale Vorstellung

Räsonierens ist auch darin zu sehen, dass es als wichtiges Element der literarischen Öffentlichkeit bestimmt wird, die wiederum in Habermas' Theorie zwischen der repräsentativen und bürgerlichen Öffentlichkeit steht.³⁹ Die überragende Bedeutung der literarischen Öffentlichkeit bei Habermas kommt daher, dass hier das Räsonieren intakt ist. Die Krisen und Zerfallsmomente der Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert dechiffriert Habermas als Krisen des Rasonnements.

Resümierend ist festzuhalten, dass Habermas' Theorie ein starkes Argument für Praxeologie bereithält, indem es mit »Räsonieren« eine Praxis ins Zentrum stellt. Offen bleibt, inwieweit Habermas es exklusiv denkt. Das Räsonieren ist zwar erlernbar, bleibt aber eine Praxis, die historisch betrachtet von der exklusiven Gemeinschaft der Gelehrten abhängt. Die exkludierende Dimension des Räsonierens rückt es in die Nähe einer Herrschaftstechnik. Habermas vertraut für seinen Begriff der literarischen Öffentlichkeit allerdings auf einen inklusiven Begriff der Gelehrtenrepublik.⁴⁰ Für eine Kritik seiner Öffentlichkeitstheorie ist die Historisierung gelehrter Praktiken unumgänglich.

einer vertikalen Verteilung öffentlichkeitsfähiger Meinungen gewissermaßen ex negativo und ausgehend von ihrem Verschwinden: »Im Unterschied zu einer eher horizontalen, sozialschichtenspezifischen Verbreitung von Moden, von Verbrauchsgewohnheiten überhaupt, fließt der politische Meinungsstrom eher vertikal, von den höheren Staatsgruppen [recte: Statusgruppen. Erstausgabe Neuwied 1962, S. 233] zu den jeweils niedrigeren – die ›opinion leader[s] in public affairs‹ sind für gewöhnlich wohlhabender und gebildeter, verfügen über eine bessere gesellschaftliche Stellung als die von ihnen beeinflussten Gruppen. Andererseits hat man feststellen können, daß diese politisch interessierten, informierten und aktiven Kernschichten des Publikums selbst am wenigsten dazu neigen, ihre Auffassungen im Ernst zur Diskussion zu stellen. Gerade bei den Trägern des zweistufigen, eben durch diese opinion leader[s] vermittelten Kommunikationsprozesses verfestigt sich eine einmal angenommene Meinung häufig zu habitueller Starre. Auch die öffentlichkeitsfähigen Meinungen gedeihen ohne den Kommunikationsfluß eines räsonierenden Publikums nicht zu einer öffentlichen Meinung.« Ebd., S. 315f.

39 Besonders anschaulich wird dies durch die tabellarische Übersicht in Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 89.

40 Die Implikationen dieser Tatsache erläutern neuere literaturwissenschaftliche Untersuchungen seiner Öffentlichkeitstheorie kritisch. Vgl. Gesa Frömming u. Georg Stanitzek: Öffentlichkeit – Veröffentlichen – Öffentlichkeit Herstellen: Einleitung, in: Sprache und Literatur 49/1 (2020), S. 1–14, hier S. 2 u. passim.

3 Sozialgeschichte gelehrter Praktiken In der Bibliothek: *Anton Reiser*

In der aktuellen literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung ist eine minimalistische Bestimmung des (der) Gelehrten wegweisend. Sie schwächt die Emphase für die Figur des Bürgers ab, wie sie in der Sozialgeschichte der Literatur Bielefelder Prägung kultiviert wurde.⁴¹ Gleichzeitig korrigiert sie das Bild des Gelehrten als Prototyp des agilen Netzwerkers und Agenten einer frühen »Netzwerkgesellschaft« (Manuel Castells).⁴² Während schließlich in weiten Teilen der Aufklärungsforschung ein an Institutionen orientierter Begriff des Gelehrten die Analysen bestimmt,⁴³ erinnert die minimalistische Perspektivierung an

- 41 Vgl. Peter Lundgreen (Hg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997), Göttingen 2000; Bettina Hitzer u. Thomas Welskopp (Hg.): Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen, Bielefeld 2010. Die Ergebnisse des Forschungsparadigmas »Aufklärung und Bürgerlichkeit« führt zusammen: Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit.
- 42 Vgl. Erdmut Jost: Einführung: Das 18. Jahrhundert als Formierungsphase der Netzwerkgesellschaft, in: Jost u. Fulda (Hg.): Briefwechsel, S. 7–14, hier S. 8. Diese Ansicht wird dadurch unterstützt, dass die Apologeten der Netzwerkkultur, wie sie die Managementliteratur der 1990er Jahre propagierte, als Vorbild für den neuen Typus des »Intuitivmanagers« den Künstler und den Gelehrten heranziehen. Vgl. Luc Boltanski u. Ève Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus. Aus dem Französischen von Michael Tillmann, mit einem Vorwort von Franz Schultheis, Konstanz 2006 [Orig. 1999], S. 158–164. In diesen Zusammenhang passt schließlich, dass Erich Trunz bereits in einem Aufsatz aus dem Jahr 1931 die Netzmetapher bemühte, um der horizontalen Integration der humanistischen Gelehrtenschicht ein Bild zu geben. Vgl. Erich Trunz: Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 21/1 (1931), S. 17–53, hier S. 44.
- 43 Ausführungen über Gelehrtenkorrespondenzen setzen beispielsweise den Gelehrten unumwunden mit dem Hochschullehrer gleich. Vgl. Detlef Döring: Gelehrtenkorrespondenzen, in: Ulrich Rasche (Hg.): Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven, Wiesbaden 2011, S. 315–340, hier S. 316. Diese Verengung ist sicher nicht allein mit dem Publikationsort des zitierten Aufsatzes zu erklären, würde doch die Frage nach frühneuzeitlicher Universitätsgeschichte den Einschluss der Studenten als Gelehrte erlauben. Vgl. hierzu Martin Mulsows Projekt

die einfache Definition des Gelehrten als Lateinkundigen (*literatorus*). Damit werden die Bedingungen der Vermittlung von Lateinkenntnissen zum Ausgangspunkt einer neuen Sozialgeschichte der Literatur erklärt.⁴⁴

Diese Definition betrifft Patronage als Arbeitsbeziehung ganz wesentlich: Da die frühneuzeitlichen Universitäten weder bei der Aufnahme noch beim Abgang standardisierte Prüfungen und Zeugnisse im modernen Sinn kennen, gibt ein freier Bildungsmarkt die Regeln bei der Vermittlung von (Latein-)Kenntnissen vor.⁴⁵ Dieser Bildungsmarkt oder »Markt für Kulturtechniken«⁴⁶ wird durch Patronage aufrechterhalten. Kenntnisse und Fertigkeiten bietet man häufig als Gefälligkeit und im Austausch gegen andere Kenntnisse an:

Der Unterricht wird oft vergütet, nach Tarif oder nach Vereinbarung; sehr oft ist er auch – mehr oder weniger – umsonst. Zwischen den beiden Polen »entgeltlich vs. unentgeltlich« breiten die sozialen Spielregeln der Reziprozität, die Erwartungen und Empfindungen

einer »Aufklärungsforschung »von unten« in: Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus, studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740–1745, Göttingen 2007, S. 7.

44 Vgl. zur dreifachen Bestimmung des Gelehrten (Lateinkundiger, Autor, Angehöriger der Universität) Bosse: Bildungsrevolution, S. 312–314 [Kapitel: Die gelehrte Republik], sowie Ders.: Berufsprobleme der Akademiker im Werk von J.M.R. Lenz, in: Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen ...« Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz, Stuttgart u. Weimar 1994, S. 38–51, hier S. 49. Bosses Herangehensweise an die Erforschung gelehrter Praktiken im langen 18. Jahrhundert unterscheidet sich von Ansätzen, die im Band *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit* dokumentiert werden. (Helmut Zedelmaier u. Martin Mulrow [Hg.]: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2001.) Während hier mit »Lesen, Kompilieren«, »Edieren, Rekonstruieren, Unterrichten«, »Kommunizieren, Repräsentieren« und »Zensieren, Kompromittieren« Praktiken im Zentrum stehen, die den (Arbeits-)Alltag von Menschen bestimmen, die bereits über basale Fertigkeiten der Textaneignung verfügen, fragt Bosse in erster Linie nach der Vermittlung elementarer Kulturtechniken. Beispielsweise hat Schreiben als diejenige Kulturtechnik, deren Erforschung den Beginn von Bosses Beschäftigung mit den Kulturtechniken markiert (»Die Schüler müssen selbst schreiben lernen«), im genannten Band keinen eigenen Beitrag. Zentral für Bosse ist das *Erlernen* der Praktiken.

45 Vgl. Bosse: Bildungsrevolution, insb. S. 15–46 [Kapitel: Der Lehr- und Lernmarkt des Ancien Régime].

46 Ebd., S. 15.

der Beteiligten ein Beziehungsnetz aus, das, wenn man es ökonomisch bezeichnen will, am ehesten eine Ökonomie der Gefälligkeiten darstellt.⁴⁷

Wo Freundschaft, Patronage und geselliges Lernen aufhören und wo die Arbeitsbeziehung beginnt, lässt sich nur schwer entscheiden.

Heinrich Bosses Einsatz für eine sozialtheoretische Neubewertung des Gelehrtenstandes ist als Kommentar zu unausgesprochenen Vorannahmen sozialhistorischer Forschung zu lesen, die Fragen sozialer Ungleichheit und Subalternität bevorzugt anhand des Gesindes untersucht.⁴⁸ Bosse hingegen findet den ökonomischen Mangel und den daraus erwachsenden gesellschaftlichen Veränderungswillen bei den Gelehrten vor, denen das Amt, mithin die berufliche Perspektive fehlt. Weit davon entfernt, beruhigte Existenzen zu sein, sind diese Gelehrten hochgradig mobil: in der Regel auf Stellensuche, auf Reisen und wenn überhaupt, dann »prekär«⁴⁹ beschäftigt. Standesprivilegien und ökonomischen Mangel denkt Bosse zusammen. Die Akteurinnen und Akteure ziehen symbolisches Kapital heran und setzen es ein, um fehlendes Vermögen zu kompensieren. Bosses Interesse an der Geschichte gelehrter

47 Ebd., S. 16. In Johann Martin Millers Roman *Siegwart* wird ein solcher Tausch folgendermaßen beschrieben: »Da sie [Therese, die Schwester des Helden, N.G.] ein paar Jahr' als Kostgängerinn in einem Nonnenkloster lebte, vermißte er sie sehr und schrieb ihr, sobald er schreiben konnte, einen Brief zu. Nach ihrer Zurückkunft aus dem Kloster wollte sie ihn das Klavierspielen lehren; Anfangs hatte er grosse Lust, und war eifrig drauf; aber bald ließ er wieder nach, denn das Notenlernen war ihm viel zu langweilig. Er hingegen mußte ihr Phädri Fabeln und Terenz Komödien übersetzen, weil sie in den Zwischenstunden und an den langen Winterabenden gar zu gern ein gutes Buch las, und doch keines, oder wenige, hatte. Nachher kriegte sie von einem Preußischen Officier, der, im Burgauischen als Kriegsgefangener lag, mehrere gute, deutsche Bücher zu lesen.« Ders.: *Siegwart. Eine Klostersgeschichte*, S. 116.

48 Gotthardt Frühsorge, Rainer Gruenter u. Beatrix Freifrau Wolff Metternich (Hg.): *Gesinde im 18. Jahrhundert*, Hamburg 1995; Sarah C. Maza: *Servants and Masters in Eighteenth-Century France. The Uses of Loyalty*, Princeton/NJ 1983.

49 Ich verwende an dieser Stelle ganz bewusst einen Begriff, der auch in aktuellen Debatten zur Lage der Doktorandinnen (Doktoranden) und Postdoktorandinnen (Postdoktoranden) an deutschen Universitäten auftaucht. Vgl. Mark-Georg Dehrmann u. Albrecht Hausmann (Hg.): *Prekär. Berichte, Positionen und Konzepte zur Lage des germanistischen »Mittelbaus«*, Göttingen 2018.

Praktiken ist damit politisch engagiert. Ohne einer exklusiven, elitären Einkapselung der Gelehrten das Wort reden zu wollen, fragt er nach der sozialen Reproduktion von Ungleichheit.

Bosses Thesen zur Vermittlung von Kulturtechniken als Gabentausch⁵⁰ werden durch Forschungen zum »Haus« in der Geschichte Europas bestätigt. So zeigt die Frühneuzeithistorikerin Elizabeth Harding in ihrem Buch *Der Gelehrte im Haus*, dass die Häuser der Professoren als Zentren akademischen Lebens angesehen, häufig sogar wirtschaftlich genutzt wurden.⁵¹ Die vergleichsweise hohe Anzahl kleiner Stuben in Professorenhäusern begünstigt die Unterbringung von Studenten und zeigt, dass dieser Zweck bereits in der Konzeption der Häuser berücksichtigt wurde.⁵² Es gibt Tischgemeinschaften. Die Türen der Häuser stehen buchstäblich offen.⁵³ Harding spricht sehr treffend von einer »gestuften Zugänglichkeit«⁵⁴ innerhalb der Häuser, die es erlaube, den sozialen Rang der Besucherin und des Besuchers an den freien bzw. verwehrten Zugang zu bestimmten Räumen zu koppeln. In diesem Zusammenhang hat der Zutritt zu der Bibliothek eine eigene Geschichte.

In der sozialen Ordnung der Patronage hat die Bibliothek einen festen Platz, ist es doch die Büchersammlung der Gönnerinnen und Gönner, deren Nutzung man angehenden Akademikern empfiehlt. So hält etwa

50 Zu diesen Kulturtechniken zählen neben den basalen wie Lesen und Schreiben die Kunst, ein Gespräch zu führen, in der Gesellschaft Kritik zu üben sowie – wie ich noch näher ausführen werde – der Umgang mit Büchern.

51 Elizabeth Harding: *Der Gelehrte im Haus. Ehe, Familie und Haushalt in der Standeskultur der frühneuzeitlichen Universität Helmstedt*, Wiesbaden 2014, S. 81–164. Für eine umfassende Kontextualisierung dieser Überlegungen in der Sozialgeschichte des Hauses vgl. Joachim Eibach u. Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin 2015.

52 Vgl. Harding: *Der Gelehrte im Haus*, S. 98f. »Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass einige Professoren ihren Unterhalt zudem durch die Aufnahme von Studenten bestritten.« Ebd., S. 44.

53 Vgl. ebd., S. 112.

54 Ebd., S. 110. Insbesondere zu den Bibliotheken ebd., S. 104–108. Vgl. hierzu auch den kurzen Abriss in Jill Bepler: *Early Modern German Libraries and Collections*, in: Max Reinhart (Hg.): *Early Modern German Literature 1350–1700*, Rochester/NY u.a. 2007, S. 699–735, hier S. 707–709, sowie Detlef Döring: *Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken des 18. Jahrhunderts als Faktoren des wissenschaftlichen Lebens*, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 13 (2004), S. 39–79, hier S. 39–42 [über den Zugang zu den Privatbibliotheken].

Siegmund Jacob Apin in *Vernünftiges Studenten Leben* von 1726 fest: »Es ist auch einem Studioso die Besuchung der Bibliotheken nützlich und nöthig, zumahl wo er Gelegenheit hat entweder die privat Bibliothek eines Patrons oder die Publicam (a) zu frequentieren.«⁵⁵ Die Erwähnung der regelmäßigen Öffnung der Bibliotheken als Wunsch und Erwartung an die Universitäten macht deutlich, dass die Universitätsbibliothek noch keine gleichwertige Alternative zu den Privatbibliotheken bot.⁵⁶ Die gemeinsame Nennung beider Bibliotheksformen bestätigt Ergebnisse der historischen Bibliotheksforschung, die die Bedeutung der Verbindung privater Sammlungen und Infrastrukturen mit neuen öffentlichen Netzwerken hervorheben.⁵⁷

55 [Siegmund Jacob Apin]: *Vernünftiges Studenten Leben*, welches zeigt, Was sowol ein *candidatus Academiae*, als auch ein würcklicher *studiosus*, bey dem Anfang, Fortgang und Ende seiner *Academischen* Jahre zu thun und zu lassen hat, Jena 1726, S. 155f. Hervorhebungen im Original: Antiqua. Der Hinweis auf Förderung durch Bibliothekszugang findet sich auch bei Barner: *Barockrhetorik*, S. 199. Auch bei Anna Louisa Karsch sind Einladungen in das Haus eines Gönners häufig mit der Erlaubnis verbunden, sich Bücher auszuleihen oder die Wohnung als ruhigen Lesesaal zu nutzen. Vgl. Lebensbericht von Anna Louisa Karsch, S. 352f. u. 360.

56 Für einen Überblick über die Geschichte der europäischen Universitätsbibliotheken vgl. Hilde de Ridder-Symoens: *Organisation und Ausstattung*, in: Walter Rüegg (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 2: *Von der Reformation bis zur Französischen Revolution 1500–1800*, München 1996, S. 139–179, hier S. 169–176. Insbesondere zur »gegenseitigen Bezugnahme von privaten und öffentlichen Bibliotheken« vgl. Döring: *Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken*, S. 48 u. passim. Döring verweist in diesem Zusammenhang u.a. auf den Eintrag »Bücher-Vorrath, Bibliothek« in Zedlers *Universal-Lexicon*, in dem die Unterscheidung zwischen privaten und öffentlichen Bibliotheken dahingehend reflektiert wird, dass nicht die Gründung und Finanzierung »auf gemeine Unkosten« Einrichtungen als »öffentliche« klassifiziert, sondern die Tatsache, dass sie »dem gemeinen Gebrauch offen stehen«. Diese Überlegungen münden in folgendem Appell an den Gelehrtenstand: »Aller Überfluß wird zur Sünde, wenn er nicht angewendet wird, und jeder hat einen besondern Beruf seinen Stand vor andern zu befördern, dahero muß ein Gelehrter dahin trachten, wie er denen Gelehrten nützlich werde. Da thut er nun freylich am besten, daß er nicht nur vor sich, sondern auch vor andre Bücher samlet, und dieselbige dem öffentlichen Nutzen wiedmet.« Artikel »Bücher-Vorrath, Bibliothek«, in: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal Lexikon*, Bd. 4 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1733], Graz 1961, Sp. 1803–1838d, hier Sp. 1838c.

57 Vgl. Wijnand W. Mijndhardt: *From Private to Public: Bookseller Records and*

In den *Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schicket* hebt Christian Fürchtegott Gellert auf die qualitative Differenz im Umgang mit Büchern ab, die ein gestuftes Bildungsmodell erkennen lässt. Der »genauere Zutritt zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit belesnen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch«⁵⁸ gehören insgesamt einer intermediären Sphäre an, die er als höherwertig gegenüber der begrenzten Welt der Akademie ansieht. Gellert spricht hier von »den Grenzen der Akademie«,⁵⁹ die es zu überschreiten gelte – und zwar durch das Kennenlernen der »besten Werke« im Medium der Gelehrtenbibliothek. Vollendet wiederum ist der Bildungsgang des idealisierten Sohnes dann, wenn er auch diese Sphäre zugunsten »der großen Welt« verlässt, in der mehr verlangt wird als die bloße »Kenntnis der Bücher«.⁶⁰ Die Nutzung der Gelehrtenbibliothek ist verknüpft mit einer Reihe weiterer Praktiken, die das akademische Leben einüben lassen. Dazu gehören der sukzessive Aufbau einer eigenen Sammlung,⁶¹ der gesellige Austausch über die Lektüren und eine Diätetik des Lesens, die sich an den Routinen monastischen Lebens orientiert.⁶²

Die Aufnahme und Umsetzung solcher Empfehlungen in individuellen Bildungsgeschichten ist als Untersuchungsgegenstand aus zwei Gründen schwierig: Die literaturwissenschaftliche Bibliotheks-

the Changing Perspectives on the Library 1650–1850, in: Hans Erich Bödeker u. Anne Saada (Hg.): *Bibliothek als Archiv*, Göttingen 2007, S. 259–280, hier S. 272. Mijnhardt vertritt zwar die These eines niederländischen Sonderwegs, wonach in der niederländischen literarischen Kultur im Vergleich mit den übrigen westeuropäischen Ländern Privatsammler ungewöhnlich lang (bis weit ins 19. Jahrhundert hinein) strukturbestimmend agierten – und doch lassen sich seine Forschungsfragen bezüglich der Verkettung unterschiedlicher Bibliotheksformen gut auf die deutsche literarische Kultur übertragen. Vgl. Wolfgang Harms: *Das Buch im Sammlungszusammenhang*, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 33 (2000), S. 50–58, hier S. 50f.

58 Vgl. [Christian Fürchtegott] Gellerts *Abhandlungen und Reden* (= Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. Siebender Theil.), Carlsruhe 1774, S. 253. Dass auch pädagogische Anleitungen und Traktate die Zugänglichkeit der Privatbibliotheken forderten, hebt Detlef Döring hervor. Vgl. Ders.: *Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken*, S. 42.

59 Gellerts *Abhandlungen und Reden*, S. 253.

60 Vgl. ebd.

61 »Ich setze Dir jährlich etwas Gewisses zu Büchern aus. Es soll Dir überlassen seyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben.« Ebd., S. 252.

62 Vgl. ebd., S. 238.

forschung behandelt die Frage der Nutzung und des Umgangs mit Bibliotheken eher am Rande, denn sie adressiert in erster Linie Probleme der Bestandserfassung und -zusammensetzung.⁶³ Bibliotheksnutzung wird entweder mit Lektüre gleichgesetzt oder als Element einer Geschichte der Ordnungssysteme verhandelt.⁶⁴ Die in sozialer Hinsicht vielschichtige Dimension des Umgangs mit einer Bibliothek und hierarchische Aspekte könnten mithilfe von Selbstzeugnissen untersucht werden.⁶⁵ Doch daran zeigt sich die zweite Schwierigkeit: Während die Empfehlungen an junge Studenten die Bedeutung des Zugangs zu einer Gelehrtenbibliothek hervorheben und zum unverzichtbaren Bestandteil einer gelungenen Bildungsgeschichte erklären, wird dieses Thema in vielen Selbstzeugnissen entweder ausgespart

63 Vgl. Wolfgang Adam: Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Fortschrittsbericht (1975–1988), in: IASL 15/1 (1990), S. 123–206. Instrukтив ist insbesondere der Hinweis auf die französische Bibliotheksforschung, in der Ideengeschichte und empirische Bestandsforschung überzeugend verbunden sind. Vgl. ebd., S. 140–145. Erste Vorschläge für die Einbindung der Bibliotheksforschung in die Literatursoziologie finden sich bei Heinz Stolpe: Die Handbibliothek Johann Gottfried Herders – Instrumentarium eines Aufklärers, in: Weimarer Beiträge 12 (1966), S. 1011–1039. Für eine Erweiterung der historischen Bibliotheksforschung um Fragen der Nutzung plädiert auch Döring: Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken, S. 39. Für eine Fallstudie der Bibliotheksnutzung vgl. Yvonne Pietsch: Bettina von Arnim als Nutzerin der Familienbibliothek. Spurensuche einer weiblichen Lese- und Sammel Leidenschaft, in: Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner u. Ulrike Trenkmann (Hg.): Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, Göttingen 2018, S. 50–61.

64 Vgl. Paul Raabe: Tradition und Innovation. Studien und Anmerkungen zur Bibliotheksgeschichte, Frankfurt/M. 2013, S. 129–139 [Kapitel: Bibliotheksgeschichte und historische Leserforschung. Anmerkungen zu einem Forschungsthema], sowie Wolfgang Adam u. Markus Fauser (Hg.) in Zusammenarbeit mit Ute Pott: Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert, Göttingen 2005. Zur Bibliotheksgeschichte als Diskurs- und Mediengeschichte von Ordnungs- und Suchsystemen vgl. einführend Peter Burke: Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Aus dem Englischen von Matthias Wolf, Berlin 2000, S. 114f., sowie Nikolaus Wegmann: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter, Köln, Weimar u. Wien 2000.

65 Eine solche Erweiterung der klassischen Quellengattungen literaturwissenschaftlicher Bibliotheksforschung (>der Versteigerungskatalog, der Bestandskatalog und das Nachlaßinventar<) regt bereits Wolfgang Adam an. Vgl. Ders.: Privatbibliotheken, S. 130 u. 134f.

oder nur kurz erwähnt. Man könnte mithin von der Unsichtbarkeit der Bibliothek in den Bildungsgeschichten sprechen. Häufig erschöpft sich der Hinweis auf die Nutzung der Bibliothek eines Patrons und Förderers in reiner Aufzählung der vorgefundenen Bücher.⁶⁶

Die Bibliothek bleibt eigentümlich körperlos. Während in den Selbstzeugnissen geförderter Schüler und Studenten Beschreibungen von Bibliotheksräumen mitunter fehlen, weil die Patrone sie außer Haus mit einzelnen Büchern beschenken, vermutet die Bibliotheksforschung, dass solche Beschreibungen von Bibliotheken als repräsentative oder gesellige Räume allein deshalb selten sind, weil Bücher in der Regel im ganzen Haus verteilt aufgestellt wurden.⁶⁷ Je näher man dem Gegenstand »Gelehrtenbibliothek« kommt, desto mehr zerstreut er sich. Die moderne

66 Vgl. Sammlung von Johann Christian Günthers, aus Schlesien, bis anhero herausgegebenen Gedichten, [...] wie auch bey dieser Dritten Auflage mit des Autoris Leben vermehrt, Breßlau u. Leipzig 1742 [Abschnitt: Leben des Autoris, unpag.]; Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte, Berlin u. Leipzig 1779, S. 123f. In Johann Georg Hamanns *Gedanken über meinen Lebenslauf* kontrastiert dies mit der individuellen, freien Suche nach Büchern, die mit der Hinwendung zu einem einzigen Buch (die Bibel) zum vorläufigen Abschluss kommt. Vgl. Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Erster Theil, Berlin 1821, S. 149–242, hier S. 171 u. 210f.

67 Vgl. Adam: Privatbibliotheken, S. 141 u. 148. Ein wichtiger erster Hinweis zur Frage der Aufstellung der Bücher im Haus lässt sich Leonhard Christoph Sturms architektonischer Anleitung entnehmen, in der einige Räume folgendermaßen aufgelistet werden: »33. Deß Hauß=Herrn Schreib= oder Studier-Stube. 34. Durchgang und besondere Treppe. 35. Deß Hauß=Herrn Bibliothec oder Kammer allerley zu verwahren.« Vollständige Anweisung alle Arten von Bürgerlichen Wohn=Häusern wohl anzugeben [...], Augsburg 1715, unpag. [Abschnitt: Erklärung unterschiedlicher Beyspiele zur Anwendung und Ausübung vorangeführter Reguln] Wichtig ist mir der fehlende repräsentative Anspruch, der darin zum Ausdruck kommt, dass die Bibliothek mit der »Kammer allerley zu verwahren« parallelisiert wird. Der Wandel zur repräsentativen Darbietung von Büchern lässt sich Goethes Autobiografie entnehmen. Aber auch hier wird die »Väterliche Bibliothek« verteilt aufgestellt und konkurriert mit der Gemäldesammlung. Vgl. WA 26, S. 38–40. Für Hinweise auf den Raum der Bibliothek vgl. auch Ivonne Rohmann: Aspekte der Erschließung und Rekonstruktion nachgelassener Privatbibliotheken am Beispiel der Büchersammlungen Herders, Wielands, Schillers und Goethes, in: Michael Knoche (Hg.): *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, Wiesbaden 2015 (= *Bibliothek und Wissenschaft* 48), S. 17–59, hier S. 31 [zu Wieland], 37f. [zu Schillers Umgang mit Buchbesitz] u. 44 [zu Goethes Bibliothek als schlicht und sparsam gestaltetes Arbeitsinstrument ohne repräsentativen Anspruch].

Vorstellung einer »ganzen Bibliothek«, bildungsbürgerlich idealisiert und in verdichteter Form symbolisiert in der Vorstellung des »väterlichen Bücherschranks«,⁶⁸ bricht sich an der auf mehrere Räume verteilten Sammlung. Angesichts der Unsichtbarkeit der Bibliothek in Lebensgeschichten stellt Moritz' *Anton Reiser* (1785–1790) eine Ausnahme dar. Hier sind Bibliotheksräume ungewöhnlich präsent.

Die Bedeutung des *Anton Reiser* für die Sozialgeschichte der Bildung im 18. Jahrhundert ist sehr gut belegt. Während dieses Buch lange Zeit in der Tradition der deutschsprachigen Bildungsromane als »ein negativer Bildungsroman«⁶⁹ gelesen wurde, widmet sich Eva Blome jenen Besonderheiten des Textes, die Lektürevorgaben des Bildungsromans für gewöhnlich verdecken.⁷⁰ Hierzu gehört die Aufmerksamkeit, die *Anton Reiser* der affektiven und ideellen Welt seiner Herkunft widmet. Diese bleibt im Roman stets präsent. Die intellektuelle Auseinandersetzung mit dieser Welt und das emotionale Wiedererleben kindlichen Leidens führen keine Ablösung herbei. *Anton Reiser* bleibt seiner Leidensgeschichte treu, indem er sie auf jeder weiteren Stufe seines Lebenslaufs erneut in Erinnerung ruft und damit das Leiden wachhält.

Literaturwissenschaftliche Lektüren haben *Anton Reisers* Bindung an vergangene Erfahrungen oft für die monotone Grundstruktur des Romans verantwortlich gemacht. Mit Verweis auf das von Moritz initiierte *Magazin für Erfahrungsseelenkunde*⁷¹ wurde *Anton Reiser* als Seelenkranker und seine Lebensgeschichte als Pathogenese gelesen. Neuere literatursoziologische Ansätze korrigieren diese Lektüren, indem sie Verhaltensweisen, die *Anton Reiser* an sich selbst beobachtet und als defizitär kennzeichnet, mit seiner sozialen Herkunft in Verbindung bringen. Die Feststellung von »Ich-Schwäche« ergänzen sie um Beschreibungen von »Bildungsverweigerung« und »Selbstsabotage«.⁷²

68 Vgl. Aleida Assmann: Der väterliche Bücherschrank – Über Vergangenheit und Zukunft der Bildung, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 50/1 (2004), S. 5–20.

69 Vgl. Thomas Weitin: Tagebuch und Personalausweis. Zur Codierung von Individualität im »*Anton Reiser*«, in: *ZfdPh* 125/4 (2006), S. 481–498, hier S. 481.

70 Eva Blome: Zerstückte Laufbahn. Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, in: *IASL* 41/2 (2016), S. 271–289.

71 Vgl. Karl Philipp Moritz: Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenkunde, in: *Deutsches Museum* 1 (1782), S. 485–503.

72 Blome: Zerstückte Laufbahn, S. 275. Der Begriff der Selbstsabotage – mit Didier Eribon: »Selbstexklusion und Selbsteliminierung« (vgl. Ders.: Rückkehr

Schwäche wird um das widerständige Moment der »Undienlichkeit«⁷³ bereichert.

Während viele Lektüren das soziale Unglück Anton Reisers mit seiner Herkunft und damit »den beschränkten Verhältnissen seines einfältigen pietistischen Elternhauses«⁷⁴ in Verbindung bringen, bleiben im Vergleich dazu die proto-soziologischen Beobachtungen zu den Verhältnissen in den Gelehrtenhäusern weitgehend unkommentiert. Anton Reiser denkt und fühlt als das ungeliebte Kind eines achtlosen Vaters, zugleich aber auch als schüchterner »Famulus« eines Schuldirektors, in dessen Haus er lebt. Hier ist er der ständigen Beobachtung durch den Patron ausgesetzt und muss verschiedene Dienste im und außer Haus leisten:

– er mußte ihm seine Bibliothek in Ordnung bringen helfen; wenn er denn zuweilen so dicht bei ihm stand, indem er ihm Bücher zureichte, daß er seinen Athem hören konnte, so fühlte er oft einige anschließende Kraft in sich – aber in dem folgenden Augenblick war die Schüchternheit und Verlegenheit wieder da – Demohngeachtet liebte er den Rektor – und sein mit romanhaften Ideen angefüllter Kopf ließ ihn manchmal den Wunsch thun, daß er doch mit dem Rektor auf irgend eine unbewohnte Insel versetzt werden möchte, wo sie durch das Schicksal gleich gemacht, auf einen freundschaftlichen und vertrauten Fuß umgehen könnten.

Der Rektor that alles, um Reiser Muth und Zutrauen einzuflößen; er ließ ihn verschiednemal mit sich allein an seinem Tische speisen, und unterredete sich mit ihm – Reiser hatte damals schon Schriftstellerprojekte: er wollte die alte *Acerra Philologica* in einen bessern Stil bringen, und der Rektor war so gütig, ihn zu ermuntern, daß er immer dergleichen Projekte für die Zukunft nähren, und sich mit dergleichen Ausarbeitungen beschäftigen solle.

nach Reims. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn, 3. Aufl., Berlin 2016 [Orig. 2009], S. 44) – verbindet neuere Lektüren zu *Anton Reiser* mit Autosozio biografien der Gegenwart. Vgl. Eva Blome: Rückkehr zur Herkunft. Autosozio biografien erzählen von der Klassengesellschaft, in: DVjs 94/4 (2020), S. 541–571.

73 Iris Därmann: Undienlichkeit. Gewaltgeschichte und politische Philosophie, Berlin 2020.

74 Weitin: Tagebuch und Personalausweis, S. 481.

Wenn nun Reiser über so etwas mit dem Rektor sprach, so fehlte es ihm immer an den rechten Ausdrücken, deren er sich bedienen sollte, welches seine Perioden sehr unterbrochen machte. – Denn er schwieg lieber, ehe er das unrechte Wort zu dem Gedanken wählte, den er ausdrücken wollte. – Der Rektor half ihm dann mit vieler Nachsicht zurecht – Er ließ ihn auch zuweilen des Abends zu sich auf die Stube kommen, und sich von ihm vorlesen. –⁷⁵

In *Anton Reiser* ist die Bibliothek ein Ort, an dem der Famulus schüchtern und verunsichert Anweisungen des Rektors entgegennimmt. In der Bibliothek wird nicht gesprochen; allenfalls sind es Zurechtweisungen des Rektors und Patrons, die Anton Reiser aus seinen Tagträumen reißen. Überhaupt zeigt sich letzterer im haptischen Umgang mit Büchern als höchst ungeschickt: Beauftragt mit dem Aufschneiden gehefteter Bücher, macht er »mit dem Federmesser tiefe Einschnitte in die Blätter [...], wodurch ein paar Bücher fast ganz verdorben wurden.«⁷⁶ Der Unfall beim Aufschneiden der Blätter erinnert Anton Reiser an eine frühere Ungeschicklichkeit, die ihm – so die vernichtende Selbst- und Fremdwahrnehmung – die Verachtung seines Patrons einbringt: »und da er aus des Cicero Buche von den Pflichten etwas aus dem lateinischen ins deutsche übersetzen sollte, so fügte es sich daß er in dem Exemplar, das ihm der Direktor gab, unglücklicherweise ein Blatt mit solcher Ungeschicklichkeit umschlug, daß er es beinahe zerrissen hätte.«⁷⁷

Die »gestufte Zugänglichkeit«, von der Elizabeth Harding in *Der Gelehrte im Haus* schreibt, zeigt sich in *Anton Reiser* von ihrer negativen Seite: (I.) Der Famulus verliert mit der Zeit seinen privilegierten Platz innerhalb des Hauses, und der ihm zugewiesene Raum verwahrlost. Zu Beginn erzwungener Intimität ausgesetzt – in der Bibliothek, am Tisch,

75 Moritz: *Anton Reiser*, S. 161f. Zur Arbeit von Kindern in der Bibliothek vgl. Gabriele Crusius: *Aufklärung und Bibliophilie. Der Hannoveraner Sammler Georg Friedrich Brandes und seine Bibliothek*, Heidelberg 2008, S. 49. Zur Frage der Tischgespräche in der Wissenschafts- und Bildungsgeschichte vgl. Martin Mulsow: *Von der Tischgesellschaft zum Oberseminar. Zur historischen Anthropologie mündlicher Wissenschaftskommunikation*, in: Ders.: *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart u. Weimar 2007, S. 121–142.

76 Moritz: *Anton Reiser*, S. 162.

77 Ebd., S. 159.

im Schlafzimmer des Patrons –, wird er nun Zeuge, wie andere Schüler und Studenten aufgenommen werden und die Position zuhörender Zöglinge einnehmen. Er wird insgesamt mehr und mehr zum Beobachter eines gelehrten Alltags. Anton Reiser beobachtet die Privatstunden, die der Rektor in seinem Haus gibt. Er überbringt Nachrichten an dessen Studenten. Zum Schluss ist er in seinen eigenen Augen vom Gesinde nicht mehr zu unterscheiden. (2.) Das gemeinsame Wohnen mit dem Patron und die Nähe zu ihm bewirken, dass sich Anton Reiser verachtet fühlt. Er entfremdet sich von seinen Mitschülern und verwahrlost äußerlich so sehr, dass der Patron ihn des Hauses verweist.⁷⁸

In einer Hinsicht jedoch bleibt Anton Reisers Bildungsgeschichte auf die Nutzung der Bibliothek eines Patrons bezogen. Während sich der gemeinsame Aufenthalt in der Bibliothek in einigen wenigen Handreichungen erschöpft und nicht die geringste intellektuelle Spannung erkennen lässt, nutzt der Famulus eine längere Abwesenheit des Patrons, um eigenmächtig in die Bibliothek einzudringen und sich zu bedienen:

Da es Sommer wurde verreite der Rektor auf einige wenige Wochen, und er blieb nun während der Zeit allein in dessen Hause zurück, wo er die Zeit zu Hause ziemlich vergnügt zubrachte, indem er sich aus der Bibliothek des Rektors einiger Bücher zum Lesen bediente, und unter andern auf Moses Mendelsohns Schriften, und die Litteraturbriefe verfiel, woraus er sich damals zuerst Exzerpte machte. – Insbesondere zog er sich alles aus, was das Theater angie, denn diese Idee war jetzt schon die herrschende in seinem Kopfe, und gleichsam schon der Keim zu allen seinen künftigen Wiederwrtigkeiten.⁷⁹

Anton Reisers Sommeraufenthalt in der Bibliothek seines Patrons bleibt die Ausnahme in einer Geschichte, in der die Verbindung von Lektüre und Bibliotheksnutzung in der Regel fehlt. (Als paradigmatisch für Anton Reisers Leseverhalten wird vielmehr die »Lektüre in freier Landschaft«⁸⁰ angesehen.) Bücher erreichen das wissbegierige Kind

78 Vgl. ebd., S. 171–182.

79 Ebd., S. 167.

80 Thomas Koebner: Lektüre in freier Landschaft. Zur Theorie des Leseverhaltens im 18. Jahrhundert, in: Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium

meist zufällig. Dort aber, wo der Gang in die Bibliothek beschrieben wird, erscheint diese als dunkle Klausur, die Anton Reiser verstummen lässt.⁸¹

Der Nachvollzug der Bildungsgeschichte Anton Reisers anhand der im Roman erwähnten Bücher hat sich – mit Gewinn – den Inhalten der Bücher und der »überraschenden Vielfalt von Lektüreerlebnissen«⁸² gewidmet: »Was genau liest der Knabe? Erwartungsgemäß sind es zunächst die Bücher, die sich im [Eltern-]Haus befinden oder die er geschenkt bekommt.«⁸³ Im Fall von Anton Reiser sind die Bücher im Haus verstreut und bilden keine Ganzheit.⁸⁴ Die zufälligen Buchgeschenke und Funde bedingen »zufällige Lektüre[n]«.⁸⁵

Die Sozialgeschichte der Bibliothek und des Bibliothekszugangs steht nicht immer im Einklang mit der Geschichte des Lesens: Die ambivalente Bildungsgeschichte Anton Reisers lässt sich dahingehend ergänzen, dass seine »Initiation in die Bücherwelt«⁸⁶ ohne die Initiation in die Bibliothek – im idealen Sinne Gellerts – stattfindet. Der Roman

der Arbeitsstelle Achtzehntes Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal, Heidelberg 1977, S. 40–57, hier S. 54–56.

81 Vgl. Moritz: Anton Reiser, S. 42f. Gleichzeitig ist *Anton Reiser* ein Roman, der mit dem adligen Bücherenthusiasten Herr von F. eine Figur einführt, die das Haus mit Hilfe der Bibliothek und durch erzwungene Lektüre (der Schriften Madame Guyons) regiert. Vgl. ebd., S. 11f. Die Reisen zu Herrn F. nach Pyrmont, die Anton Reisers Vater unternimmt, lassen sich mithin im Kontext der im 18. Jahrhundert üblichen Bibliotheksreisen lesen. Vgl. Moritz: Anton Reiser, S. 13. Zur Geschichte der Bibliotheksreise vgl. Peter Jörg Becker: Bibliotheksreisen in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 21 (1980), Sp. 1361–1534.

82 Ursula Renner: Vom Lesen erzählen. Anton Reisers Initiation in die Bücherwelt, in: Roland Borgards u. Johannes Friedrich Lehmann (Hg.): Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse, Würzburg 2002, S. 131–160, hier S. 140.

83 Ebd., S. 149.

84 Zum Ideal der »ganzen Bibliothek« vgl. Assmann: Der väterliche Bücherschrank, S. 7: »Erst nach dem Tode meiner Eltern, als das Erbe unter den Geschwistern aufgeteilt werden musste, stellten wir mit einiger Verblüffung fest, dass dieser früher nicht weiter auffällige Bücherschrank etwas Sakrosanktes an sich hatte. Wir kamen spontan überein, diesen Bücherbestand nicht anzutasten: Er blieb als geschlossene Sammlung in seinem Behälter und befindet sich heute an einem gemeinsam zugänglichen Familien-Ort.«

85 Vgl. Renner: Vom Lesen erzählen, S. 149.

86 Ebd., S. 131.

archiviert eine Reihe von gelehrten Praktiken und Kulturtechniken, die sich Anton Reiser gerade nicht aneignet.

4 Zueignen und Subskribieren

Ich hatte von meiner Mutter eine Horaz-Ausgabe geerbt; da stand hinten ganz ausführlich, wie einzelne Leute – vom sächsischen Herzog bis [zu] irgendwelchen Studienräten – die Ausgabe subskribiert haben. So habe ich dann gesagt: Wir müssen die Hölderlin-Ausgabe zur Subskription stellen. Damals bin ich noch selber zu Buchhandlungen und Barsortimenten gefahren, um unser Projekt vorzustellen. Als ich zu Herrn Lindemann bei Koch-Neff in Stuttgart kam, da lachte er und sagte: Herr Wolff, die Subskription ist ein buchhändlerisches Mittel aus dem 18. Jahrhundert!⁸⁷

In der anglistischen Literaturwissenschaft gibt es eine Reihe von Studien, die die Geschichte literarischer Öffentlichkeiten anhand literarischer Patronage (*literary patronage*) erzählen. Einschlägig ist Dustin Griffins Buch *Literary Patronage in England, 1650–1800*, das sich der Frage nach den strukturellen Bedingungen und historischen Vorformen öffentlicher Kulturförderung als Patronage respektive Mäzenat widmet.⁸⁸ Es entwirft mit der Untersuchung von gedruckten Widmungen

87 [KD Wolff u. Roland Reuß]: Gespräch über die Anfänge der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, Wolfram Groddeck und die politisch-kulturellen Bedingungen für historisch-kritische Ausgaben. KD Wolff (Frankfurt am Main) und Roland Reuß (Heidelberg), in: Felix Christen, Thomas Forrer, Martin Stingelin u. Hubert Thüning (Hg.): *Der Witz der Philologie. Rhetorik – Poetik – Edition*, Frankfurt/M. u. Basel 2014, S. 354–371, hier S. 362 f.

88 Vgl. Griffin: *Literary Patronage*, im Anschluss an Paul J. Korshin: *Types of Eighteenth-Century Literary Patronage*, in: *Eighteenth Century Studies* 7/4 (1974), S. 453–473; Griffins Ergebnisse aufgreifend Frank Felsenstein: *Ann Yearsley and the Politics of Patronage. The Thorp Arch Archive: Part I*, in: *Tulsa Studies in Women's Literature* 21/2 (2002), S. 347–392, insb. S. 382–384, sowie Kerri Andrews: *Ann Yearsley and Hannah More, Patronage and Poetry: The Story of a Literary Relationship*, London u. Brookfield/VT 2013. Für eine komparatistische Perspektive vgl. Caspar Hirschi: *The Status of Authors in the*

oder Zueignungen⁸⁹ und Subskriptionslisten Problemkonstellationen, die für die Frage nach den Medienpraktiken der Patronage bedeutsam sind.⁹⁰

Nach Griffin ist der Schriftsteller »typically a dependent«,⁹¹ der mit dem Patron eine Tauschbeziehung eingeht. In der einfachsten Konstellation beschenkt der Patron seinen Klienten als Gegenleistung für ein dem Patron zugeeignetes Werk. Eine solche Gegenleistung kann Unterschiedliches umfassen: eine einmalige Geldzahlung, eine mehrjährige Pension, Gastaufenthalte in den Häusern »der Großen« (Griffin findet hierfür die Formulierung »traffic with the great«⁹²), Empfehlungsschreiben, Besprechung und kritische Würdigung des ihm zugeeigneten Werks, große Ämter und kleinere Posten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts kommt die Vermittlung von Subskribentinnen und Subskribenten sowie von Buchhändlern und Verlegern als mögliche Gegenleistung hinzu. Griffin wertet diese Veränderung als eine Art Demokratisierung der Patronage, da nun neben der Aristokratie auch Kaufleute als Patrone in Erscheinung treten können. So zeichnen sich Überschneidungen der Patronage mit den im Entstehen begriffenen neuen Strukturen des Buchhandels und des literarischen Marktes ab. Neue Akteurinnen sind Schriftstellerinnen – nicht selten aus den unteren Ständen der Bäuerinnen und Dienstbotinnen –, denen erst das neue System der Subskription die Veröffentlichung ihrer Werke ermöglicht.

Literary Market. A Comparison of Eighteenth-century England and France, in: Das achtzehnte Jahrhundert 36/2 (2012), S. 190–201.

89 Zur Unterscheidung von »Zueignung« und »Widmung« vgl. Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, 5. Aufl., Frankfurt/M. 2014 [Orig. 1987], S. 115–140, insb. S. 115: »zueignen für die Widmung eines Werks, *widmen* für die Widmung eines Exemplars«. Hervorhebung im Original. Im Folgenden werden die Begriffe »Zueignung« und »Dedikation« für die gedruckte Widmung verwendet.

90 Griffins Buch ist an Samuel Johnsons dreibändiges Werk *The Lives of the English Poets* angelehnt, das ab 1779 erschien und mehrfach neu aufgelegt wurde. Aus Johnsons 52 Porträts destilliert er sechs. Johnson ergänzend, nimmt er mit Mary Leapor und Charlotte Lennox zwei Autorinnen in die Sammlung auf. Anhand der sechs Werkanalysen wird die von Korshin aufgeworfene Frage nach der Notwendigkeit von Patronage für die Künste wieder aufgenommen.

91 Griffin: *Literary Patronage*, S. 224.

92 Ebd.

Die einfache Konstellation der literarischen Patronage, die sich aus der Perspektive des Klienten auf die Formel »Tausche Zueignung gegen Apanage und Geringeres« bringen lässt,⁹³ gewinnt an Komplexität, wenn man sich fragt, ob die Leistung des Klienten tatsächlich nur im Aufsetzen einer Zueignung besteht. Griffins Werkanalysen legen nahe, dass die Kommunikation zwischen Patron und Klient in ihrer Gesamtheit die Arbeit des Klienten ist. Verdeutlichen lässt sich dies anhand von Griffins erstem Fallbeispiel, das von den Zueignungen handelt, die John Dryden seinen Schriften voranstellt.⁹⁴

Aus der langen Reihe der unterschiedlichen aristokratischen Gönner, die Dryden adressiert und die teilweise direkt dem Königshaus entstammen oder einflussreiche Politiker sind, wählt Griffin die Gruppe der jungen Patrone, jene »peers of some literary ability«,⁹⁵ um zu zeigen, inwiefern Drydens Zueignungen die Rolle des Patrons im späten 17. Jahrhundert neu definieren. Diese Neudefinition ist in den Dedikationen der Dramen *All for Love* und *Marriage A-la-Mode* augenfällig: Während Dryden in *Marriage A-la-Mode* auf die ideale Gemeinschaft von Autor und Patron anspielt, in der der Patron wichtigster Gesprächspartner sowie erster Leser und Kritiker ist, bemüht er sich in *All for Love* darum, den Gönner auf die Rolle des bloßen Wohltäters zu verpflichten. Dryden bezweifelt, dass der Gönner in der Lage sei, das ihm zugeeignete Werk angemessen zu beurteilen. Er empfiehlt das Vorbild des Maecenas, der das Schreiben ausschließlich Horaz überlässt. Als abschreckendes Beispiel führt er Nero an, der so vermessen gewesen sei, selbst Anspruch auf Autorschaft zu erheben.⁹⁶

Drydens Zueignungen lassen darauf schließen, dass die aristokratischen Gönner aufgrund ihres kritischen Urteilsvermögens das literarische Feld auch als schreibende Konkurrenten ihrer Klienten beherrschen. Im ausgehenden 17. Jahrhundert gelten sie als die eigentlichen Kenner englischer Literaturgeschichte und können sich mitunter der Entdeckung großer Autoren rühmen: John Wilmot, Earl of Rochester,

93 Vgl. Wolfgang Leiner: *Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)*, Heidelberg 1965, S. 151–155.

94 Vgl. Griffin: *Literary Patronage*, S. 70–98. Für eine stärkere Berücksichtigung der kommunikativen Aspekte der Patron-Klient-Beziehung plädiert auch Droste: *Die missglückte Aufwartung*, S. 90.

95 Griffin: *Literary Patronage*, S. 70.

96 Vgl. ebd., S. 82.

beispielsweise entdeckte John Oldham, Charles Sackville Dorset das Werk John Miltons.⁹⁷ Gerade in der Abwehr der jungen Patrone bewahren Drydens Zueignungen die Erinnerung an eine aristokratische literarische Kultur, in der sich die schreibenden Klienten ihre *auctoritas* erst erstreiten müssen. Die Zueignungen problematisieren die Verbindung von Patron und Autor als kollaborative literarische Gemeinschaft.

Griffin zieht in seinen Werkanalysen in erster Linie Zueignungen als Quellen heran. Weitere wichtige Quellen sind Gedichte – insbesondere Horaz-Nachdichtungen –, die die Freundschaft von Patron und Klient reflektieren, Briefe und Tagebücher sowie Subskriptionslisten. An dieser Stelle zeichnen sich Verbindungslinien zur germanistischen Forschung ab, die sich für die Untersuchung der Sozial- und Mediengeschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts auf ähnliche Quellen beruft.

Obwohl die germanistische Forschung über vergleichbare Sammlungen von Zueignungen, wie sie in der englischen Literaturgeschichte seit dem 19. Jahrhundert vorliegen, nicht verfügt,⁹⁸ besteht auch hier Konsens über den Zusammenhang von Patronage und der Textsorte »Dedication«. Mit der Zueignung stellt der Autor sein Werk unter den Schutz eines mächtigen Gönners oder einer Gönnerin, weshalb diese häufig auch als Buchpaten bezeichnet werden. Die Konvention sieht vor, den Gönner vorab um Erlaubnis zu bitten, ob die Zueignung gedruckt werden darf. Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts lassen sich zahlreiche Beispiele dafür finden, dass Autorinnen und Autoren sich von den »Großen« abwenden, um fortan Freunde oder aber abstrakte Größen (wie etwa das Vaterland) zu adressieren. Manche Autoren bemühen sich in der Anrede auch um die Intimisierung des Patron-Klient-Verhältnisses: Klopstock begnügt sich in den *Oden* mit der lakonischen Zueignung »An Bernstorff«.⁹⁹ Die Zueignung der *Hermanns Schlacht*

97 Vgl. ebd., S. 86f.

98 Vgl. Christian Wagenknecht: Widmung, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 3, Berlin u. New York 2003, S. 842–845, hier S. 844; Hendrik Birus: Lessings Widmungen (mit einem Handschriftenfaksimile), in: Lessing Yearbook XIII (1981), S. 175–208, hier S. 198. Es gibt daneben noch vereinzelt Studien, die von der handschriftlichen Widmung ausgehen. Vgl. beispielsweise Diana Stört: Form und Funktion der handschriftlichen Widmung im 18. Jahrhundert. Am Beispiel der Gleimbibliothek zu Halberstadt, Saarbrücken 2015.

99 Birus: Lessings Widmungen, S. 177.

wiederum gleicht einem ersten Brief,¹⁰⁰ mit dem sich Klopstock dem Kaiser Joseph II. vorstellt.¹⁰¹

Dass die Zahl der zugeeigneten Werke im Laufe des 18. Jahrhunderts abnimmt, wird oft als Beweis für die nachlassende Bedeutung literarischer Patronage interpretiert. Dem ist entgegenzuhalten, dass die rhetorische Tradition und die Ritualisierung aller Praktiken rund um die Verfertigung einer erlaubten Zueignung diese für artifizielle literarische Spiele prädestinieren.¹⁰² Liest man die in der Regel an entlegenen Stellen publizierten Beiträge zum Thema Widmung und Zueignung,¹⁰³ ist man über die Fülle experimenteller Zueignungen erstaunt. Aus ihnen ließen sich komplexe Lektüren entwickeln. Die Zueignung wird seltener – dafür jedoch exklusiver.

Im Vergleich zu Zueignungen werden gedruckte Subskriptionslisten als demokratische Form publizierter Patronage gewertet.¹⁰⁴ Dem einzel-

100 Siehe Kapitel II dieser Arbeit.

101 Vgl. Die Hermanns Schlacht von Klopstock, Karlsruhe 1776. Zu den Dedikationen als Untergattung von Anwerbungs- und Insinuationsschreiben vgl. Der allzeitfertige Brieffsteller [...] Von Talandern, Franckfurt u. Leipzig 1690, S. 317–338. Eine detaillierte Analyse der *Hermanns Schlacht*, die aufzeigt, »wie aufwendig die Interaktionsform ›Buchgeschenk‹ [an den Kaiser, N.G.] sein konnte«, erfolgt bei Spoerhase: *Das Format der Literatur*, S. 227–245, hier S. 228f.

102 Kathrin Wittler spricht sehr treffend von der »experimentierfreudige[n] Umbruchphase der Widmungspraxis«. Vgl. Dies.: Von Autorschaft, Freundschaft und anderen Hasardspielen. *Mendelssohns Zueignung seiner Philosophischen Schriften (1761) an Lessing*, in: *Lessing Yearbook/Jahrbuch XLV* (2018), S. 7–27, hier S. 21. Die besondere Eignung für poetologische Experimente auf Grundlage rhetorischer Vorgaben lässt sich in der gegenwärtigen literarischen Kultur auch anhand der Gelegenheitslyrik feststellen. Vgl. hierzu Stefanie Stockhorst: *Panegyrik und Post-Patronage. Gelegenheitslyrik im 21. Jahrhundert am Beispiel der Auftragsdichtungen zur Frankfurter Buchmesse im Jahr 2008*, in: Johannes Franzen u. Christian Meierhofer (Hg.): *Gelegenheitslyrik in der Moderne. Tradition und Transformation einer Gattung*, Bern u. a. 2022, S. 311–337.

103 Aufsätze zum Thema »Widmung« erscheinen bevorzugt in Festschriften, die selbst wiederum Patronage bezeugen. Vgl. Michael Kienecker: *Freundschaft, Strategie und »Klingelbeutel«*. Buchwidmungen von Philosophen, in: Achim Stephan u. Klaus Peter Rippe (Hg.): *Ethik ohne Dogmen. Aufsätze für Günther Patzig*, Paderborn 2001, S. 9–36; Arnold Rothe: *Wandlungen des Widmungsrituals*, in: Wilfried Floeck, Dieter Steland u. Horst Turk (Hg.): *Formen innerliterarischer Rezeption*, Wiesbaden 1987, S. 7–20.

104 Vgl. F.J.G. Robinson u. P.J. Wallis: *Book Subscription Lists. A Revised Guide*,

nen Buchpaten der Zueignung steht mit den häufig opulenten Namenslisten die Vielzahl der den Autor unterstützenden Subskribentinnen und Subskribenten gegenüber.

Anna Louisa Karschs *Auserlesene Gedichte* von 1764 enthält eine solche Liste.¹⁰⁵ Das Verzeichnis der Subskribentinnen und Subskribenten folgt dem »Zueignungs-Gesang« an Baron von Kottwitz und Sulzers Vorrede. Es listet – nach der Zählung durch Ute Pott – 385 Personennamen auf,¹⁰⁶ daneben Subskriptionen der »Typographischen Gesellschaft in Bern«, einer Schulklasse, einer Bibliothek sowie schließlich von »Ungenannte[n]«. Die Gesamtliste ist alphabetisch, die mit dem Anfangsbuchstaben der Namen beginnende Einzelliste hierarchisch (auf den Stand der subskribierenden Person bezogen) geordnet.¹⁰⁷

Das »Verzeichnis der Subscribenten, Beförderer, und Collecteur«, das Klopstocks *Die deutsche Gelehrtenrepublik* von 1774 beigefügt ist und große Aufmerksamkeit der Germanistik auf sich zieht,¹⁰⁸ weicht von Karschs Liste in signifikanter Weise ab: Obwohl auch Klopstock die Namen alphabetisch anordnet, sind es hier die Städte als Wohnorte und Wirkungsstätten der Unterstützerinnen und Unterstützer, die die Abschnitte voneinander abgrenzen. Innerhalb des einzelnen Abschnitts herrscht nicht mehr das ständische, hierarchische Prinzip. Der Anteil der Subskribentinnen liegt bei etwa 3 %;¹⁰⁹ ebenso rückläufig – verglichen mit Karschs Liste – ist der Anteil des Adels.¹¹⁰ In der kleinen

Newcastle upon Tyne 1975, S. I–XXIV; Spoerhase: *Das Format der Literatur*, S. 214–216.

105 Eingehend bespricht diese Liste Reinhard Wittmann: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse als lesersoziologische Quellen, in: Herbert G. Göpfert (Hg.): *Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens* 13. und 14. Mai 1976, Hamburg 1977, S. 125–159, hier S. 133 u. 138.

106 Pott: »So bekannt der Name der Dichterin Karschin ist ...«, S. 194.

107 Rund ein Fünftel der aufgelisteten Namen bezeichnet Frauen (vgl. Wittmann: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse, S. 100); ein knappes Drittel der Namen trägt die Signatur des Adels; der Anteil adliger Subskribentinnen liegt bei drei Fünftel.

108 Zur Kritik an der Ausblendung der Vielfalt der Subskriptionsverzeichnisse zugunsten der *Gelehrtenrepublik* vgl. ebd., S. 132 u. passim.

109 Vgl. Helmut Pape: *Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Friedrich Gottlieb Klopstocks* [Diss. Univ. Bonn 1962], S. 193.

110 Er liegt nach einer ersten Zählung bei etwa 18 %. Klopstocks Liste verzeichnet insgesamt knapp 3600 Personen und Institutionen.

Gruppe von Klopstocks Unterstützerinnen ist der Anteil der Adligen mit 60% genauso hoch wie bei Karsch. Autorinnen, die sich als (nicht adlige) Gelehrte zu erkennen geben,¹¹¹ sind eine Minderheit innerhalb der Minderheit.

Die Struktur der aufgeklärten literarischen Öffentlichkeit lässt sich anhand der Listen differenziert beschreiben. So zeugt die Liste vom Inklusionsversprechen des Subskriptionsvorhabens, wenn gelehrte und nicht gelehrte Berufe sowie adlige und bürgerliche Namen gemeinsam genannt werden.¹¹² Lessings Isolation in Wolfenbüttel wird im einzigen subskribierten Exemplar greifbar, das die Liste im dazugehörigen Abschnitt verzeichnet.¹¹³ Die Vielfalt der erwähnten Berufe¹¹⁴ bestätigt Bosses These vom Wandel der gelehrten Republik zur gebildeten Öffentlichkeit. Die subskribierenden Institutionen¹¹⁵ zeugen von der

- I 11 »Frau Adelg. Conc. Salomon der deutschen Gesellschaft in Jena Mitglied« bei Karsch (vgl. Dies.: Auserlesene Gedichte, S. XXXVII) und »Frau Doct. Unzerin« bei Klopstock (vgl. Die deutsche Gelehrtenrepublik. [...] Herausgegeben von Klopstock. Erster Theil, Hamburg 1774, S. 8).
- I 12 Im Abschnitt »Frankfurt am Mayn« folgt »Baron v. Hack« auf »Dr. Göthe. Msle Göthe.« (Ebd., S. 24) Auf »Prof. Kant« folgt »Lotteriedirector u. Buchhändler Kanter« (ebd., S. 44). Für den Aspekt der (berufs-)ständischen Zusammensetzung von Subskriptionsunternehmen vgl. auch Mathis Leibetseder: »Beförderer dieses Werkes«. Die Käufer und Leser von *Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen* (1781–1784), in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 16 (2007), S. 11–28.
- I 13 »Wolfenbüttel 1. Herr Lessing, Bibliothekar« (Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik, S. 69).
- I 14 Bibliothekar, »Collaborator«, Prinzeninformer, Buchhändler, Weinhändler, Bankier, Hofgerichtsadvokat, Stadtsekretär und »Landschaftssyndicus«. Die erwähnten Berufe finden sich – in der hier präsentierten Reihenfolge – ebd., S. 41, 47, 14, 20, 22, 40, 15 u. 45.
- I 15 Um nur eine Auswahl zu nennen: die »Bibliothek des Benedictiner Klosters« in Banz, das »Churfürstliche Intelligenzcomtoir« in Bonn, die Lesegesellschaften in Buzow, Hannover, Lemgo und Zweybrücken, die Hochfürstliche Bibliothek in Karlsruhe, das »Hochfürstl. Institut der Moral und schönen Wissenschaften« in Erlangen, die »Dietrichsche Buchhandlung« und Universitätsbibliothek in Göttingen, die »oratorische Bibliothek« in Halle, die »Bohnsche Buchhandlung« in Hamburg, die »Bibliothek des Andreanischen Gymn[asiums]« und die Dombibliothek in Hildesheim, die »Academie der Wissenschaften« und die Hofbibliothek in München, die »Fürstliche Hofbibliothek« in Rudolstadt sowie die »Rathsbibliothek« in Stralsund. Die erwähnten Institutionen finden sich – in der hier präsentierten Reihenfolge – ebd., S. 10, 13, 16, 37, 45, 70, 17, 23, 27, 32, 34, 35, 39, 52, 60 u. 64.

Verkettung einzelner Teilöffentlichkeiten¹¹⁶ zu einem Ganzen, das sich in der Liste manifestiert. Allein die Vielfalt der verschiedenen Bibliotheken, die Klopstocks Buch subscribieren, verdeutlicht, wie engmaschig das Netz der über Buchhandel, Studium und Lektüre vereinten Institutionen war.

Klopstocks deutschtümelnde Programmatik in der *Gelehrtenrepublik* wird durch die klangvolle Internationalität der aufgelisteten Städte einerseits konterkariert, andererseits womöglich bestätigt, insofern deutsche Kleinstädte wie Michelstadt, Prockau und Thorn neben Amsterdam, Kopenhagen, Lissabon, London und St. Petersburg erwähnt werden. Wenig überraschend ist die Zahl von 342 Subskriptionen, die Göttingen als moderne Universitätsstadt aufbringt, überraschend hingegen die Aufzählung für das eigentliche Zentrum der deutschen literarischen Welt Leipzig (45).¹¹⁷

Während in Karschs Verzeichnis die französischen Namen in Antiqua gesetzt sind, finden sich in Klopstocks Liste keine typografischen Besonderheiten. Mit der Aufhebung der ständischen Hierarchie in der Aufzählung geht die Nivellierung der typografischen Unterscheidung einher.

Für beide Listen bleibt die Angabe der subscribierten Buchexemplare ein wichtiges Kriterium: Während die überwiegende Zahl der Unterstützerinnen und Unterstützer lediglich ein Exemplar bestellt, zeugen die Vielfachbestellungen von der großen Bedeutung, die Einzelnen als Verteilern von Büchern zukommt.¹¹⁸

116 Zum pluralen Begriff der Öffentlichkeiten, den Jürgen Habermas in der Neuausgabe seiner Studie *Strukturwandel der Öffentlichkeit* dem holistischen Begriff *der* Öffentlichkeit an die Seite stellt, vgl. Frömming u. Stanitzek: Einleitung, S. 2.

117 Vgl. hierzu die Erklärung bei Wittmann: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse, S. 148.

118 Bei Karsch ist es u. a. Gleim. Die größte Bestellung erfolgt allerdings durch »Professor Curts in Frankfurt an der Oder« (Karsch: *Auserlesene Gedichte*, S. XXX). Heinrich Christian Boie bestellt 414 Exemplare der *Gelehrtenrepublik* (vgl. Klopstock: *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, S. 26). Zur Vermittler- und Distributionstätigkeit von Boie vgl. Annette Lüchow: »Die heilige Cohorte«. Klopstock und der Göttinger Hainbund, in: Kevin Hilliard u. Katrin Kohl (Hg.): *Klopstock an der Grenze der Epochen* (mit Klopstock-Bibliographie 1972–1992 von Helmut Riege), Berlin u. New York 1995, S. 152–220, hier S. 166. Eine weitere signifikante Mehrfachbestellung erfolgt durch die literarischen Mäzene »Herr Moses Wessely und Mad. Wessely«. Vgl. Klopstock: *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, S. 11.

Klopstocks Liste sehen bereits seine Zeitgenossen als sprechendes Dokument einer literarischen Welt an, die für viele aufgrund der Anonymität des lesenden Publikums eine virtuelle Größe bleiben musste. Diese Einschätzung wird von der germanistischen Forschung lange Zeit geteilt.¹¹⁹ Erst Reinhard Wittmann meldet erhebliche Zweifel am literatur- und lesersozologischen Wert der Subskriptionsverzeichnisse an, indem er auf die Missverständnisse aufmerksam macht, die unvermeidlich sind, wenn man stillschweigend von ihrer soziologischen Lesbarkeit ausgeht.¹²⁰ Folgt man Wittmanns Ausführungen, erweisen sich viele Angaben in Klopstocks Liste als Rätsel, die nur mithilfe historischer Kontextualisierung und der von den Listen unabhängigen Quellen zu entschlüsseln sind.¹²¹

Sein Verzeichnis der Subskribentinnen und Subskribenten leitet Klopstock ein durch die »Nachricht von der Subscribtion«.¹²² Er spricht wiederholt von der Subskription »auf meine Art«¹²³ und ist darum

119 Vgl. Ulrich Dzwonek, Claus Ritterhoff u. Harro Zimmermann: Bürgerliche Oppositionsliteratur zwischen Revolution und Reformismus. F.G. Klopstocks *Deutsche Gelehrtenrepublik* und Bardendichtung als Dokumente der bürgerlichen Emanzipationsbewegung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Bernd Lutz (Hg.): Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 3: Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800, Stuttgart 1974, S. 277–328.

120 Vgl. Wittmann: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse. Eine differenzierte Diskussion bietet auch Mathis Leibetseder: Subskribieren und Publizieren als gesellschaftlich verpflichtende Gaben? Von den Spuren eines personalen Netzwerkes in einer Serienpublikation des späten 18. Jahrhunderts, in: Das achtzehnte Jahrhundert 31/1 (2007), S. 31–41.

121 Ein solches Rätsel ist beispielsweise die bereits erwähnte geringfügige Zahl der Subskribentinnen und Subskribenten in Leipzig. Würde die Anzahl der Unterstützerinnen und Unterstützer der Bedeutung des Ortes in der deutschsprachigen literarischen Welt entsprechen, müsste die Zahl deutlich höher liegen. Als problematisch sieht Wittmann weiterhin die implizite Gleichsetzung von Subskribent (Subskribentin) und Leser (Leserin) an. Wittmanns Kritik bezieht sich an dieser Stelle auf die Subskriptionsmotivation und »die Rolle der adeligen ›Fräulein‹ und bürgerlichen ›Jungfern‹« (ebd., S. 147), von denen er – ohne weitere Erläuterung – annimmt, dass sie nicht zu den Leserinnen der *Gelehrtenrepublik* gehört haben können, obwohl sie das Buch subskribierten.

122 Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik, S. 1–6.

123 Vgl. ebd., S. 4. Obwohl das Verfahren der Subskription zu diesem Zeitpunkt gut eingeführt ist – hierfür spricht auch die Bekanntheit von Karschs Samm-

bemüht, sein Projekt von anderen, vergangenen Subskriptionsprojekten abzugrenzen. Entscheidend ist hierbei die veränderte Rolle, die den Freunden zukommen soll. Klopstocks Neuerungen zeigen sich besonders deutlich, wenn man seine einleitenden Ausführungen mit Sulzers Vorrede zu Karschs *Auserlesenen Gedichten* vergleicht. Sulzer erachtet das Verfahren der Subskription als selbstverständlich und bedenkt es nur mit wenigen Sätzen:

Es ist bekannt, in was für einer Absicht, einige Freunde der Dichterin unternommen haben, diese Sammlung herauszugeben. Man hat Ursache, sich zu freuen, daß man diesen Weg eingeschlagen, eine Person von solchen Talenten, wenigstens aus der äussersten Dürftigkeit heraus zu reissen. Es haben sich, wie das nachstehende Verzeichniß zeigt, eine Menge wohlthätiger Personen gefunden, die sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, die vorgeschlagene Mittel zu unterstützen.¹²⁴

Die Subskription ist im Fall der *Auserlesenen Gedichte* Bestandteil der Herausgebere Tätigkeit, die »einige Freunde der Dichterin« übernommen haben. Diese vermitteln den Einsatz »wohlthätiger Personen«, die aus »Vergnügen« handeln. Von dieser Welt der »Sammelpatronage«¹²⁵ ist Klopstocks Vorstellung weit entfernt. Während bei Sulzer die Freunde das Bewerben des Werkes bei hochrangigen Personen übernehmen sollen, schwebt Klopstock eine inverse Struktur vor, bei der die Freunde des Dichters das Anwerben sogenannter *Collecteurs* aus gelehrten, vor allem aber aus den ungelehrten Schichten übernehmen. Die strikte Unterscheidung von »Beförderern« (Freunden) und »Collecteurs« ist für dieses Verfahren zentral. Klopstocks eigentliches Ziel besteht darin, deutschlandweit ein Netz von professionellen Sammlern zu knüpfen, die am Gewinn beteiligt werden. Der freiwillige Einsatz der Freunde soll explizit unterbleiben, um eine neue, zukunftsfähige Infrastruktur¹²⁶ zu etablieren:

lung –, gelingt es Klopstock, den Subskriptionsplan der *Gelehrtenrepublik* als Innovation zu bewerben.

124 Sulzer: Vorrede, S. XXIVf.

125 Wolfgang von Ungern-Sternberg: Schriftsteller und literarischer Markt, S. 183; Wittmann: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse, S. 134. Zur möglicherweise frühesten Verwendung dieses Begriffs durch Levin Schücking vgl. Spoerhase: Das Format der Literatur, S. 214.

126 »Die Collect, die wir jetzt bekommen sind auch die Collect. der Nachfolger.

Ich habe denen, die auf meine Art subscribiren lassen, nur dieses zu sagen: Wenn sie auch in diesem oder jenem Orte besondere Freunde haben, von denen sie glauben, daß sie die Sache mit vorzüglichem Eifer betreiben würden; so müssen sie sie gleichwol diesen Freunden nicht auftragen. Denn die Subscriptionen müssen mit der Zeit eine nicht ganz zu verachtende Nebeneinnahme für diejenigen werden, welche die Collecturen übernommen haben.¹²⁷

Die Arbeitsteilung zwischen »Beförderern« und »Collecteuren« manifestiert sich bereits in den unterschiedlichen »Informationsblättern«, die Klopstock den Briefen an potenzielle Beförderer beilegt.¹²⁸ Es handelt sich hierbei um gedruckte Blätter, die noch vor der ersten Bekanntmachung des Plans am 8. Juni 1773 in der *Hamburgischen Neuen Zeitung*, aber auch danach zirkulieren.¹²⁹ In der Zeitungsannonce werden Instruktionen und Vorschläge zusammengeführt, die in den gedruckten Blättern teilweise getrennt voneinander aufgeführt werden. Das Schreiben an die »Collecteure« enthält genaue Angaben dazu, wie die Empfehlung vor sich gehen solle:

Dagegen sind die Collect. verbunden 1) ihre Briefe (diese müssen ausser der Erklärung, daß man die Bedingungen annehme, auch die Adresse der Collect. enthalten,) durch einen bekanten Gelehrten, oder Kaufmann, oder durch jemand, der in einem öffentlichen Amte steht, mit unterschreiben zu lassen. Die Unterschreibenden verpflichten sich dadurch gleichwol nicht zur Bürgschaft für die Collect.¹³⁰

Wir müssen den Grund so gut legen, als wir nur immer können.« Klopstock an Boie, 11. Juni 1773, in: HKA Briefe VI/1, S. 66.

127 Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik, S. 1.

128 Vgl. hierzu beispielsweise den Kommentar zu einem Brief Klopstocks an Gleim, 14. Mai 1773, in: HKA Briefe VI/2, S. 345.

129 Als frühestes Zeugnis für die vielen Briefe, die Klopstock im Zusammenhang mit dem Subskriptionsplan schreibt, gilt der Brief an Ebert, 5. Mai 1773, in: HKA Briefe VI/1, S. 41f. Vgl. hierzu auch den Kommentar in: HKA Briefe VI/2, S. 325–329. Der Plan aus der *Hamburger Neuen Zeitung* wird wiedergegeben in Helmut Pape: Klopstocks Autorenhonorare und Selbstverlags-gewinne, Frankfurt/M. 1969, Sp. 221–225.

130 HKA Briefe VI/1, S. 44. Beilage zu einem Brief von Klopstock an Herder, 5. Mai 1773, in: HKA Briefe VI/1, S. 42f.

Eine der wichtigsten Innovationen von Klopstocks Verfahren besteht somit darin, die Empfehlung – zumindest versuchsweise – zu institutionalisieren. Hierbei muss es sich um eine störanfällige Neuerung handeln, denn Klopstock versichert beiden Seiten, dass die durch das einfache Unterschreiben erfolgende Empfehlung keiner Bürgschaft gleichkommt.

Obwohl sich Klopstock um eine arbeitsteilige Trennung zwischen »Collecteuren« und Förderern bemüht, vermischen sich in seiner eigenen Programmatik und in der Praxis die Bereiche. So räumt bereits das Schreiben an Förderer die Möglichkeit ein, dass auch diese selbst als »Collecteure« arbeiten könnten: »Wollen sie selbst Collect. seyn, so versteht sich's, daß sie unter allen am wenigsten ausgeschlossen werden, und daß ihre Briefe keine Mitunterschreibung nöthig haben.«¹³¹ In der Zeitungsannonce heißt es entsprechend: »Es ist mir angenehm gewesen, daß auch Gelehrte haben Collecteur seyn wollen.«¹³² In der Praxis ist auch der umgekehrte Fall zu beobachten, wenn etwa Bodmer zwar als Förderer adressiert wird, sich aber tendenziell zu niederen »Collecteursdienste[n]« genötigt sieht und sich aus diesem Grund Klopstock entzieht.¹³³ Indem Bodmer das Bemühen um das Subskriptionsverfahren dem Bereich lästiger »Cameralgeschäfte(n)« zuschlägt,¹³⁴ macht er die kunstvolle Unterscheidung von (gelehrten) »Beförderern« und »Collecteuren« zunichte.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Klopstock mit dem Subskriptionsplan der *Gelehrtenrepublik* einen ernst gemeinten Versuch der Verdrängung der Freunde und Patrone unternimmt, um dagegen

131 Klopstock an Ebert, 5. Mai 1773, in: Ebd., S. 42.

132 Klopstock zit. nach Pape: Autorenhonorare, S. 406.

133 Vgl. HKA Briefe VI/1, S. 59 und HKA Briefe VI 1/2, S. 364.

134 »Mich selbst Ihnen für meine Person als einen Beförderer der subscription anzugeben, erlauben mir weder mein hohes Alter, noch meine lebensart, auch nicht die Verhältnisse, in welchen ich mit hiesiger siebenhauptigen Buchhandlung stehe. [...] Ich selbst muß jede stunde, die ich mit Cameralgeschäften zubringen muß, für verlohren halten. Wenn Lavater, Meister, Hirzel, Müller, Iselin, Ihnen nicht directe zuschreiben, und sich gegen sie verbindlich machen, daß sie Beförderer oder Collecteurs seyn und heissen wollen, so nehmen sie ihr stillschweigen für Abschlag auf. Ich sehe sie würrklich nicht sehr geneigt dergl. Collecteursdienste zu thun.« Bodmer an Klopstock, 27. Mai 1773, in: HKA Briefe VI/1, S. 59.

die »gemeinschaftliche Sache der Gelehrten«¹³⁵ im Zeichen professionell organisierter »Collecturen« stark zu machen. Eine vergleichbare Abgrenzung von der von Freunden getragenen Subskription findet sich in Lessings *Leben und leben lassen. Ein Project für Schriftsteller und Buchhändler*. Das Fragment, dessen Entstehung in der Lessing-Forschung als Reaktion auf Klopstocks Plan angesehen wird,¹³⁶ atmet zwar noch den Geist der Subskriptionsbegeisterung – »Selbstverlag und Subscription bleiben«, verkündet der erste Paragraph des »dritten Bruchstücks«¹³⁷ –, doch soll hier die Subskription »lediglich durch die Hände der Buchhändler«¹³⁸ gehen. Erneut sind es die Freundinnen und Freunde als vormals verlässliche Größen in Subskriptionsvorhaben, die nun nicht mehr eingreifen dürfen, damit der neue Pakt zwischen Schriftsteller und Buchhändler Bestand hat: »Der Schriftsteller tut förmlich Verzicht, durch seine Freunde, die keine Buchhändler sind, Subscribenten sammeln zu lassen.«¹³⁹

Parallel zum Plan der strukturellen Ausschaltung der Buchhändler, die als revolutionärer Einsatz der Selbstverlagsunternehmen eingeschätzt wird,¹⁴⁰ findet die strukturelle Abwertung der Freunde statt. Dieser Aspekt wird häufig übersehen. Der avancierte Subskriptionsplan der *Gelehrtenrepublik* wird in der Regel vor dem Horizont unzulänglicher Emanzipationsbemühungen der deutschen Schriftsteller gewertet. Sie drückten sich darin aus, die Funktion des Buchhandels durch den »Freundeskreis«¹⁴¹ ersetzen zu wollen. Der Plan der *Gelehrtenrepublik* wird – etwa von Gunter Berg – als Fortsetzung von Klopstocks früheren Subskriptionsplänen begriffen, die in der Tat mit der

135 Vgl. Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik, S. 1.

136 Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von Wilfried Barner, Bd. 10: Werke 1778–1781. Hg. von Arno Schilson u. Axel Schmitt, Frankfurt/M. 2001, S. 994.

137 Lessing: Werke 1778–1781, S. 237.

138 Ebd.

139 Ebd.

140 Vgl. hierzu die Einzeluntersuchung von Mark-Georg Dehrmann: Die Hamburger Druckerei von Johann Joachim Christoph Bode (1767–78) und Gotthold Ephraim Lessing (1767–69). Mit einem Verzeichnis der Drucke, Hannover 2020.

141 Gunter Berg: Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 6 (1966), Sp. 1371–1396, hier Sp. 1390.

Vermittlungstätigkeit von Freunden rechnen und deren Korrespondenz als Medium der Bekanntmachung anerkennen. So informiert Klopstock 1767 im Vorfeld der Veröffentlichung der *Oden* Johann Denis darüber, »verschiedene meiner Freunde« für den vom Buchhandel unabhängigen Vertrieb einsetzen zu wollen:

Kein Buchhändler hat damit das geringste zu thun; er wird auch nicht einmal in die Zeitung gesetzt; sondern verschiedene meiner Freunde schicken gedruckte Briefe (die ich hier drucken lasse) an Ihre Freunde und Bekannte. Euer Hochwürden zeigen mir die Namen derjenigen an, an die ich in Ihren Namen schreiben soll, so schicke ich diese Briefe entweder selbst an diese Personen, oder lasse sie durch Sie, nachdem Sie das eine oder das andre lieber wollen, schicken.¹⁴²

Der Subskriptionsplan der *Gelehrtenrepublik* schlägt ein anderes Verfahren vor.

Johann Goldfriedrichs vielzitierte Worte, dass es sich bei Klopstocks Subskriptionsplan um den »großen Versuch« gehandelt habe, »den Buchhändler vor die Thür zu setzen«,¹⁴³ lassen sich also dahingehend variieren, dass der Plan parallel zum Ausschluss der Buchhändler die mäzenatisch tätigen Freunde verabschiedet. Dieser zweite Ausschlussversuch ist insofern ambivalent, als die Freunde aufgerufen werden, ihre Selbstauflösung als Mäzene selbst in die Hand zu nehmen. Die strukturelle Erneuerung von Klopstocks Subskriptionsverfahren besteht in der Aufforderung zur Selbstauflösung und im Aufbau einer Infrastruktur, die unabhängig vom Korrespondenznetzwerk der Freunde fortbestehen soll.

142 Klopstock an Denis, 6./9. Januar 1767, in: HKA Briefe V/1, S. 4. Ich verdanke diesen Hinweis Berg: Selbstverlagsidee, Sp. 1385.

143 Johann Goldfriedrich: Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740–1804), Leipzig 1909, S. 149.

5 Verbessern und Kritiküben

Kurzum, ich bin Ihr Knecht. Und nun der erste Schritt
Zum späteren Freundschaftsbund: ich brachte Verse mit.
Nichts Großes – ein Sonett. Als Mann von hohen Gaben
Des Geistes möchte ich Sie zum strengen Richter haben.
Sie sagen mir, ob ich es drucken lassen kann.
Molière, *Der Menschenfeind*

Liest man Briefwechsel von Autorinnen und Autoren des 18. Jahrhunderts, fallen unweigerlich die häufigen Fragen danach auf, ob der Freund das ihm anvertraute Schriftstück lesen und mit kritischen Anmerkungen und Verbesserungen versehen könne.¹⁴⁴ Mit der Bitte um Revisionen, Erinnerungen, Anmerkungen, Korrekturen und Verbesserungen verlässt der Text die einsame Schreibstube und wird nach außen hin geöffnet. Die alltägliche und in den Briefen allgegenwärtige Frage nach Verbesserungen und Kritik ist ein zentrales Moment literarischer Zusammenarbeit.

Die Aufnahme einer Briefkommunikation und die Adressierung des Briefpartners als Freund gehen mit dem Aufbau einer kooperativen Verbindung häufig Hand in Hand. Eine solche Verbindung kommt zum einen durch den Austausch von Informationen bezüglich Verla-

144 »Das hier beigelegte ist gleichfalls nur ein Gemälde aus meinem Leben heraus gehoben. Sie könnten mir keinen höhern Beweis Ihrer Freundschaft geben, als wenn Sie mir Ihr strengstes Urteil darüber zuschickten.« Lenz an Sophie von La Roche, [Juli 1775], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 326. – »Beyliegende drey Gesänge Reinickes wollte ich erst recht sauber abschreiben lassen und nochmals durchsehen, eh ich sie, lieber H[] und Bruder deiner Sancktion unterwürfe. [...] Du hast die Güte sie, den kritischen Griffel in der Hand, zu durchgehen, mir Wincke zu weiterer Korrektur zu geben und mir zu sagen: ob ich die Ausgabe dieser Arbeit beschleunigen, oder sie noch einen Sommer solle reifen lassen.« Goethe an Wieland, 26. September 1793, in: GB 9/I, S. 195 f. Der folgende Abschnitt ist weitgehend identisch mit Nacim Ghanbari: Kollaboratives Schreiben im 18. Jahrhundert. Praktiken der Verbesserung und Kritik bei Gottfried August Bürger, in: Dies., Isabell Otto, Samantha Schramm u. Tristan Thielmann (Hg.): Kollaboration. Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit, Paderborn 2018, S. 21–34.

gen und Kontakten zu Buchhändlern sowie Rezensenten zustande. Sie wird zum anderen sichtbar in den Praktiken der Verbesserung, Kommentierung und Kritik. Freundschaft verstehe ich im Folgenden daher weniger in der Tradition der Empfindsamkeit als egalitäre, spezifisch bürgerliche soziale Haltung,¹⁴⁵ sondern als eine Kategorie literarischer Arbeitsteilung.

Die freundschaftliche Verbesserung von Texten verweist auf ein im 18. Jahrhundert differenziertes Kommunikationsmodell. Zunächst signalisiert die Frage nach Verbesserung und Kritik, dass der Briefschreiber mit den Konventionen gelehrter Korrespondenz vertraut ist, gehört doch die Bitte um Kritik zu den ersten Schritten der Kontaktanbahnung.¹⁴⁶ Daher hat das Einsammeln kritischer Anmerkungen als Anwerbung von Freundschaft eine formelhafte Qualität.¹⁴⁷ Ihre Beständigkeit jedoch bezieht die Topik von Freundschaft und Kritik aus der Fülle kritischer Praktiken. Mag sein, dass die erste Bitte um Kritik zunächst nur eine höfliche Grußformel ist, doch schon die zweite wird sich vermutlich auf den tatsächlichen Austausch von Anmerkungen beziehen.

Wie genau die Kommunikation der Autoren im Zeichen der Verbesserung von Manuskripten und Drucken ausgesehen hat, welcher Techniken sie sich dabei bedienten, kurz: welche Medien sie einsetzten, sind Fragen, die sich anhand des Konzepts »kollaboratives Schreiben« beantworten lassen. Semantisch dem Begriff der Kooperation eng verwandt, betont Kollaboration den Aspekt gemeinsamen Arbeitens. Das in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft noch relativ ungebrauchliche Wort »Kollaboration« hat gegenüber der Bezeichnung »literarische Zusammenarbeit«¹⁴⁸ den Vorteil, einen interdisziplinären Forschungskontext aufzurufen, der an aktuellen wissenschaftstheoretischen Diskussionen partizipiert.¹⁴⁹ Kooperation und Kollaboration

145 Vgl. Eckhardt Meyer-Krentler: *Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*, München 1984.

146 Vgl. Herbert Jaumann: *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*, Leiden u. a. 1995, S. 243 f.

147 In Lenz' Drama *Pandämonium Germanikum* ruft eine der Figuren: »Er ist von meinen vertrautesten Freunden und schreibt kein Blatt, das er nicht vorher mir weist«. Lenz: *Pandämonium Germanikum*, S. 18 [ältere Fassung].

148 Vgl. hierzu Bodo Plachta (Hg.): *Literarische Zusammenarbeit*, Tübingen 2001.

149 Vgl. für eine Verwendungsweise des Wortes, die mit Kollaboration eine Form

werden in diesem Zusammenhang unter Verzicht intentionalistischer Sozialmodelle bestimmt.¹⁵⁰

Literarische Zusammenarbeit ist in der Literaturwissenschaft gegeben, sobald zwei oder mehrere Autoren sich auf einen Text beziehen. Sie wird in der gemeinsamen Herausgabe oder Autorschaft von Werken, in der Vermittlung von Rezensionen, in der Beratung des geeigneten Publikationsortes, in der Kommunikation über literarische Themen, aber auch in der gemeinsamen Verbesserung eines Textes gesehen.¹⁵¹ »Literarische Zusammenarbeit« ist mithin ein moralisierender Begriff, der in der als agonal wahrgenommenen Literaturgeschichte idyllische Enklaven von Zweisamkeit und Kollegialität bezeichnen soll.¹⁵² Fragt man jedoch nach den konkreten Abläufen einer gemeinsamen Publikation oder kritischen Verbesserung, bekommt man es mit Konventionen zu tun, die von Arbeitsteilung und ständischen Reglements bestimmt sein können: Zusammenarbeit zeigt sich als ein Prozess, der der fort-dauernden Verständigung bedarf.

Wer nach den Medien und Praktiken kollaborativen Schreibens im 18. Jahrhundert fragt, kommt nicht umhin, sich mit der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik auseinanderzusetzen: Autor und Werk als disziplinäre Grundkategorien forcieren die doppelte Unterscheidung von Selbst- versus Fremdkorrektur sowie private Kollaboration versus öffentliche Allein-Autorschaft. In dieser Konstellation gehören Freundschaft und Patronage auf die Seite privater Zirkel, von

utopischer Vergesellschaftung assoziiert, Mark Terkessidis: *Kollaboration*, Berlin 2015.

150 Vgl. Erhard Schüttpeitz u. Sebastian Gießmann: Medien der Kooperation. Überlegungen zum Forschungsstand, in: *Navigationen – Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften* 15/1 (2015), S. 7–55.

151 Vgl. Plachta: Literarische Zusammenarbeit. Die *PMLA* versammelte 2001 (H. 2/3) in der Sektion »Theories and Methodologies« ebenfalls einige Beiträge zum Thema »collaboration«. Definiert als »any kind of cooperative endeavor behind a literary performance« deckt sich der in der angloamerikanischen Literaturwissenschaft verwendete Begriff der »collaboration« mit dem Begriff der »literarischen Zusammenarbeit«. Vgl. Heather Hirschfeld: *Early Modern Collaboration and Theories of Authorship*, in: *PMLA* 116/3 (2001), S. 609–622, hier S. 614. Wichtiges Referenzwerk dieser Diskussion ist Jack Stillinger: *Multiple Authorship and the Myth of Solitary Genius*, New York 1991.

152 Vgl. Linda H. Peterson: *Becoming a Woman of Letters. Myths of Authorship and Facts of the Victorian Market*, Princeton/NJ u. Oxford 2009, S. 96–130.

denen sich der mündige Autor loszusagen hat, um die öffentliche Bühne zu betreten.¹⁵³

Publikationen, die der reichen Ideengeschichte der Kritik deren wenig erforschte Sozial- und Kulturgeschichte gegenüberstellen, setzen Verbesserungen *und* Kritik zueinander ins Verhältnis: Das Verbessern wird der Seite überschaubarer, freundschaftlicher Zirkel zugeschlagen, Kritik hingegen der Seite öffentlich agierender Rezensenten.¹⁵⁴ Diese Entgegensetzung produziert eine Kette weiterer Gegensatzpaare (u.a. Produktion vs. Rezeption, Manuskript vs. Druck, Variante vs. Korrektur), an deren Ende sich das Verbessern als technische Fertigkeit darstellt, die zum Einsatz kommt, wenn es gilt, die Fehler eines Textes zu beseitigen.¹⁵⁵ Damit geht implizit die Annahme einher, das Verbessern habe als mechanische, vielleicht gar niedere Tätigkeit keine Geschichte.

Im 18. Jahrhundert werden Verbesserung, Kritik und Korrektur oft synonym verwendet: »Korrektur« bedeutet sowohl Änderung im Manuskript als auch »Variante des autorisierten Drucks«,¹⁵⁶ Kritiken bezeichnen sowohl Rezensionen als auch Stellenkommentare. Mein Interesse gilt in erster Linie der Fremdkorrektur, einem Element der

153 Vgl. Carlos Spoerhase: »Manuscript für Freunde«. Die materielle Textualität literarischer Netzwerke, 1760–1830 (Gleim, Klopstock, Lavater, Fichte, Reinhold, Goethe), in: DVjs 88/2 (2014), S. 172–205.

154 Vgl. Benne: Die Erfindung des Manuskripts, S. 378f.; Spoerhase: »Manuscript für Freunde«, S. 199; Zeynep Tenger u. Paul Trolander: From Print versus Manuscript to Sociable Authorship and Mixed Media: A Review of Trends in the Scholarship of Early Modern Publication, in: Literature Compass 7/11 (2010), S. 1035–1048, hier S. 1044f.; Paul Trolander u. Zeynep Tenger: Sociable Criticism in England 1625–1725, Newark/DE 2007.

155 Diese Entgegensetzung taucht in der Editionsphilologie in der Unterscheidung zwischen »Variante«/»Variation« und »Korrektur« auf – beispielsweise in Klaus Hurlebuschs Edition von Klopstocks *Arbeitstagebuch*: »Der Begriff der Korrektur ist dabei als Korrektur von Schreibfehlern verstanden, also als Änderungen, ›mit denen der Autor schriftliche Abweichungen von normativen Regeln der Grammatik und Rechtschreibung‹ beseitigt hat. Änderungen, die nicht auf die Einhaltung einer Norm zurückgehen, sondern mit denen der Autor ›seinen im prüfenden Blick auf das Geschriebene gebildeten Ausdrucks- und Formulierungswillen verwirklicht hat‹, bezeichnet Hurlebusch als Variationen.« Rüdiger Nutt-Kofoth: Variante, Lesart, Korrektur oder Änderung? Zur Terminologie und Editionspraxis in der Neugermanistik, in: Bodo Plachta u. H.T.M. van Vliet (Hg.): Perspectives of Scholarly Editing – Perspektiven der Textedition, Berlin 2002, S. 29–45, hier S. 42.

156 Ebd., S. 39.

Textgenese,¹⁵⁷ das in der Literaturgeschichte oft nur unzureichend berücksichtigt wurde: Wie sich anhand der Editionsgeschichte der Werke verschiedener Autorinnen und Autoren des 18. Jahrhunderts zeigen lässt, hat man die Spuren fremder Hände als den Text verunreinigende Elemente angesehen, die zu ignorieren hatte, wer sich mit dem eigentlichen Werk befassen mochte.¹⁵⁸ Aus dieser Perspektive gelten Veränderungen am Text eines befreundeten Autors als Verfälschungen und mit dem Autor befreundete Herausgeber als »unreliable editors«.¹⁵⁹ Demgegenüber gehe ich hier der Frage nach, wie die Autorinnen und Autoren selbst die Fremdkorrektur bewerten, einsetzen und wie sie die Zirkulation von Anmerkungen und Verbesserungen steuern.

Der Korrekturbedarf eines Textes kann im 18. Jahrhundert gattungsbestimmend sein. So bedienen sich Autoren wie unter anderen Gleim, Johann Caspar Lavater und Karl Leonhard Reinhold des Manuskriptdrucks, um Verbesserungen einzuholen, ohne ihre Veröffentlichung anonymer Kritik auszusetzen. Der Name für dieses restringierte Veröffentlichungsmodell ist »Manuscript für Freunde«. Es ist in der Regel von geringem Umfang, wird aufgrund des Verbesserungs- und Ver-

157 Die vielzitierte Studie Herbert Jaumanns bedenkt die Fremdkorrektur lediglich in einem Absatz als »traditionelle Form der privaten ›Vorkritik‹«. Vgl. Jaumann: *Critica*, S. 243f. Zur Frage der editorischen Verbesserung als Bestandteil der Textüberlieferung vgl. Klara Vanek: *Ars corrigendi* in der frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte der Textkritik, Berlin u. New York 2007.

158 Hinzuweisen wäre hier beispielsweise auf die wechselvolle Editions-geschichte der Werke Ludwig Christoph Heinrich Hölty's. Vgl. Walter Hettche: Im Hain, im Tunnel und im Teich, in: *editio* 13 (1999), S. 98–107, hier S. 99–103. Zum Forschungsprogramm einer kulturwissenschaftlich interessierten Editionsphilologie vgl. Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth u. Irmgard M. Wirtz (Hg.): *Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie*, Göttingen 2010, sowie Ulrich Breuer, Christopher Busch u. Matthias Emrich: *Edieren*, in: Christians et al. (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, S. 179–194. Aufschlussreich sind weiterhin Thomalla: *Anwälte des Autors*, sowie Uwe Maximilian Korn: *Von der Textkritik zur Textologie. Geschichte der neugermanistischen Editionsphilologie bis 1970*, Heidelberg 2021.

159 Vgl. Simon Bunke: »Immer Hölty's Geist gefragt«. Inszenierungen von Autorschaft und Autorisation zwischen Göttinger Hain, Hölty und Voß, in: Ethel Matala de Mazza u. Clemens Pornschlegel (Hg.): *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*, Freiburg/Br. 2003, S. 271–295, hier S. 284.

vollständigkeitsbedarfs weder als Buch noch als Werk angesehen und nicht über den Buchhandel verkauft. Seine Vorläufigkeit zeigen auch handschriftliche Elemente an.¹⁶⁰ Während in der Literaturwissenschaft Manuskriptdrucke bisher als Privatdrucke rubriziert wurden,¹⁶¹ ist auf der Eigengesetzlichkeit der Gattung zu bestehen – und damit auf der Preisgabe der doppelten Entgegensetzung von »privat im Medium des Manuskripts« versus »öffentlich im Medium des Drucks« zugunsten der Untersuchung konkreter Veröffentlichungspraktiken, die im 18. Jahrhundert die Möglichkeit des Manuskriptdrucks vorsehen.¹⁶²

Auch wenn für die Definition des »Manuscripts für Freunde« die Unterscheidung zwischen freundschaftlicher Verbesserung und anonymer Kritik wesentlich ist, sind beide Praktiken miteinander verknüpft. Dies ist gut zu erkennen in den *Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität* von Karl Leonhard Reinhold:

Die an die große Öffentlichkeit adressierten *Verhandlungen* enthalten neben der neuen, von Reinhold mithilfe der ersten Leser überarbeiteten und verbesserten Fassung des *Entwurfs* auch einen Abdruck der ursprünglichen Fassung des *Entwurfs* samt den brieflichen Einwänden darauf und deren Beantwortung. [...] Der ursprüngliche Plan [Reinholds, N.G.] sah nun vor, die durch »öffentlichen Druck« an ein großes Publikum adressierte Fassung anschließend wieder in den stark restringierten Zirkulationsbereich des Freundeskreises des Manuskriptdrucks zu überführen.¹⁶³

Gottfried August Bürgers Pläne und Projekte sind – wie ich an drei Beispielen zeigen werde – von einer vergleichbaren Dynamik geprägt. Insbesondere bei seinen Übersetzungen macht Bürger keinen Unterschied zwischen verbessernden Freunden und kritischer Öffentlichkeit: Einerseits bittet er die Leserinnen und Leser, ihm mittels Brief oder Publikation Anmerkungen und Alternativübersetzungen zuzuschicken,

160 Vgl. Benne: Die Erfindung des Manuskripts, S. 192–202, sowie Spoerhase: Manuscript für Freunde.

161 Vgl. ebd., S. 197f.

162 Vgl. ebd., sowie Ders.: Empfindsame Lyrik im Medium des modernen Manuskriptbuchs. Das »Silberne Buch« von Caroline Flachsland und Johann Gottfried Herder, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 69 (2014), S. 59–75.

163 Spoerhase: Manuscript für Freunde, S. 195.

andererseits regt er befreundete Zeitschriftenherausgeber an, Kritik und Verbesserungen abzudrucken. Die von Bürger vorgesehene Verschränkung kritischer Kommentare bedient sich dabei verschiedener Medien.

In einem Brief vom 9. September 1773 schickt Gottfried August Bürger seine Ballade *Lenore* an Heinrich Christian Boie und bittet ihn und »die andern um Rath«. ¹⁶⁴ Bereits in dieser ersten Anfrage unterscheidet Bürger zwischen Korrekturen, die lediglich die Fehler benennen, und solchen, die bereits Lösungsvorschläge enthalten und den Text verändern:

Aber die Untersuchung muß nicht allgemein seyn, sondern ins Detail gehn. Auch hab' ich die liebe Zeit von aller eurer Weißheit, wenn ihr mir nicht, bey aufstoßendem Fehler, oder Mangel, das Fleckchen zeigt, wo ich, eurer Meinung nach, hätte hintippen sollen. Einige Stellen, wo ich Ausdruck und Versification verbessert wissen möchte, hab' ich mit diesem Zeichen Ø bemerkt. ¹⁶⁵

164 Bürger an Heinrich Christian Boie, 9. September 1773, in: Gottfried August Bürger: Briefwechsel. Hg. von Ulrich Joost u. Udo Wargenau, Bd. 1: 1760–1776, Göttingen 2015, S. 388. Im Kontext der Literaturgeschichte des Göttinger Hains wird Bürgers Ballade *Lenore* häufig zitiert, um Praktiken gegenseitiger Kritik zu veranschaulichen. Paul Kahl: Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition, historische Untersuchung, Kommentar, Tübingen 2006, S. 342–346. Während die literaturhistorische Anekdote von der sonntäglichen Zusammenkunft der Göttinger Studenten den Dichterbund als eminenten Ort gegenseitiger Kritik bezeichnet (vgl. Cornelia Blasberg: Werkstatt am »Strom« oder: Das Dädalus-Syndrom. Produktionsphantasien im Göttinger Hain, in: Christian Begemann u. David E. Wellbery [Hg.]: Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit, Freiburg/Br. 2002, S. 151–175, hier S. 156f., sowie Angelika Beck: »Der Bund ist ewig«. Zur Physiognomie einer Lebensform im 18. Jahrhundert, Erlangen 1982, S. 69–134), führt die Spur der ausgetauschten Anmerkungen und Lesarten hin zu Arbeits- und Kommunikationszusammenhängen, die jenseits bündischer Strukturen zustande kommen. Zu einer Kritik der Historiografie des Göttinger Hains vgl. Lüchow: »Die heilige Cohorte«, S. 157: »Trotz der ausgezeichneten Quellenlage basieren die bisherigen Arbeiten über den Göttinger Hain ›fast durchweg auf einem nur schmalen Bestand geläufiger Zitate.« Die methodische Neuausrichtung der Historiografie des Göttinger Hains erfolgt durch Erika Thomalla: Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains, Göttingen 2018.

165 Bürger an Boie, 9. September 1773, in: Briefwechsel Bd. 1, S. 388.

Die Freunde verstehen Bürgers Aufruf als Einladung, an der Ballade mitzuschreiben. Der Briefwechsel zwischen Bürger, Boie, Carl Friedrich Cramer und den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Stolberg lässt rekonstruieren, wie sich die Ballade unter der Hand der befreundeten Autoren verändert, wie Bürger einzelne Wörter, Wendungen und ganze Zeilen von den Freunden übernimmt und die Ballade umbaut. Deren Verbesserungen sind umfassend. Die Briefe enthalten Aussagen über die Schwierigkeit, den passenden Reim bzw. die passenden Verse zu finden, nachdem ein Wort oder eine Zeile verändert wurde. Sie zeigen aber auch, dass sich die befreundeten Autoren Bürger als Ideengeber zur Verfügung stellen. Nur selten weist Bürger Alternativvorschläge für ein Wort zurück.¹⁶⁶

Am Ende scheinen die Versbeigaben der Freunde jedoch hinter die Erwartungen Bürgers zurückzufallen, fordert er sie doch mehrfach auf, Strophen zu vervollständigen und es nicht bei der einfachen Anmerkung zu belassen: »Versucht es doch! Ihr werdet ja so viel in meine Seele dichten können.«¹⁶⁷ Oder aber: »Einige Veränderungen zur Lenore hab' ich gemacht. Die übrigen mögt Ihr selbst machen. Ihr Herrn, daß ist keine Kunst, daß Ihr bloß sagt, das und das taugt nicht. Daß seh ich oft leider Gottes! selbst wohl. Aber anders machen sollt Ihr! Und das wird einem Fremden oft leichter, als dem Verfasser selbst.«¹⁶⁸

Das gemeinsame Feilen an der Ballade nimmt mit dem Erstdruck im *Göttinger Musenalmanach* ein nur vorläufiges Ende. Bürger wird *Lenore* für seine Gedichtsammlungen weiter überarbeiten und überarbeiten lassen. Die Vorstellung eines literarischen Endproduktes verblasst neben dem Versprechen einer kontinuierlichen Folge verbesserter Variationen.

Bürgers Programm einer populären Poesie hat eine medientechnische Voraussetzung, wenn es mit der weiträumigen Akquise und Zirkulation von Verbesserungen rechnet. Dies verdeutlicht die *Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus*. Darin nimmt Bürger die deutsche Nachbildung von zwei lateinischen – zu seiner Zeit Catull

166 Bürger an Boie, 20. September 1773, in: Ebd., S. 427–429.

167 Bürger an Boie, 16. September 1773, in: Ebd., S. 414.

168 Ebd., S. 410f.

zugeschriebenen – Versen zum Anlass,¹⁶⁹ um offenzulegen, wie sich an seine ursprüngliche Übersetzung neue Lesarten anschließen.¹⁷⁰ Auf die Lesart der ersten Ausgabe folgt ein Gegenvorschlag Karl Wilhelm Ramlers und schließlich die Lesart der zweiten verbesserten Auflage der Gedichte:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe nie gekannt!
Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe schon empfand!

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!¹⁷¹

Der Vorgang der Verbesserung verselbstständigt sich in Form einer Proliferation der Lesarten. Sie ist einer Liste zu entnehmen, die möglichst alle Variationen der Zeile »Liebe morgen, wie zuvor!« ausschöpft und die Bürger seinen Ausführungen anhängt: »Sey auch noch der Liebe froh!« – »Sey der Liebe wieder froh!« – »Sey der Liebe morgen froh!« – »Sey der Lieb' auch morgen froh!« etc.¹⁷² Unter den aufgelisteten Lesarten befinden sich offenbar »auch ein Paar«, die Bürger »von Andern vorgeschlagen« wurden.¹⁷³ Bürger scheint über einen längeren

169 Vgl. Kahl: Bundesbuch, S. 335f., sowie Leif Ludwig Albertsen: *Pervigilium Veneris* und *Nachtfeier der Venus*. G.A. Bürgers Liedstil und sein lateinisches Vorbild, in: *Arcadia* 16/1 (1981), S. 1–12.

170 Gottfried August Bürger: Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus, in: Gottfried August Bürger's sämtliche Schriften. Hg. von Karl Reinhard, Bd. 4: Vermischte Schriften 2, Göttingen 1798, S. 462–583.

171 Ebd., S. 495, 497 u. 498.

172 Vgl. ebd., S. 530–533.

173 Vgl. ebd., S. 530.

Zeitraum den besagten Kehrreim verschiedenen Freunden vorgelesen und »zur möglichst strengen Durchprüfung«¹⁷⁴ vorgelegt zu haben. Wie schon im Fall von *Lenore* sind es also auch hier die ›kritischen Freunde‹ und ›scharfsinnigen und geschmackvollen Beurteiler‹, die Bürger mit Reimideen und -vorschlägen beliefern.¹⁷⁵ Die Übersetzung der *Nachtfeier der Venus* ist somit als offenes Projekt entworfen, und Bürger imaginiert, wie die Liste der Lesarten künftig von anderen »Künstler[n] und Kunstfreunde[n], besonders [den] jüngern«¹⁷⁶ ergänzt und fortgesponnen wird. Die Leserinnen und Leser sind aufgefordert, die Lesarten miteinander zu vergleichen, um »sich vielleicht eine ihnen behaglichere Leseart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen«.¹⁷⁷ Die Liste der Lesarten, die Bürger seiner *Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus* beifügt, zeugt von der Idee der Verbesserung als der fortdauernden Produktion von Variationen.

Bürgers Publikationsprojekte erweisen sich bei näherem Hinsehen als Pläne, das Einwerben und die Zirkulation von Verbesserungen neu zu denken und zu optimieren. Sie sind vergleichbar mit den enzyklopädischen Unternehmungen des 18. Jahrhunderts, die darauf abzielen, möglichst alle Ideen und Kenntnisse einzusammeln.

Der Vorbericht, der Bürgers Übersetzung der ersten vier Gesänge von Homers *Ilias* vorangestellt ist, verbindet die Bitte um Kritik mit der Rechtfertigung einer nunmehr in Hexametern zu erfolgenden Übersetzung – hatte Bürger doch in der Vergangenheit jambische Übersetzungsproben vorgelegt und hierfür aus Weimar, durch Vermittlung Goethes, einen Vorschuss erhalten. Um den neuen Anlauf zu begründen, beschreibt er den Plan einer jambischen Übersetzung als überwundene »Jugendidee«¹⁷⁸ und entwirft die »neue Arbeit«¹⁷⁹ als kollaborativen Prozess, an dessen Ende nicht seine, »sondern die Uebersetzung der ganzen Nation«¹⁸⁰ stehen solle. Sein neuer Übersetzungsplan sieht

174 Ebd., S. 547.

175 Vgl. ebd., S. 520–522.

176 Ebd., S. 534.

177 Ebd.

178 [Gottfried August Bürger]: Homers *Ilias*, übersetzt von Gottfr[ied] Aug[ust] Bürger, in: *Journal von und für Deutschland* 1, 1. Stück (1784), S. 48–51, hier S. 48.

179 Ebd.

180 Ebd., S. 50.

vor, »Urtheile, Erinnerungen und Rathschläge über ein Werk der Kunst einzusammeln, welchem man Vollendung und Dauer zu geben sucht«. ¹⁸¹ Zu diesem Zweck ergeht an das Publikum sowie an die Herausgeber wichtiger Zeitschriften ein Aufruf. Das Publikum soll Bürger »die erbetenen Kritiken gedruckt, oder handschriftlich« ¹⁸² zukommen lassen; die Zeitschriftenherausgeber wiederum sollen die Anmerkungen als Aufsätze annehmen. Die Leser werden aufgefordert, sowohl selbst übersetzend tätig zu werden als auch bereits vorliegende Übersetzungen miteinander zu vergleichen, um Bürger Empfehlungen auszusprechen: »Sollte mir es übrigens nicht vergönnt seyn, jeden Ausdruck, jeden Vers irgend eines meiner Vorgänger, den mir entweder Gründe, oder auch das Wort eines Mannes von bewährtem Ansehn, als besser werden empfehlen können, künftig in meinen Text aufzunehmen?« ¹⁸³

Der Briefwechsel mit Leopold Friedrich Günther Goeckingk, in dessen *Journal von und für Deutschland* der Vorbericht erscheint, belegt, dass das Publikum dem Aufruf gefolgt ist. Die Briefe bewerten die eingesandten Kritiken und nehmen auf das Versprechen einer Übersetzung der ganzen Nation Bezug: Während Bürger im Fall eines Briefs mitsamt Anmerkungen seine Erwartungen derart bestätigt sieht, dass er Goeckingk fragt, ob der Kritiker »nicht die Absicht und den Wunsch hegen [sollte], seinen Brief und Anmerkungen gedruckt zu sehen«, ¹⁸⁴ teilt er dem Freund wenig später ernüchtert mit, zu viele einander entgegengesetzte Verbesserungsvorschläge erhalten zu haben. Von der Utopie einer kollaborativen Situation, in der die eigenen Verse der Prüfung »[a]ller Augen, die sehen können und wollen«, ¹⁸⁵ ausgesetzt werden, bleibt am Ende die Feststellung gleichgültiger Kontingenz: »Denn der eine lobt, was der andere tadelt«. ¹⁸⁶

181 Ebd., S. 49.

182 Ebd., S. 50.

183 Ebd.

184 Bürger an Leopold Friedrich Günther Goeckingk, 5. April 1784, in: Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk. Hg. von August Sauer, in: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3 (1890), S. 62–113 u. 416–476, hier S. 448.

185 Bürger: Homers Ilias, S. 49.

186 Bürger an Goeckingk, 2. Juli 1784, in: Sauer: Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk, S. 451.

Bürger nimmt die Vielfalt der Verbesserungsvorschläge zum Anlass, um die eigene Autorschaft zu reflektieren. Die Integration von Verbesserungen ruft die Idee kollektiver Autorschaft auf: Im *Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine*, der Parallelen zum Vorbericht der *Ilias*-Übersetzung aufweist und erneut »alle und jede schreibenden Gelehrten«¹⁸⁷ des Vaterlandes zur Mitarbeit an einer einheitlichen deutschen Orthografie auffordert, stellt Bürger die namentliche Nennung der Beiträger in Aussicht. Er formuliert in diesem Text analog zur Utopie einer Übersetzung der ganzen Nation im *Vorbericht* die Vorstellung »eines großen allgemeinen Schreibgesetzes«,¹⁸⁸ das seine Allgemeingültigkeit der Mitarbeit aller Autoren verdankt.

Im Briefwechsel mit Goeckingk interpretiert Bürger die Anmerkungen der Vielen hingegen als Kakophonie. Sie dienen ihm der Festigung der eigenen alleinigen Autorschaft: »Denn der eine lobt, was der andere tadelt. Also wird wohl doch am Ende keine andere als meine, keinesweges aber eine Übersetzung des fast nirgends mit sich selbst einigen Publikums heraus kommen.«¹⁸⁹ Aus der Übersetzung der ganzen Nation wird in einer bemerkenswerten Umkehrung »keine andere als meine«.

Die Entstehungsgeschichte der *Lenore* zeigt, dass Bürger nicht davor zurückschreckt, Versbeigaben seiner Freunde anzunehmen, ohne diese in der Publikation als Mit-Autoren namentlich anzuführen. Auch die Freunde selbst bezweifeln keineswegs, dass Bürger der alleinige Autor ist. Für die Autoren steht die Fremdkorrektur – mit Verweis auf Horaz¹⁹⁰ – in der antiken Tradition, wonach jede Dichterbiografie maßgeblich von einem Freund abhängt, der die Texte gewissenhaft liest, aufrichtig kritisiert, bei Bedarf sogar ergänzt und vervollständigt – ohne jedoch selbst als Autor in Erscheinung zu treten.¹⁹¹ Dieses Zurücktre-

187 Gottfried August Bürger: *Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine*, in: G.A. Bürger's sämtliche Werke. Hg. von Karl von Reinhard, Bd. 7: Vermischte Schriften 5, Berlin 1824, S. 193–200, hier S. 195.

188 Ebd.

189 Bürger an Goeckingk, 2. Juli 1784, in: Sauer: Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk, S. 451. Eine vergleichbare Rechtfertigung findet sich dort, wo Bürger auf die Bedeutung von Ramlers Lesarten für die *Nachtfeier der Venus* zu sprechen kommt. Vgl. Kahl: Bundesbuch, S. 335–340, sowie Hans-Joachim Kertscher: Vom »Nutzen der Silbenstecherei«. Bürgers Arbeiten an seiner *Nachtfeier der Venus*, in: *Literatur für Leser* 1 (1998), S. 29–49, hier S. 38.

190 Vgl. Goeckingk an Bürger, 12. August 1776, in: Briefwechsel 1, S. 782.

191 Vgl. Steffen Martus: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommu-*

ten zugunsten des Freundes hält die Kritiker dennoch nicht davon ab, in den Briefen auf ihren Anteil zu sprechen zu kommen. Sie machen sich als Urheber geglückter Lesarten bemerkbar.¹⁹² So ist Bürger in seiner Eigenschaft als Herausgeber des *Göttinger Musenalmanachs* und damit Kritiker eingesandter Verse mit Fragen geistigen Eigentums befasst. In einem Brief an Boie beklagt er, dass er die eingesandten Gedichte in Ermangelung geeigneter Beiträge einer weitgehenden Überarbeitung unterziehen müsse, sodass teilweise »fast nur wenig Zeilen von dHErrn Verfassern stehn«¹⁹³ blieben. Während diese Beiträge im Almanach unter den Namen der ursprünglichen Verfasser erscheinen und Bürgers Anteil ungenannt bleibt, bemüht sich dieser in den Briefen um eine nachträgliche Entschlüsselung seiner Teilhabe als Kritiker und Verbesserer.

Das Konzept des kollaborativen Schreibens sieht vor, die Verbesserung nicht vom Fehler her zu denken, sondern von der Variation. Während die gängige Vorstellung der Korrektur darin besteht, im Einklang mit grammatischen und poetischen Regeln Fehler zu beheben, zeigen Manuskriptanalysen den produktiven Effekt des Verbesserns. Aufschlussreiches Beispiel sind die von der *critique génétique* inspirierten Studien Rüdiger Nutt-Kofoths über die Zusammenarbeit von Annette von Droste-Hülshoff mit ihrem Freund und Kritiker Levin Schücking: Eine besondere Form des kollaborativen Schreibens besteht hier darin, einzelnen Textstellen eine Liste von Variationen zuzuordnen, aus der dann Schücking eine Lesart für den Druck auswählen bzw. Lesarten streichen soll. Nutt-Kofoth schlägt für diesen Schreibvorgang – möglicherweise angelehnt an die »delegierende Autorisation«¹⁹⁴ – den Begriff der »delegierten Streichung« vor.¹⁹⁵

nikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George, Berlin u. New York 2007, S. 60. Siehe auch Ders.: Die Entstehung von Tiefsinn im 18. Jahrhundert. Zur Temporalisierung der Poesie in der Verbesserungsästhetik bei Hagedorn, Gellert und Wieland, in: DVjs 74/1 (2000), S. 27–43.

192 Vgl. Bürger: Briefwechsel Bd. 1, S. 401–403 u. 409.

193 Bürger: Briefwechsel Bd. 2, S. 617.

194 Klaus Kanzog: Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur, Berlin 1991, S. 17.

195 Rüdiger Nutt-Kofoth: Zwischen Autorstreichung und Fremdstreichung. Zum

Die Frage der Historizität freundschaftlicher Korrektur ist mit der Theoriegeschichte der Genieästhetik eng verzahnt. Diese verdankt sich der Vorstellung, die kritische Verbesserung bereits auf einer rein formalen Ebene unmöglich gemacht zu haben: Denn wenn sich um 1800 die Vorstellung durchsetzt, dass das schulische Einüben in die Kunst des Versifizierens sinnlos ist und man »Dichter nicht bilden kann«,¹⁹⁶ wird den Autorinnen und Autoren mit dem poetischen Regelwerk die gemeinsame Kommunikationsgrundlage entzogen. Im Hinblick auf die literaturhistorische Frage, ob sich die Aufforderung zu kritischer Verbesserung auf lyrische Formen beschränkt oder sich gleichermaßen auf Prosa erstrecken kann, zeigt der Briefwechsel zu Bürgers *Lenore*, dass sich die Kritik eines lyrischen Textes jenseits der Benennung von Versifikationsfehlern auf epische Aspekte beziehen kann.¹⁹⁷ Die angeführten Pläne und Projekte zeigen darüber hinaus, dass Bürger zwischen einer Ballade, der deutschen Nachbildung lateinischer Verse, Übersetzungen aus dem Griechischen und der orthografischen Standardisierung des Deutschen keinen Unterschied macht, um Freundinnen, Freunde und Gelehrte im Akt kollaborativen Schreibens zu vereinen.

6 Schluss

Inwieweit sind Veröffentlichungen an der Herstellung literarischer Öffentlichkeiten beteiligt? Die praxeologische Lektüre von Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* erlaubt eine differenzierte Antwort auf diese Frage. Zunächst ist festzuhalten, dass Habermas mit »Räsonieren« eine Praxis der wechselseitigen Bezugnahme ins Zentrum seiner Öffentlichkeitstheorie rückt. Räsonieren setzt voraus, dass alle Beteiligten das Recht haben, Widerspruch zu äußern und auf Widerspruch zu

Problem des Schreibens in Alternativen bei Annette von Droste-Hülshoff – mit allgemeinen Überlegungen zur Systematisierung der »Streichung«, in: Lucas Marco Gisi, Hubert Thüning u. Irmgard M. Wirtz (Hg.): Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität, Göttingen u. Zürich 2011, S. 111–130, hier S. 122.

¹⁹⁶ Vgl. Bosse: Bildungsrevolution, S. 193–236 [Kapitel: Dichter kann man nicht bilden. Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770].

¹⁹⁷ Vgl. Boie an Bürger, 13. September 1773, in: Bürger: Briefwechsel 1, S. 408–410.

reagieren: »Wer argumentiert, widerspricht. Nur über das Recht, ja die Ermutigung zum reziproken Neinsagen entfaltet sich das epistemische Potential der widerstreitenden Meinungen im Diskurs [...].«¹⁹⁸ Der Austausch divergierender Meinungen erfolgt sowohl mündlich als auch schriftlich.

In Habermas' theoretischen Überlegungen ist das »Neinsagen« als initiales Moment des Raisonnements auffällig risikoarm. Das angeführte Zitat ist patronal gefärbt, da Habermas hier von der »Ermutigung zum reziproken Neinsagen« spricht. Wer die Ermutigung ausspricht und wer diese (idealerweise) entgegennimmt, wird nicht explizit gemacht. Implizit heißt es also, dass das Recht, Widerspruch zu äußern, nicht erungen, sondern gegeben wird. Die Fallanalysen dieses Kapitels zeigen, dass die patronale Prägung von Habermas' Kommunikationstheorie auf die Geschichte des Rasonierens zurückzuführen ist und damit auf die Einbettung dieser Praxis in die literarische Kultur der Patronage.

In der aktuellen literaturwissenschaftlichen Forschung zeigen sich Ansätze, das Veröffentlichens selbst auf reziproke kommunikative Akte zurückzuführen. Ein eindrückliches Beispiel hierfür findet sich in Carolin Amlingers Monografie *Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit*, für die die Autorin Interviews mit insgesamt 18 Schriftstellerinnen und Schriftstellern ausgewertet hat.¹⁹⁹ Neben den Urheberinnen und Urhebern literarischer Werke kommen auch Lektorinnen und Lektoren zu Wort: Der zentrale siebte Abschnitt der Arbeit mit dem Titel »Schreiben« weist in den Fußnoten eine Reihe von Aufsätzen, Monografien und Sammelbänden aus, die mit dem kommunikativen Netzwerk befasst sind, in dem sich das Schreiben der und des Einzelnen ereignet. Hier zeigt sich, dass diejenigen, die den Schreibprozess begleiten, das erste Gespräch über die geplante Publikation als initiale Praxis des Veröffentlichens ansehen.²⁰⁰ Folgt man in der Frage einer Praxeologie des Schreibens und Veröffentlichens den Akteurinnen und Akteuren, sieht man sich somit sowohl den Autorinnen und Autoren

198 Jürgen Habermas: Überlegungen und Hypothesen zu einem erneuten Strukturwandel der politischen Öffentlichkeit, in: Martin Seeliger u. Sebastian Seignani (Hg.): Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit? Baden-Baden 2021 (= Leviathan. Sonderband 37), S. 470–500, hier S. 478.

199 Vgl. Amlinger: Schreiben, insb. S. 515–522.

200 Vgl. ebd., S. 515f.

selbst gegenüber als auch all denjenigen, denen die Schreib- und Publikationsabsicht im Vorfeld mitgeteilt wurde.²⁰¹ Auch hier zeigt sich eine Verkettung mündlicher und schriftlicher Kommunikation.

Setzt man Habermas' Theorie zu der Medien-/Literaturgeschichte gelehrter Praktiken und der aktuellen buchwissenschaftlichen und literatursoziologischen Forschung ins Verhältnis, lässt sich das Programm einer historischen Praxeologie konkretisieren: In der Analyse kann nun nach der kommunikativen Einbettung einzelner Praktiken gefragt werden. Erst auf diese Weise kann die tautologische Struktur des Zusammenhangs von Veröffentlichungen und literarischen Öffentlichkeiten aufgelöst und spezifiziert werden. Die Kommunikation einzelner Praktiken des Veröffentlichens stellt literarische Öffentlichkeiten her. Der Beitrag der Sozialgeschichte der Literatur zur Praxeologie besteht darin, mit ihren Studien ein Archiv der Praktiken anzulegen.

Die kommunikative Einbettung einzelner Praktiken stellt sich in den einzelnen Analysen des vorliegenden Kapitels unterschiedlich dar. Im Anschluss an die Ergebnisse von Kapitel II und III sind es Korrespondenznetzwerke, die die Formung der Praktiken sichtbar machen. Der Brief hat viele Facetten: Er ist Träger von Ankündigungsblättern, Medium des Dialogs, aber auch Reflexionsmedium. Für die Analyse der Einbettung der Praktiken in Formen mündlichen Umgangs wiederum ist historische Praxeologie auf Lebensberichte, autobiografische Romane und – wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde – szenische Texte angewiesen. Geschichten und Szenen über das Misslingen, Widerspruch zu äußern und – denkt man an das vielfache Verstummen Anton Reisers – überhaupt zu kommunizieren, stellen die Basis dar, auf der das Rasonieren als Praxis erwächst.

201 Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der erste Satz des Unterabschnitts über den Publikationsprozess dem Lektor gehört: »Der Lektor Klaus Siblewski spricht von der Veröffentlichung als einem ›zweiten Anfang des Romanschreibens‹, der durch den Moment markiert wird, wenn ein Autor darüber zu sprechen beginnt, dass er an einem Roman schreibt.« Ebd., S. 515. Zum Lektorieren als literarische Praxis vgl. Ines Barner: Von anderer Hand. Praktiken des Schreibens zwischen Autor und Lektor, Göttingen 2021.

V Parasiten

»Patron« und »Klient« gehen wort- und sozialhistorisch auf die römische Antike zurück. Legt man zur Bestimmung von Patron-Klient-Verhältnissen in der Antike Richard Sallers Studie *Personal Patronage under the Early Empire* zugrunde,¹ fallen Übereinstimmungen mit der historischen Semantik der Begriffe im 18. Jahrhundert auf: In beiden Zeiträumen fehlen die rechtliche Absicherung der Beziehung sowie die genaue juristische Definition eines Klienten. Ähnlich wie im 18. Jahrhundert vermeidet man auch in der Antike die Bezeichnung »Klient« und bemüht stattdessen den »amicus«.

Die Bezugnahme auf die Welt der römischen Patron-Klient-Verhältnisse ist spannungsreich und erfolgt im 18. Jahrhundert durch literarische Übersetzungen. In wacher Kenntnis der humanistischen Tradition, lateinische Komödien für den Schulgebrauch bekannt zu machen, wird zum Beispiel Plautus neu übersetzt. Bei Plautus ist es die schillernde Figur des Parasiten, in der die Altphilologie eine maskierte, komödiantisch überformte Interpretation des Klienten sieht.² Indem Lenz im dritten Stück seiner fünf *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater* den lateinischen *parasitus* mit »Klient« übersetzt, vermittelt er das deutsche Drama seiner Zeit mit der römischen dramatischen Ästhetik sozialer Asymmetrie.

Lenz' Übersetzung steht im Kontext des größeren Vorhabens, durch die Aneignung von Plautus die deutschsprachige Komödie zu erneuern. Um diesen Prozess zu verstehen, schlage ich vor, bei Lenz' Vorlage – also bei Plautus – anzufangen. Aufbauend auf der plautinischen Para-

1 Richard P. Saller: *Personal Patronage under the Early Empire*, Cambridge/UK u. a. 1982. Den Hinweis auf Sallers Studie verdanke ich Angela Ganter: *Was die römische Welt zusammenhält. Patron-Klient-Verhältnisse zwischen Cicero und Cyprian*, Berlin u. Boston 2015, S. 4.

2 Vgl. Cynthia Damon: *The Mask of the Parasite. A Pathology of Roman Patronage*, Ann Arbor/MI 1997, sowie Moritz Hinsch: *Echte und falsche Griechen in Plautus' Curculio* oder *Die Hellenisierung Roms im Spiegel der Komödie*, in: Gregor Vogt-Spira u. Bernhard Zimmermann (Hg.): *Plautus Revisited. Problemstellungen und Perspektiven der Plautusforschung*, Göttingen 2024, S. 491–522.

sitologie³ sowie den ersten Übersetzungen seiner Stücke ins Deutsche entfaltet das vorliegende Kapitel eine dichte Lektüre der unterschiedlichen Übersetzungen des *parasitus* durch Lenz.

1 Parasiten bei Plautus

In der Reihe der 21 überlieferten Palliata des Plautus taucht in acht Stücken eine Figur auf, die als *parasitus* bezeichnet wird. Neben *adulescens*, *cocus*, *lena*, *meretrix*, *senex*, *servus* und *virgo* – um die häufigsten zu nennen – ist *parasitus* in der Regel eine Typisierung, die durch erwartbare Motive und Handlungen definiert ist. Der Parasit gibt sich als Hungriger zu erkennen, der bemüht ist, Beziehungen und Strukturen aufrechtzuerhalten, die ihm möglichst »ewige Speisung«⁴ garantieren. Verglichen mit den übrigen Figuren, die durchaus in Mehrzahl auftauchen können – vor allem die Sklaven –, kommt ihm eine Sonderstellung zu: Es gibt in allen Stücken immer nur einen Parasiten. Dies hebt den Parasiten auf struktureller Ebene hervor, individualisiert ihn und eignet ihn für Variation und literarisches Spiel.

In der überaus reichen Forschungsliteratur zur Figur des Parasiten ist ihre buchstäbliche Singularität unkommentiert geblieben. Im Folgenden werde ich die Vereinzelnung als strukturelles Moment zunächst anhand des Stückes *Menaechmi* untersuchen, wobei ich drei Aspekte besonders in Betracht ziehe: den frühen Auftritt des in ein Selbstgespräch vertieften Parasiten in I/1, den Inhalt des Selbstgesprächs,

3 Mit »Parasitologie« beziehe ich mich auf Michel Serres: *Der Parasit*, Frankfurt/M. 1981 [frz. Orig. 1980]. Die theaterhistorische Herkunft des Parasiten ist für Serres nicht unbedingt entscheidend. Plautus nennt er zwar und bespricht mit Molières *Tartuffe* ein Stück, dessen Hauptfigur als Parasit gelesen werden kann. Allerdings ist es vornehmlich die biologische Bestimmung des Parasiten, die den pandisziplinären Theoretiker Serres inspiriert, die Parasitologie zu entwickeln. Gleichwohl beginnt das Buch mit Edmé Boursault und damit im Zeichen des Theaters.

4 »Ich hoff, dass ich für diese Botschaft ewige Speisung mir gewinn!« (»speroque me ob hunc nuntium aeternum adepturum cibum«, *Cap.* 780) Titus Maccius Plautus: *Komödien*. Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt und kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 2: *Baccides – Captivi – Casina – Cistellaria*, Darmstadt 2007, S. 175.

der die semantische Nähe physischer und imaginärer Gefangennahme auslotet, und die damit zusammenhängende prekäre Nachbarschaft des Parasiten zu den Sklaven. Die beiden Stücke *Stichus* und *Captivi* hinzuziehend, erweisen sich der Monolog und dessen Verbindung zu dem für Plautus charakteristischen Prolog als diejenigen Elemente, die von der Singularität des Parasiten zeugen.

Freiwillige Fesselung

Der erste Auftritt einer Figur erfolgt bei Plautus häufig dadurch, dass sie aus dem Haus tritt und noch beim Hinaustreten, auf der Schwelle, jemandem im Haus etwas zuruft.⁵ Anders die Parasiten, die bei ihrem ersten Erscheinen in der Regel vom Markt her kommen. Obwohl sie selbst ein Haus und – wie in *Persa* – eine Familie haben, ist ihre natürliche Umwelt die Sphäre der Waren- und Nachrichtenzirkulation.⁶ In den Stücken, in denen der Parasit in einer späteren Szene auftaucht, ist er zuvor im Dienste seines Patrons auf Reisen gewesen. Die Beweglichkeit der Figur im Raum und ihre Fähigkeit, die verschiedenen sozialen Sphären zueinander ins Verhältnis zu setzen, werden in *Menaechmi* (I/1) ins Metaphorische und Sozialphilosophische gewendet, wenn der Parasit Peniculus über das Wesen sozialer Bindung als Überwachung spekuliert (»quem tu adservare recte«, *Men.* 87) und die Welt physischer Fesselung mit der imaginärer Abhängigkeit verbindet. Der Parasit ist auch in intellektueller Hinsicht wendig und ein Meister der Analogiebildung und gewagten Gleichnisse.

Die Rede von den Sklaven, zu denen sich Peniculus sogleich nach seiner Vorstellung ins Verhältnis setzt, ist für die Interpretation des Parasiten von Bedeutung, wird doch das gesamte dramatische Schaffen des Plautus in rezenter Forschung unter der Bezeichnung »Slave Theater« besprochen: Das Kapitel »Die Vorherrschaft der Sklavenrolle« in

5 Vgl. Eduard Fraenkel: *Plautinisches im Plautus*, 2., unveränderte Aufl., Hildesheim 2000 [Reprint der Ausgabe Berlin 1922], S. 144 u. 163 f.

6 So besteht der Abgang des Parasiten in *Menaechmi* IV/2 darin, dass er zum Markt eilt (*Men.* 665–67). Titus Maccius Plautus: *Komödien*. Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt und kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 3: *Curculio – Epidicus – Menaechmi – Mercator*, Darmstadt 2008, S. 203. Zur Bedeutung des Marktes für den Parasiten vgl. auch *Captivi* III/1.

Eduard Fraenkels Buch *Plautinisches im Plautus* baut Amy Richlin in *Slave Theater in the Roman Republic* zu einer Gesamtschau aus und verdichtet es zu der These, dass die Palliata des Plautus eine wichtige historische Quelle zur Erforschung der Denkweise und Gefühle römischer Sklaven seien.⁷ Ohne an dieser Stelle Richlins theoretische und methodologische Überlegungen zum Wert literarischer Texte für die Geschichtswissenschaft eingehend diskutieren zu wollen,⁸ ist festzuhalten, dass sie in *Slave Theater* kulturhistorische, soziologische und psychoanalytische Forschungsergebnisse auf erhellende Weise zueinander ins Verhältnis setzt.

In geschichtswissenschaftlichen Abhandlungen über Sklaverei in der Antike finden sich wichtige Beobachtungen zu den Parasiten. Mehr noch: Die Forschung zum Parasiten wird wesentlich mitgetragen von der Forschung über Sklaverei und die Sklaven. *Servus* bezeichnet zu diesem Zeitpunkt einen rechtlich definierten Personenstand, der sich sowohl von sozialer Klasse als auch von der Kaste unterscheidet. Wenn Richlin, diese Definition ergänzend, von Versklavung als einem »lived process«⁹ spricht, dann trägt sie der historischen Tatsache Rechnung, dass »in this period all people, of any social class, were vulnerable to enslavement or might have lost kin to enslavement«.¹⁰ Die Geschichte der Sklaverei in der Antike ist somit auch eine jener Klassen und Personengruppen, die darum wussten, ihren Status als Freie verlieren zu können, und/oder der Freigelassenen. Mit diesem Wissen liest Richlin Plautus' Sklaven als Figuren eines Ensembles, zu dem von Armut (und damit drohender Sklaverei) geplagte Freie ganz selbstverständlich dazugehören: »Slaves and the free poor onstage overlap.«¹¹

Parasiten sind Freie. Doch nach Richlin ist ihre Freiheit eine prekäre. Die ähnliche Behandlung von Parasit und Sklave – auch ersterer

7 Amy Richlin: *Slave Theater in the Roman Republic. Plautus and Popular Comedy*, Cambridge/UK 2017.

8 Vgl. ebd., S. 21 f. Vgl. hierzu auch Moritz Hinsch: Die römische Komödie als historische Quelle oder Plautus' *Asinaria* und die Wirtschaft der mittleren Republik, in: Gregor Vogt-Spira u. Bernhard Zimmermann (Hg.): *Plautus Revisited. Problemstellungen und Perspektiven der Plautusforschung*, Göttingen 2024, S. 285–321.

9 Richlin: *Slave Theater*, S. 1.

10 Ebd.

11 Ebd. Vgl. hierzu auch ebd., S. 246.

wird geschlagen und fürchtet den Hunger¹² – führt bei Plautus dazu, dass andere Figuren auf der Bühne den Parasiten für einen (entlaufenen) Sklaven halten.¹³ Der größte Unterschied zwischen Parasiten und Sklaven besteht darin, dass der Parasit als individuelle, individualisierte Figur den Wert der Freiheit zur Disposition stellt und die Vorzüge freiwilliger Fesselung reflektiert.¹⁴ In *Peniculus*' Monolog ist der wahrhaft Gefangene er selbst, während Sklaven in seiner Rede bezeichnenderweise auf der Flucht, als »fugitivis servis« (*Men.* 80) auftauchen: Während sich die Sklaven auf den Zustand der Freiheit zubewegen, arbeitet *Peniculus* auf seine Abhängigkeit hin, indem er sich von *Menaechmus* einladen und damit im übertragenen Sinn in dessen Angelegenheiten verstricken lässt. So überzeugend die These von der sozialhistorischen Nähe der Sklaven und Parasiten auch ist, das Bühnengeschehen lebt von der Unterscheidung, vom Missbrauch der Freiheit durch die Parasiten und der Sehnsucht der Sklaven nach Freilassung – wie sie etwa *Messenio* am Ende von *Menaechmi* erfährt (*Men.* V/9).

Im Selbstgespräch

In seinem ersten Auftritt hält der Parasit meistens einen Monolog. Von acht einschlägigen Stücken ist er in fünf im Selbstgespräch, wenn er die Bühne betritt. Der Monolog weist über die Welt der dramatischen Handlung hinaus, wenn der Parasit sich und die seinen (»nos paraiti«, *Captivi* 75, »generi nostro«, *Stichus* 181) vorstellt. In *Persa* wird das Parasitentum gar als »Gewerbe« (»quaestum«, *Pers.* 53) bezeichnet, das Dynastien zu begründen vermag. Auf der Bühne ist zwar, wie gesagt, ausschließlich ein einzelner Parasit zu sehen – seiner Rede ist jedoch etwas Polyphones eigen. Der Parasit hat chorische Qualität, durch ihn sprechen all die Parasiten früherer Zeiten.

12 Vgl. ebd., S. 45 u. 133. Zur Parallelisierung von Sklave und Parasit vgl. auch Fraenkel: *Plautinisches*, S. 246 u. 406.

13 Vgl. hierzu auch Terenz: *Phormio*. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Peter Kruschwitz, Stuttgart 1999, S. 108 u. 109 (»in' hinc malam rem cum istac magnificentia, fugitive?«, *Phormio* 930–31, »Verschwinde doch mit deiner Großspurigkeit, du entlaufener Sklave!«), sowie Richlin: *Slave Theater*, S. 102 (mit Verweis auf *Curculio* 623).

14 »ultra eo ut me vinciat«, *Men.* 97.

Die zeitliche Selbstverortung des Parasiten im Monolog hat viele Facetten: Neben der geradezu kosmischen Zeitlichkeit, die in *Persa* Saturio mit seinem »Vater, Groß-, Urgroßvater, Urahn, Ururahn« verbindet,¹⁵ erwähnt Ergasilus in *Captivi* den für römische Verhältnisse gewöhnlichen Wechsel zwischen der Ferienzeit, die die Patrone auf das Land ziehen lässt, und der geschäftigen Zeit in der Stadt: »Windhunde sind wir Parasiten zur Ferienzeit; / Wenn die Geschäfte wieder angehn, Wölfische, / Zuwidrische und ziemlich Unverträgliche.«¹⁶ Sind die Patrone *out of town*, gehört die Stadt den Parasiten, die sehnsuchtsvoll deren Rückkehr erwarten.¹⁷ In struktureller Hinsicht signalisiert der Auftritt des Parasiten somit zugleich die reale und symbolische Abwesenheit eines Wirtes und Gastgebers. Der Parasit bringt karge Verhältnisse zur Sprache – seien sie geselliger oder emotionaler Natur (wie in *Captivi*, wo das Haus des Hegio durch die Abwesenheit des geliebten Sohnes mehr und mehr verfällt).

Eine Parallele zur ungastlichen Ferienzeit findet sich in der Abwesenheit der Hausväter und Ehemänner, wenn sie – wie in *Stichus* – auf langjähriger Reise sind. Diese Form der Abwesenheit als klassische Ausgangsbedingung der Komödie dient in *Stichus* dazu, das Geschick der beiden von den verreisten Ehemännern zurückgelassenen Schwestern mit dem Unglück des Parasiten Gelasimus zu verbinden: Ihre Klage »[d]enn seit unsre Männer sind fort von zu Haus, / Ist's das dritte Jahr schon«¹⁸ findet in seinem Monolog einen Widerhall. Die soziale und materielle Armut, über die der Vater der beiden Schwestern spricht,¹⁹ vermag nur Gelasimus bildlich darzustellen: »Gestorben sind die Trinkgelage ohne Zahl; / Wie viele Essen sind nun tot, die ich beweint, / Wie

15 »pater, avos, proavos, abavos, atavos, tritavos«, *Pers.* 57.

16 »prolatis rebus parasiti venatici / sumus, quando res redierunt, molossici / odiosicique et multum incommodestici«, *Cap.* 85–87.

17 Zur Bedeutung der Stadt und des städtischen Lebens bei Plautus vgl. Peter P. Spranger: *Historische Untersuchungen zu den Sklavenfiguren des Plautus und Terenz.* 2., durchgesehene und erweiterte Aufl., Stuttgart 1984, S. 74.

18 »nam viri nostri domo ut abierunt, / hic tertius annus«, *Stich.* 28f.

19 Durch seine Rede will der Vater die Töchter dazu bewegen, die fernen Ehemänner zu verlassen: »Achtet ihr denn Männer noch, die Vagabunden und Bettler sind?« (»Vosne latrones et mendicos homines magni penditis?«, *Stich.* 135) Titus Maccius Plautus: *Komödien.* Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt und kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 6: *Stichus – Trinummus – Truculentus – Vidularia*, Darmstadt 2012, S. 23.

viele Trunke süßen Weins und Frühstücke, / Die ich nun schon drei Jahre lang entbehren muss! / Vor Trauer und vor Kummer bin ich armer Mann / Gealtert; und fast bin vor Hunger ich – schon tot!«²⁰

Die Monologe des Gelasimus auf nackter Bühne lassen sich als tragikomische Elemente eines Stückes lesen, für das die Beobachtung Fraenkels zutrifft, dass wie schon die alte auch die neue Komödie Formen und Motiven der Tragödie sehr viel verdanke.²¹

Die abrupten Szenenwechsel in *Stichus* haben die Plautus-Forschung dazu veranlasst, dem Stück das Dramatische bisweilen ganz abzusprechen. *Stichus* sei kein Drama, sondern eine Folge von Szenen: »The scenes fall into three groups: these might be called ›The Abandoned Wives‹ (1–401), ›The Homecoming, or the Disappointed Parasite‹ (402–640), and ›The Carousal of the Slaves‹ (641–775).«²² Ich möchte dagegen vorschlagen, diese drei thematischen Szenenbündel im Zusammenhang zu sehen. Der Weg zum tieferen Verständnis des Zusammenhangs führt über den Parasiten Gelasimus und die Gestalt seiner Monologe.

Die Erwähnung der Penelope zu Beginn des *Stichus*²³ ruft zunächst das Thema der Heimkehr auf. Aus der Haupthandlung ist dieses Motiv jedoch insofern ausgespart, als die Wiedervereinigung der Eheleute und die Wiedersehensfreude auf der Bühne nicht gezeigt werden. Nur im Gespräch zwischen Epignomus, einem der beiden Heimkehrer, und seinem Sklaven Stichus in III/1 gibt es den einzigen Hinweis auf ein freudiges Wiedersehen:

Ich hab schon meinen Schwiegervater Antipho / Getroffen und nach dem Groll mich mit ihm ausgesöhnt. / Seht nur, was doch das Geld

20 Ebd., S. 27. »potationes plurumae demortuae / quot adeo cenae, quas deflevi, mortuae, / quot potiones mulsi, quae autem prandia, / quae inter continuum perdidit triennium. / prae maerore adeo miser atque aegritudine / consenui; paene sum fame emortuos.« (*Stich.* 211–216)

21 Vgl. Fraenkel: *Plautinisches*, S. 380–383. Andrea Antonsen-Resch spricht ebenfalls von einer »an tragischen Elementen reiche[n] Ausgangskonstellation«. Vgl. Dies.: *Von Gnathon zu Saturio. Die Parasitenfigur und das Verhältnis der römischen Komödie zur griechischen*, Berlin u. Boston 2005, S. 144.

22 George E. Duckworth zit. nach Antonsen-Resch: *Von Gnathon zu Saturio*, S. 144.

23 Der ernste Ton prägt bereits den Anfang: »Ich glaub, unglücklich wohl / War Penelope einst«. Plautus: *Komödien*, Bd. 6, S. 13 (»Credo ego miseram / fuisse Penelopam«, *Stich.* 1–1a).

vermag: da er nun sieht, / Wie wohlverrichteten Geschäfts ich kehr zurück / Und großen Reichtum mit nach Hause bring, da sind / Wir ohne Schlichter auf der Stelle an Bord des Schiffs / Zur Freundschaft und zur Einigkeit zurückgekehrt.²⁴

Nicht nur an dieser Stelle wird auf die Vergangenheit Bezug genommen. Auch wenn der Anfang des Stückes, in dem möglicherweise mehr über die Vorgeschichte stand, fehlt, finden sich im überlieferten Text einige markante Hinweise auf das frühere Leben der beiden Rückkehrer. In diesem Vorleben hatte Gelasimus einen festen Platz: »Als du Parasit bei uns warst, haben wir uns ruiniert.«²⁵ Gregor Vogt-Spira spricht sogar vom »vormaligen symposiastischen Lebenswandel der Brüder«,²⁶ der die Mitgift der beiden Schwestern erst ermöglicht habe. Die *latrones*, als die Antipho die Brüder zu Beginn beschimpft, können auch mit »Söldner« übersetzt werden, was die Umstände ihrer Reise näher spezifiziert. Vogt-Spira vermutet, dass die Brüder, finanziell verschuldet und ruiniert, von Antipho zum Söldnerdienst gezwungen worden seien.²⁷ Für den kriegerischen Hintergrund ihrer Abwesenheit sprechen auch die vielen Menschen, die sie zusammen mit den »Gold- und Silberschätze[n]« (»argenti aurique«, *Stich.* 373) mit nach Athen bringen: »Zither-, Flötenspielerinnen und Harfnerinnen hat er mitgebracht von größter Schönheit.«²⁸ Wie es zum Bruch mit dem Schwiegervater

24 Ebd., S. 43 (»nam iam Antiphonem conveni adfinem meum / cumque eo reveni ex inimicitia in gratiam. / videte, quaeso, quid potest pecunia: / quoniam bene gesta re rediisse me videt / magnasque adportavisse divitias domum, / sine advocatis ibidem in cercuro in stega / in amicitiam atque in gratiam convortimus«, *Stich.* 408–414).

25 Plautus: Komödien, Bd. 6, S. 61 (»Dum parasitus mi atque fratri fuisti, rem confregimus«, *Stich.* 627).

26 Gregor Vogt-Spira: *Stichus* oder Ein Parasit wird Hauptperson, in: Eckard Lefèvre, Ekkehard Stärk u. Ders.: Plautus barbarus. Sechs Kapitel zur Originalität des Plautus, Tübingen 1991, S. 163–174, hier S. 165.

27 Die spezifische Dominanz der Figur Antipho besteht darin, dass sie auf das Wort ihrer offenbar im Hintergrund agierenden Freunde verweisen kann, um ihren eigenen Ansichten mehr Gewicht zu verleihen. So bereits im Gespräch mit den Töchtern in I/2: »Doch weshalb ich zu euch komme und euch sprechen will, ist dies: / Meine Freunde sind der Meinung, ich sollt holen euch nach Haus.« Plautus: Komödien, Bd. 6, S. 21.

28 Ebd., S. 41 (»fidicinas, tibicinas, sambucas advexit secum forma eximia«, *Stich.* 380).

kommen konnte, deutet der Dialog zwischen den beiden Brüdern an, als Epignomus vorschlägt, die angekommenen Schiffe »noch heut« auszuladen, und von Pamphilippus zurückgehalten wird: »Immer mit der Ruh. / Laden wir im Gegenteil doch lieber uns mit Freuden voll! / Ist der Schmaus bald gar? Bin hungrig.« (*Stich.* 530ff.)

Offenbar ist Gelasimus nicht der Einzige, der die vielen »Trunke süßen Weins« (*Stich.* 213) vermisst: Das ganze Stück legt großen Wert auf Erfüllung durch Essen und Geselligkeit – und inszeniert dies im finalen Gelage des *Stichus* (V/1–7), den der für einen Tag Freigelassene zusammen mit seinem Freund Sangarinus und der gemeinsamen Freundin Stephanium feiert. Den Zusammenhang von Feiern, aufgeschobenen Geschäften und finanziellem Ruin – das Thema der Vorgeschichte – nimmt *Stichus* auf dem Höhepunkt des Festes auf: »Schlecht steht's um mein Spargeld! Aus ist's! Freiheitshoffnung flieht von mir!«²⁹

Stichus zehrt von der Vorgeschichte seiner Figuren. Die Vergangenheit wird re-inszeniert, indem Freigelassene und Sklaven auf der Bühne Feste feiern, die in derselben Intensität – wenn auch mit anderen Speisen (vgl. *Stich.* 690f.) – in der Vergangenheit der Brüder hätten stattfinden können.

Ein ehemaliger Freund

Der Parasit ist ein ehemaliger Freund. Die liebevoll trauernde Erinnerung an die bacchantische Vergangenheit teilt Gelasimus mit Ergasilus aus den *Captivi*, dessen Monolog zu Beginn eine weitere Facette der Figur offenbart: Die parasitischen Monologe führen aus der Zeit der dramatischen Handlung hinaus.³⁰ Verstärkt wird dieser Aspekt dadurch, dass Plautus im Umgang mit den griechischen Vorlagen seiner Stücke gerade die Monologe für Erweiterungen und Veränderungen nutzt. Sie heben häufig mit einer moralischen Sentenz oder einem Vergleich an, um zu weitläufigen, gesellschaftskritischen Diatriben fortentwickelt

29 Ebd., S. 73 (»Vapulat peculium, actum est. fugit hoc libertas caput«, *Stich.* 751).

30 Die nur lose Verbindung zwischen dem Monolog des Parasiten und der dramatischen Handlung merkt auch W. Geoffrey Arnott an in: *Targets, Techniques, and Tradition in Plautus' Stichus*, in: *Bulletin of the Institute of Classical Studies* 19 (1972), S. 54–79, hier S. 65 u. 71.

zu werden.³¹ Der Einsatz der Monologe beschränkt sich zwar nicht ausschließlich auf die Parasiten,³² doch fällt in ihrem Fall auf, dass die Selbstgespräche der Introspektion dienen und die Figur auf besondere Weise charakterisieren.

In den *Captivi* zeigt sich exemplarisch eine strukturelle Nähe zwischen dem Monolog des Parasiten und dem Prolog. Beide stehen am Beginn des Stückes. In den *Menaechmi* und den *Captivi* erfolgt der erste Auftritt des Parasiten direkt nach dem Prolog. Außerdem adressieren beide Textsorten das Publikum, was das Bühnengeschehen als solches markiert. Die Verweise auf die Vergangenheit sind ebenfalls Bestandteile eines expositorisch verstandenen Prologs, denn neben dem Hier und Jetzt des Bühnengeschehens sind zum Verständnis der Handlung weitere Informationen notwendig. Umgekehrt kann der Monolog prologische Elemente – beispielsweise Ort-, Raum- und Personen-Deiktika – enthalten.

Gerade weil in *Captivi* Bestandteile des Prologs erst im Monolog des Parasiten Ergasilus erzählt werden, ist es aufschlussreich, nach den Abweichungen zu fragen. Ein Vers ist diesbezüglich besonders interessant, weil er das Publikum über den Charakter des Hegio aufklärt, der seit der Entführung und Versklavung seines Sohnes selbst ein Geschäft der Sklaverei und Geiselnahme gegründet hat, um auf diesem Wege seinen Sohn zu befreien: »*Unehrenhaft und seiner Wesensart ganz fremd: / Er kauft Gefangene auf, ob er wohl einen finde, / Für den er seinen eignen Sohn eintauschen kann.*«³³ Ergasilus spricht als Verteidiger des Hegio, wirbt geradezu für Verständnis für einen eigentlich ehrenhaften Mann und Bürger, der aus Liebe ehrlos handelt und zu drastischen Maßnahmen greift, indem er foltert und unbotmäßige Gefangene hart bestraft. Der Prologsprecher hingegen urteilt nicht, er interessiert sich für die List der Gefangenen, durch die sie Hegio entkommen wollen,

31 Nach Fraenkel ist die Handschrift des Plautus als Dichter besonders eindrücklich an den Selbstgesprächen abzulesen. Vgl. Fraenkel: *Plautinisches*, S. 158–206, hier insb. S. 162.

32 Vgl. beispielsweise Fraenkels exemplarische Lektüre von *Menaechmus*' Monolog in *Menaechmi* IV/2 in: ebd., S. 159–162.

33 Plautus: *Komödien*, Bd. 2, S. 123 (»*inhonestum et maxime alienum ingenio suo: / homines captivos commercatur, si queat / aliquem invenire, suum qui mutet filium,*« *Cap.* 99–101). Hervorhebung von mir.

und beschränkt sich auf die Aufzählung der Verwicklungen und Täuschungsmanöver.

Ergasilus' Fürsprache macht darauf aufmerksam, dass der Parasit aus der Nähe und mit Wissen um die Vergangenheit auf das Geschehen blickt. Der Parasit ist ein vertrauter Freund, der allerdings die höchsten Güter der Freundschaft verloren hat. Im Zustand des sozialen Verlustes treffen wir ihn auf der Bühne an.

Monolog und reflektierende Innenschau als Gestaltungselemente des Parasiten geben der Figur eine tragische Färbung. So gehen programmatische Wiederentdeckungen des Plautus im 18. Jahrhundert häufig auf die mit dieser Figur assoziierte Melancholie und affektive Leere zurück. Es sind die Verlorenheit des Parasiten und die Vergeblichkeit seiner rhetorischen Kunststücke, von der sich die jungen Gelehrten von 1750³⁴ fasziniert zeigen.

2 Übersetzungen des *parasitus* im 16. und 17. Jahrhundert

Die ersten deutschen Übersetzungen von Plautus' Dramen offenbaren die Schwierigkeiten, die römische soziale Institution der Patronage dem deutschsprachigen Publikum näherzubringen. Die Plautus-Rezeption steht im Zeichen der Integration antiker Literatur in die bereits bestehende Kultur, weshalb die Palliata vor dem Horizont christlicher Werte gelesen und ins Deutsche übertragen wurden.³⁵ In *Spiegel der sitten* (1511), der die Reihe der Übertragungen mit den ersten Prosafassungen von den *Menaechmi* und den *Bacchiden* eröffnet, führt Albrecht von Eyb die Komödien als lehrreiche Beispiele ein, die den Leserinnen und Lesern den Spiegel vorhalten und sie vor lasterhaftem Tun bewahren sollen. Eine vergleichbare volkspädagogische Absicht vor dem Hintergrund christlicher Moralvorstellungen zeigt sich in Hans Sachs' Samm-

34 Siehe Sven Aage Jørgensen: Die »Jungen Gelehrten« von 1750, in: Lessing Yearbook XXX (1998), S. 11–20.

35 Vgl. Hans-Gert Roloff: Die Rezeption der Palliata in Deutschland um 1500, in: Alfred Noe u. Ders. (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) II (= Jahrbuch für Internationale Germanistik 116), Bern u. a. 2014, S. 9–41.

lung *Das ander Buch. Sehr herrliche schöne Artliche vnd gebundene Gedicht mancherley art* (1560), die eine weitere Übertragung der *Menaechni* enthält, ebenso wie in Martin Hayneccius' *Drey newe / schöne und lustige Comoedien* (1582), deren Studium – wie dem Titelblatt zu entnehmen ist – »Christlichen Schulen und leyen« empfohlen wird.³⁶

Die Orientierung an lehrhaften Inhalten und einprägsamen moralischen Imperativen zeigt sich auch an der literarischen Form, für die sich die Autoren entscheiden. Von Eybs Verzicht auf gebundene Rede signalisiert, dass der Autor den Akzent auf die Handlung und die damit verbundene Botschaft legt. Sachs, Hayneccius und noch weitere Autoren bemühen sich zwar um die versifizierte Übertragung der *Palliata* – bei ihnen ist es allerdings das Medium der Sammlung selbst und (wie bei Sachs) die Einbettung der Komödien in einer Vielzahl von Sprüchen und Geschichten, die den Zugang zu den Komödien als eigenständige Kunstwerke versperren und die Nutzung der Komödien als Gebrauchstexte nahelegen: Man nehme sich aus der Sammlung, was gerade nützlich scheint und zu den Lehrinhalten gut passt.

In der Reihe der Plautus-Übersetzungen, die mehrheitlich den schulischen und sprachpraktischen Aspekt der Rezeption betonen, stellt die erste Übersetzung des *Stichus* durch Christoph Freyßleben eine Ausnahme dar.³⁷ Die Besonderheit dieses Werks, das den Kunstcharakter der Komödie in den Vordergrund stellt, zeigt bereits die typografische Gestaltung des Titelblatts an. Der Titel *Ain Kurtzweylich / vnnd nit minder nutzlich Spyl / der Plautisch Stichus genannt / zu Teütsch gebracht / gereymbt vnd gehalten zu Ingolstatt / Durch Christoffen Freyßleben* ist der Form eines spitz zulaufenden Weinbeckers nachempfunden. Die Schriftgröße wird von oben nach unten kleiner, wobei »Ain Kurtzweylich« in der größten Schrift gesetzt ist und den oberen, dicken Rand des Weinbeckers ausfüllt. Die Aufmerksamkeit wird also zunächst auf die *Kurtzweil* gelenkt, dann erst auf den Namen des Übersetzers. Damit schafft schon das Titelblatt für die Plautus-Lektüre eine Umgebung

36 In der Auflistung der deutschen Übertragungen folge ich hier und im Folgenden Karl Otto Conrady: Zu den deutschen Plautusübertragungen. Ein Überblick von Albrecht von Eyb bis zu J.M.R.Lenz, in: *Euphorion* 48/4 (1954), S. 373–396.

37 [Christoph Freyßleben]: *Ain Kurtzweylich / vnnd nit minder nutzlich Spyl / der Plautisch Stichus genannt / zu Teütsch gebracht / gereymbt vnd gehalten zu Ingolstatt / Durch Christoffen Freyßleben*, Augsburg 1539.

voller Muße. Leserin und Leser sollen das Büchlein zur Hand nehmen wie ein kleines Glas Wein.

Freyßleben übernimmt weitgehend die Akt- und Szeneneinteilung von Plautus. Er übersetzt das Stück mit nur wenigen Abweichungen vollständig und ist um eine möglichst wortgetreue Wiedergabe des lateinischen Originals – einschließlich der Sprachspiele und witzigen Vergleiche – bemüht. Die Namen werden zwar eingedeutscht – aus Pagnyris wird Erntrawd, aus Epignomus Eckhart –, doch bleibt Athen Handlungsort. Der Text ist im besten Sinne eine Mischung aus Alt und Neu.

Gerade weil sich Freyßleben stark am plautinischen Original orientiert, fallen die Abweichungen besonders ins Auge. Sie deuten auf semantische Spielräume hin, aber auch auf die Grenzen, antike Lebensideale zu adaptieren. So werden sexuelle Handlungen und Prostitution zwar nicht gänzlich zensiert, aber doch abgemildert bzw. geschliffen: Die vielen »Flötenspielerinnen«, die Epignomus von der Reise mitbringt, werden mit übersetzt, doch den Satz, der bei Plautus ihre Anwesenheit auf der Bühne anzeigt,³⁸ lässt Freyßleben weg. Ein größerer inhaltlicher Eingriff zeigt sich bei der Übersetzung des Dialogs zwischen Epignomus und Stichus in III/1. Die Großzügigkeit, die Epignomus walten lässt, indem er seinem Sklaven Stichus die Möglichkeit einräumt, an seinem freien Tag so viele Gespielinnen ins Haus einzuladen, wie er möchte, verändert Freyßleben. In die Übersetzung fügt er eine Passage hinzu, die in diametralem Gegensatz zu der Plautus-Stelle von Mäßigung handelt: »Farhin / nym dir ain guten mut / doch halt dich wol in deiner hut / Daß du nit gar zu herlich seyst / der mässigkait dich allzeit fleyß / Wie dann thun ain yeder sol /«. ³⁹ Ebenfalls nicht übersetzt wird die Ansprache des für einen Tag freigelassenen Sklaven an das Publikum. In dieser kurzen Rede, die bei Plautus III/1 beschließt, erklärt Stichus dem (römischen) Publikum die Verhältnisse in Athen, die auch den Sklaven ein freizügiges Leben ermöglichen.⁴⁰ Die Streichung die-

38 »Nun, Stichus, führe diese Mädchen hier ins Haus.« Plautus: Komödien, Bd. 6, S. 43 (»age abduce hasce intro, quas mecum adduxi, Stiche«, *Stich.* 418).

39 Freyßleben: Ain Kurtzweylyg Spyl, unpag. [S. 2f. in »Der Dritt Thail«]

40 »Und dass ihr euch nicht wundert, dass wir Sklavenvolk / Hier zechen, lieben und verabreden uns zum Schmaus: / Das ist uns in Athen erlaubt.« Plautus: Komödien, Bd. 6, S. 45 (»atque id ne vos miremini, hominis servolos / potare, amare atque ad cenam condicere: / licet haec Athenis nobis«, *Stich.* 446–448).

ses Schlusses sorgt dafür, dass das für die Palliata zentrale Motiv des wortgewandten, verschlagenen Sklaven etwas verblasst. Und nicht nur das. Stattdessen legt Freyßleben der Figur Vorsicht und Demut in den Mund.⁴¹ Die teilweise Umcodierung der Figuren und Verhaltensweisen ist somit bei den Sklaven besonders ausgeprägt. Das Rebellische, das Richlin in Plautus' »Slave Theater« ausmacht, wird nicht tradiert.

Freiheitsliebe und Unterwerfungslust bringt Plautus anhand der Figurenunterscheidung »*servus* – *parasitus*« auf die Bühne. In den ersten deutschen Übersetzungen werden beide Figuren häufig mit »Knecht« übersetzt und damit die für die römische Komödie wichtige Unterscheidung nivelliert. Variationen und Reflexionen über Freiheit und Abhängigkeit gehen weitgehend verloren. Mit den Übertragungsversuchen von Lenz hingegen gewinnt die Figur wieder an Komplexität.

3 Parasiten bei Lenz

Lenz' *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater* (1774) bieten keine einheitliche Übersetzung des plautinischen Parasiten. Vielmehr zeigen sie Lenz' Bemühen um die lateinische Begrifflichkeit, wenn er den Parasiten mit »Klient« übersetzt (*Die Entführungen*). Sie offenbaren aber auch die unentschiedene Haltung gegenüber der Übertragbarkeit der Patronage auf die deutschen bzw. europäischen Verhältnisse, wenn der Parasit einerseits als »Ein Bakkalaureus«⁴² wiedergegeben und von den einfachen Bediensteten unterschieden wird (*Das Väterchen*), andererseits als »Lips Rustan, einäugig«⁴³ ohne nähere ständische Bestimmung, jedoch physisch und namentlich verfremdet im Stück auftaucht (*Die Türkensclavin*). Eine vergleichende Lektüre dieser drei Werke wird Lenz' spezifische Parasitologie erhellen.

41 »Herr ich will mich halten wol / Ist dennoch gut ich sech wol auff / das ich nit thu ain bosen kauff / Wenn ich yetz znacht einkauffen wiert / das gelt ist ja gar bald verfurt«. Freyßleben: Ain Kurtzweylyg Spyl, unpag. [S. 3 in »Der Dritt Thail«]

42 [Jakob Michael Reinhold Lenz]: *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater*, Frankfurt u. Leipzig 1774, unpag. [S. 2]

43 Ebd., unpag. [S. 274]

Von den drei ausgewählten Stücken hat *Die Entführungen* aufgrund der Überlieferungslage eine Sonderstellung. Die Handschrift, die dem Erstdruck zugrunde liegt, ist überliefert. Überdies hat sich – vermittelt durch Karl Weinholds Sammlung von 1884 – der erste Versuch der Übersetzung des plautinischen *Miles gloriosus* erhalten.⁴⁴ Während Lenz mit den veröffentlichten *Lustspielen nach dem Plautus* einer Empfehlung Goethes folgt, indem er Handlung, Figuren und Schauplätze in das Deutschland bzw. Europa seiner unmittelbaren Gegenwart verlegt,⁴⁵ orientieren sich die ersten Übersetzungsversuche sehr viel enger am lateinischen Original. Ein Beispiel dafür ist die kurze Vorrede, die sich in der ersten Fassung der *Entführungen* findet und in der sich Lenz dem deutschsprachigen Publikum als Plautus-Übersetzer vorstellt.

Es handelt sich bei dieser Vorrede um einen wichtigen poetologischen Text, der gedanklich mit der *Verteidigung der Verteidigung des Übersetzers der Lustspiele* verbunden ist. Sie insinuiert die intime Gesprächssituation zwischen Übersetzer und imaginiertem Publikum, in der ersterer gesteht, zum wiederholten Male vom römischen Dichter verführt worden zu sein. Die »wiederholte(r) Lesung«⁴⁶ seiner Stücke hat einen erotischen Subtext, und die übersprudelnd begeisterte Aufzählung von deren Vorzügen zeigt, dass der angeregte Plautus-Leser und -Übersetzer diesen Autor in der Sphäre der schönen Künste und des philosophischen Vergnügens situiert:

Die Lebhaftigkeit, der scharfe Witz, die Einbildungskraft und tiefe Kenntnis der Charaktere mit dieser Leichtigkeit und Naivität des Ausdrucks verbunden, die ich im Plautus bei wiederholter Lesung seiner Lustspiele finde, haben mich in eine mir so angenehme Laune gesetzt, daß ich dem Instinkt nicht widerstehen kann, Ihnen abermals bei meiner gegenwärtigen Muße ein Stück von ihm deutsch zu liefern.⁴⁷

44 Dramatischer Nachlass von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male hg. und eingeleitet von Karl Weinhold, Frankfurt/M. 1884, S. 30–76.

45 Vgl. Goethe an Johann Daniel Salzmann, 6. März 1773, in: GB 2/I, S. 12–15.

46 Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 77.

47 Ebd.

Gepriesen werden ausschließlich die ästhetischen Vorzüge des Plautus und die Einzigartigkeit jedes einzelnen seiner Schauspiele. Da in der Vorrede ein begeisterter Liebhaber zu einer begeisterungsfähigen Menge spricht, können die positiven literarischen Werturteile für sich stehen und bedürfen nicht der literaturkritischen Absicherung. Der kurze Text klingt mit der Anrufung des Dreigestirns Shakespeare, Molière und Goldoni aus, in deren Reihe Plautus gestellt wird.

Wie der Titel verrät, spricht in der *Verteidigung der Verteidigung des Übersetzers der Lustspiele* hingegen jemand, der unter literaturkritischen Beschuss geraten ist. Die Kritikpunkte, auf die sich Lenz bezieht, wurden möglicherweise im Kontext der Präsentation einiger Übersetzungsproben in der Straßburger Sozietät geäußert.⁴⁸ Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass Lenz hier – wie in den *Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*⁴⁹ – eine kritische Menge fingiert, gegen die er Stellung bezieht. Dafür spricht die Übereinstimmung der referierten Kritikpunkte mit den Vorbehalten, die sich bereits mit und in den ersten deutschen Übertragungen des Plautus gegen den römischen Dichter kundtun. Lenz lässt in der womöglich fingierten Kritik zugleich die jahrhundertalte Plautus-Rezeption zu Wort kommen, die Plautus mehrheitlich aus didaktischen Gründen – seien sie sprachlicher oder moralischer Natur – der deutschsprachigen Leserschaft nahebringen wollte.

Zwei Fragen, auf die Lenz antwortet, sind von besonderem Interesse: (1.) Auf welche Weise lassen sich die »Sitten der alten *meretricum* und *lenarum*«⁵⁰ auf die deutschen sozialen Verhältnisse übertragen? Einer Kritik, die in *Das Väterchen*, einer freien Übersetzung des Stückes *Asinaria*, in der Figur der Frau Gervas eine Kupplerin und in Clärchen »eine *fille de joie*«⁵¹ identifiziert, entgegnet Lenz, dass es nicht seine Absicht gewesen sei, »ein Bordell auf der Bühne auf[zu]schlagen«: »Wie kann eine Hure sprechen, wie Clärchen spricht? Hab ich nicht in der Türkensklavin alles angewandt den Argwohn von ihrem Cha-

48 Die doppelte Verteidigung ließe sich mit den Entstehungsbedingungen der Veröffentlichung erklären, die bislang nur bruchstückhaft rekonstruiert sind. Vgl. ebd., S. 919 [Anmerkungen].

49 Vgl. hierzu Kapitel VI, Abschnitt 3 dieser Arbeit.

50 Vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 694.

51 Ebd.

rakter abzuwischen, den widrige Umstände wie einen Nebel drüber werfen konnten.«⁵² Die Verteidigung der beiden Figuren Clärchen und Selima (*Die Türkensclavin*) lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sprache der Figuren und der Stücke insgesamt. In der Tat hat Lenz in seinen Übersetzungen in der Gestaltung der römischen Hetären die obszönen Anspielungen des lateinischen Originals vielfach getilgt oder zumindest abgemildert.⁵³ Aus den Hetären sollen empfindsame Töchter werden – vergleichbar mit Lessings sexuell erwachter und zugleich tugendhafter Sara Sampson. Im Zuge dieser Transformation sind die Ergänzungen in *Die Türkensclavin* besonders aufschlussreich: In IV/1 wehrt sich Selima gegen ihren Verkauf mit einer lauten Anklage und behauptet sich als Freigeborene, die allein die Gottesgewalt anerkennt.

Selima. Ich bin frey gebohren, ihr Böswichter! Mein Herr ist im Himmel. – Kein Mensch hat ein Recht auf meine Tugend und Kuhlmann kann sie nicht verkaufen. Ich gehe keinen Schritt weiter und wenn ihr mich mit Gewalt dazu bewegen wollt, so werd ich Gewalt schreyen, und wenn der Kayser selbst eure Gewaltthätigkeiten billigt, so werd ich Gewalt zu Gott schreyen, der mächtiger als euer Kayser ist –⁵⁴

Auffällig sind die Häufung des Wortes »Gewalt« und eine Sicht auf die Kette der »Gewaltthätigkeiten«, in der Selima noch den Kaiser als möglichen Komplizen der kleinbürgerlichen Patriarchen verachtet. Ein vergleichbarer rhetorischer Angriff gegen die Herrschaft fehlt in der Plautus-Vorlage *Curculio*, in der die gefangene Planesium in der Szene der Besitzübertragung stumm bleibt. Lenz nutzt die kulturellen Grenzen einer direkten Übertragung der römischen sozialen Verhältnisse im Fall der Planesium/Selima im Sinne der neuen Sprache der literarischen Empfindsamkeit.

(2.) Worin besteht die Originalität des Plautus? Mit seinen Ausführungen zum »Geist Plautus'«⁵⁵ reagiert Lenz auf die grundsätzliche

52 Ebd.

53 Vgl. Angela Sittel: Jakob Michael Reinhold Lenz' produktive Rezeption von Plautus' Komödien, Frankfurt/M. u.a. 1999, S. 210f.

54 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 307.

55 Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 696.

Kritik, die in den Stücken des Plautus lediglich findige Nachahmungen griechischer Originale zu erkennen vermag. In seiner Entgegnung benennt er die poetischen Bestandteile eines Dramas und setzt sie zueinander ins Verhältnis. Neben »Anordnung« im Sinne der »Anlegung der Situationen«, »die Umriss der Charaktere«, »Schönheiten der Diktion« und »witzige Wendungen«⁵⁶ tauchen mit den »rührenden Szenen«,⁵⁷ »zärtlichen Szenen«, »mitleidige[n] und zärtliche[n] Szenen«⁵⁸ in dichter Folge Formulierungen auf, die die Formsemantik der *Palliata* mit der Dramentheorie der literarischen Empfindsamkeit begrifflich verbinden.⁵⁹ Mehr noch: Die *Verteidigung der Verteidigung* impliziert, dass erst die Mitleids- und Rührungstheorie des Dramas, wie sie im 18. Jahrhundert entsteht, es ermöglicht, das »Genie«⁶⁰ des Plautus intellektuell und ästhetisch zu erfassen. Das *Plautinische im Plautus*⁶¹ offenbare sich eben weniger in den witzigen Einfällen und Wortspielen als in den Empfindungen des Plautus selbst,⁶² die in die Stücke »hingewebt« und »hineingedacht«⁶³ seien. Um diese Überlegungen zu verlebendigen, mündet die *Verteidigung der Verteidigung* in eine Art Szene, in der Plautus selbst das Wort ergreift:

[D]ie Geschichte lag vor mir, ich nahm sie, ich schuf sie, ich ordnete, ich stellte, ich kontrastierte – überall ich – Und wie denn, daß alles darin so römisch ist? Daß mein Witz in den Charakteren, in den Situationen, in der ganzen Anordnung des Stücks selber liegt, tief hingewebt ist, ohne dieselben seinen ganzen Stempel verliert, so hineingedacht ist, daß wer mich an einem angreift, mir kein eigenes

56 Ebd., S. 697.

57 Ebd., S. 696 u. 697.

58 Ebd., S. 697.

59 Auf diesen Zusammenhang weist auch Bengt Algot Sørensen hin, der allerdings die eigentliche Stoßrichtung der Plautus-Studien und -Übersetzungen in der »satirisch-realistische[n]« Schilderung der deutschen sozialen Verhältnisse sieht. Vgl. Ders.: *Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert*, München 1984, S. 148f.

60 Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 697.

61 Lenz nimmt damit Vorstellungen vorweg, die sich mit Fraenkels *Plautinisches im Plautus* durchsetzen werden.

62 Zur Charakterzeichnung eines empfindsamen Plautus durch Lenz vgl. Ders.: *Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 696f.

63 Ebd., S. 697.

Haar übrig läßt. Das ganze Gebäude stürzt ein, wenn man mir einen Stein aus der Stelle rückt – und das soll ich nicht gebauet haben? Und mein ganzes Verdienst soll gewesen sein, die lateinische Sprache in meiner Gewalt zu haben? Und ich soll in den rührenden Szenen bloß knechtischer Nachahmer meiner Originale gewesen sein, ohne jemals die Macht des ganzen vereinigten Eindrucks der Situationen alle, der ganzen Fabel in meiner Brust empfunden zu haben, die allein dergleichen Szenen und Sprache hervorzubringen fähig war?⁶⁴

Die Akzentuierung der aus verfeinerten Empfindungen erschaffenen »Szenen und Sprache« soll Plautus den Fängen der Lateinlehrer und »frühreife[n] Kritiker«⁶⁵ entreißen und damit einen grundsätzlich anderen Blick auf die Ästhetik seiner Stücke ermöglichen.⁶⁶

Mit Verweis auf Goethes Kritik an den ersten Übersetzungsversuchen beschreibt Sigrid Damm Lenz' Arbeit mit und an Plautus als eine Art Eindeutschung und Aktualisierung der plautinischen Stücke.⁶⁷ Mit der 1774 veröffentlichten Ausgabe finde die antike Vorlage eine heimische Einkleidung. Diesen Blick auf die Sammlung, der sich in erster Linie auf den sozial- sowie gegenwartskritischen Gehalt der Texte richtet, hat man vor dem Hintergrund einer engagierten 18.-Jahrhundert-Forschung vielfach übernommen. Folgt man Lenz jedoch in seinem Interesse für die Sprache und Ästhetik der Stücke, verliert die vage Bezeichnung »Eindeutschung« an Evidenz und erfordert weitere Differenzierung. Insbesondere die semantische Transformation des Pa-

64 Ebd., S. 697f.

65 Ebd., S. 698.

66 Die Aufmerksamkeit für Lenz' Sicht auf Plautus eröffnet zugleich eine neue Perspektive auf einen poetologischen Zusammenhang, den die Literaturwissenschaft als Lenz' Komödientheorie bezeichnet. Vgl. hierzu – mit Blick auf Lenz' Plautus-Studien – insb. Roger Bauer: »Plautinisches« bei Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Herbert Mainusch (Hg.): Europäische Komödie, Darmstadt 1990, S. 289–303, sowie Ders.: Die Komödientheorie von Jakob Michael Reinhold Lenz, die älteren Plautus-Kommentare und das Problem der »dritten« Gattung, in: Stanley A. Corngold, Michael Curschmann u. Theodore J. Ziolkowski (Hg.): Aspekte der Goethezeit, Göttingen 1977, S. 11–37. Erst die Berücksichtigung aller Texte, die im Zusammenhang mit Lenz' Plautus-Lektüre stehen, ermöglicht eine differenzierte Analyse.

67 Vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 845 [Anmerkungen].

rasiten lässt sich entlang der sprachlichen Veränderungen untersuchen, die Lenz an der ersten Fassung der *Entführungen* vornimmt.

Die Entführungen ist eine freie Übersetzung des plautinischen Stückes *Miles gloriosus*, das mit der Figur des Artotrogus einen schmeichlerischen Parasiten auf die Bühne bringt. Sie folgt in I/1 dem großsprecherischen Söldnerhauptmann auf dem Fuß und erweist sich insofern als »Geburtshelfer[in] der Hauptfigur«,⁶⁸ als sie diese mit ihrer Rede in die Verblendung, das falsche glorreiche Selbstbild »hineintreibt«. ⁶⁹ Der Parasit handelt durch Worte. Er verfügt über ein reiches Arsenal an Metaphern und Gleichnissen und ist dadurch die in sprachlicher Hinsicht auffälligste Figur auf der Bühne.

In seiner ersten Bearbeitung des Stückes orientiert sich Lenz weitgehend an der plautinischen Sprache. Artotrogus stellt er als »ein[en] Schmarotzer«⁷⁰ vor, der die erfundenen Siege seines Patrons wortreich zu besingen weiß. In der zweiten Fassung nimmt Lenz an der Figur und dessen Rede Veränderungen vor, die die Semantik des Patron-Klient-Verhältnisses im 18. Jahrhundert weiter erhellen.

Der Schmarotzer der ersten Fassung wird in der zweiten Fassung zum Klienten. Der unbestimmte Artikel der ersten Fassung weicht der näheren Bestimmung einer Beziehung, indem der Parasit der lateinischen Vorlage als »Lamy, Klient des Officiers«⁷¹ angekündigt wird. Sprachlich durchläuft die Figur eine Transformation: Die Metaphern und Gleichnisse werden der Alltagssprache angenähert und damit eher gemildert. An zwei Stellen lässt sich die Arbeit der rhetorischen Abschwächung besonders gut zeigen:

Officier. Mars – ist das nicht der – der Bärenheuter, dem ich in der Gurgustidonischen Bataille das Leben rettete? der feindliche General hieß Cluninstaridisarchides –

Artotrogus. Ganz richtig mit dem goldnen Panzer, derselbe dessen

68 Antje Wessels: Blendender Auftritt. Zur Eingangsszene in Plautus' *Miles Gloriosus*, in: Vogel u. Wild (Hg.): *Auftreten. Wege auf die Bühne*, S. 79–92, hier S. 85.

69 »Pyrgopolynices wird mit seiner imaginierten Rolle als glorreicher Hauptmann im Verlauf der Selbstaffektation völlig eins, und er wird in diesen Prozess durch das Agieren seines Gegenübers regelrecht hineingetrieben.« Ebd., S. 83.

70 Lenz hg. v. Weinhold: *Dramatischer Nachlass*, S. 30.

71 [Lenz]: *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater*, S. 122.

Armee Dieselben mit ihrem Athem in die Luft bliesen, daß ich so sagen mag, gleich wie der Sturm im Herbst die trockenen Blätter der Bäume, oder ein altes Strohdach davon führt.⁷²

Kalekut. Martem – ist das nicht – der Bärenheuter, dem ich im Successionskriege in der Bataille bey – Ryswick das Leben schenkte – damals als ich noch in Oestreichischen Diensten war.

Lamy hustet. Ganz richtig – dessen Bataillon dieselben, daß ich so sagen mag, mit ihrem bloßen Anblick über'n Haufen warfen.⁷³

Die rhetorische Verschlankung in Lamys Rede zeigt sich im eingängigen Bild vom »bloßen Anblick«, der die Feinde bezwingt, anstelle des »Athem[s]«. Auf das Gleichnis »wie der Sturm ...« wird ganz verzichtet. Auch an einer weiteren Stelle streicht Lenz die Aufzählung zugunsten eines einzelnen Wortes:

Artotrogus. Ey freilich, wenn Dieselben hätten Dero Leibeskräfte brauchen wollen, Sie wären ihm mit der Faust durch Fell Eingeweide und Knochen gefahren, wie durch einen Eyerkuchen –⁷⁴

Lamy. Ey freylich, wenn sie ihre Leibeskräfte hätten brauchen wollen, sie wären ihm durch den ganzen Leib gefahren wie durch einen Eyerkuchen. he he, he.⁷⁵

Die Vereinfachung der Rede des Klienten und deren Anpassung an die Sprache und Wortwahl der übrigen Figuren lassen darauf schließen, dass es Lenz darum ging, die asymmetrische Beziehung zwischen Patron und Parasit an die sozialen Verhältnisse seiner Gegenwart zu adaptieren. Die semantische Integration des Parasiten in die gesellschaftliche Ordnung des 18. Jahrhunderts erfordert offenbar eine rhetorische Vereinfachung. Der soziale Abstand der Figur zu den übrigen Akteuren auf

72 Lenz hg. v. Weinhold: Dramatischer Nachlass, S. 31.

73 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 123.

74 Lenz hg. v. Weinhold: Dramatischer Nachlass, S. 31.

75 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 124.

der Bühne wird bei Lenz auf die körperliche, gestische und mimische Ebene verlagert.⁷⁶

In *Das Väterchen*, einer Übertragung von Plautus' *Asinaria*, vermittelt Lenz das römische Klientelwesen mit der Welt der bedürftigen Gelehrten und ihrer Patrone. Der Bakkalaureus dieses Stückes präfiguriert weitere Gelehrte in Lenz' dramatischem Werk: so etwa die Figur des Herrn Zierau in *Der neue Menoza* (1774) und Reinhold Strephon in *Die Freunde machen den Philosophen* (1776). In der autobiografisch angelegten Figur des Reinhold Strephon kommt außerdem die Tragik des Parasiten zur vollen Geltung.⁷⁷

Lenz' Handschrift ist an den Nebentexten seiner Dramen zu erkennen. Die grotesken Bewegungen und surreal anmutenden Kapriolen seiner Figuren weichen von den Dramen des Sturm und Drang und dem »bürgerlichen Trauerspiel« eklatant ab. Das Erröten, Erbleichen, Zittern und Weinen, das die Schauspiele eines Lessing neben den Dialogen affektiv orchestriert, fällt bei Lenz deutlich weniger ins Gewicht als jene Regieanweisungen, die Bewegungsabläufe in einzelne Elemente zerlegen und über die Dauer einer Szene als tänzerische Spur neben der Figurenrede mitlaufen lassen. Die Affekte oder Emotionen brechen sich nicht durch die Rede Bahn, sondern ein Gegenstand oder ein Körperteil macht sich selbstständig und beginnt ein nebensächliches Eigenleben.

In *Das Väterchen* ist es in IV/1 ein Blatt Papier, auf dem der Kontrakt zwischen dem erpresserischen Liebhaber (Herr Reich) und seiner Geliebten fixiert werden soll, das sich verselbstständigt. Die Figur des Bakkalaureus hängt an diesem Blatt: »Reich will ihm das Blatt aus der Hand reißen [...] Indem beyde reißen, behält jeder ein Stück davon in der Hand. [...] [Der Bakkalaureus] legt beyde Stücke auf den Boden zusammen wo er sie mit beyden Händen hält und liest kniend.«⁷⁸ In V/2 sind es zwei Hände, die in gewaltsame Bewegung geraten: »Herr Schlinge ißt und trinkt mit der linken Hand Clärchen mit der rechten haltend. [...] Clärchen, die mittlerweile fortschleichen wollte, hastig an die Hand fassend. [...] Schlägt mit Clärchens Hand die er in seiner hält, aus aller Macht auf den Tisch.«⁷⁹

76 Der Klient Lamy hustet und stottert. Vgl. ebd., S. 123 u. 125.

77 Vgl. hierzu Ghanbari: Allen alles werden.

78 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus, S. 41.

79 Ebd., S. 47 u. 49.

Der Nebentext ist Schauplatz exzentrischer Bewegungsabläufe. Die Figuren winden sich aus sich heraus, indem sie stolpernd, schleichend, fallend, tappend, kriechend über die Bühne schweifen. Um es mit dem für die Lenz-Dramen charakteristischen Verb zu sagen: Sie laufen. Verstanden als »ein suchendes und nicht nur in eine Richtung strebendes Umherirren«⁸⁰ ist diese Bewegungsform bei Lenz kennzeichnend für Wege auf die Bühne.⁸¹

4 Plautus überschreiben: Lenz, *Die Türkensclavin*

Das letzte der fünf *Lustspiele nach dem Plautus* ist ein Drama der Bewegungen. Kleine, tapsende Schritte im Dunkeln (I/I) sind mit weiten Bewegungen im Raum – von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent – verbunden. Die Figuren bewegen sich: in die Häuser hinein, aus den Häusern heraus auf die Straße. Und die Figuren werden bewegt: abgeholt, überliefert, verschickt, entführt, geführt, verkauft, mitgebracht und weggebracht. Bereits das erste Wort des Dramas signalisiert die Sorge angesichts eines noch unbekanntes Ziels: »Wohin denn, daß ich fragen darf?«⁸² Die Figurenrede in I/I ist durchsetzt von Verben und Redewendungen, die irreguläre Grenzüberschreitung oder das Fallenstellen bezeichnen: Kinder und Ehefrauen aus den Häusern herauslocken, durch »verzäuntes Feld oder Gärten Fußsteige machen«, »Netze ausstellen«⁸³ und »entführen«⁸⁴ – aber auch: wie ein Engel vom Himmel herabsteigen.⁸⁵

Die Vielfalt der Bezeichnungen von Abläufen der unfreiwilligen Ortsveränderung ist im 18. Jahrhundert ein wichtiges Kennzeichen der Rede über Sklaverei. Wie Rebekka von Mallinckrodt darlegt, benennen die Akteurinnen und Akteure den Kaufvorgang sehr häufig um. In den Quellen wird in der Regel vom »Mitbringen« gesprochen, Menschen

80 Vgl. Sittel: Lenz' Rezeption von Plautus, S. 259.

81 Siehe Vogel u. Wild (Hg.): Auftreten. Wege auf die Bühne.

82 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus, S. 275.

83 Ebd., S. 276.

84 Ebd., S. 277.

85 Vgl. ebd.

werden »übersandt«. ⁸⁶ Die »bewusste Uneindeutigkeit« ⁸⁷ entspricht der rechtlichen Unentschiedenheit: Auch ohne Sklaverei als Rechtsinstitut ließen sich Eigentumsrechte über einen Menschen erstreiten. Bezugnahmen auf die nach wie vor praktizierte und rechtsgültige Leibeigenschaft erleichterten die Argumentation im Sinne der Eigentümer. ⁸⁸

Das Stück *Die Türkensclavin* partizipiert an diesem Diskurs, indem es die Frage der Eigentumsrechte über einen Menschen in ein konventionelles Narrativ kleidet und dabei soziale Stereotype – etwa über die »Zigeunerin« – reproduziert. So berichtet Sebastian, »ein junger Wiener«, über Selima, in die er sich verliebt hat:

Sebastian. [...] Du weißt also noch nichts von der schönen Türkensclavin die Kuhlmann neulich vom Lande von seiner Schwester hereingebracht hat. Sie ist ihm als ein zartes Kind von einer Zigeunerin, die noch bey ihr ist, für einige Bouteillen Wein verkauft worden, er hat sie wegen ihrer seltnen Schönheit auf dem Lande erziehen lassen, sie ist unschuldig wie ein neugebohrnes Lamm und schön wie ein vom Himmel herabgestiegener Engel, *faßt ihn an die Hand*. Und liebt mich, Herrmann, liebt mich – ⁸⁹

Der Kaufvorgang wird passivisch formuliert. Selima wird als Kind gekauft, womit der Käufer die Position eines Vormunds einnimmt, der auch für die Erziehung des Mädchens zuständig ist. ⁹⁰ Selima wird nicht

86 Rebekka von Mallinckrodt: Verhandelte (Un-)Freiheit. Sklaverei, Leibeigenschaft und innereuropäischer Wissenstransfer am Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43/3 (2017), S. 347–380, hier S. 358 u. 360.

87 Ebd., S. 380.

88 Vgl. ebd. u. passim. So werden auch in *Die Türkensclavin* Sklaverei und Leibeigenschaft semantisch verknüpft: »Budowitzky. Schweigt Herr! Sie ist meine Sclavin. / Sebastian. Wer hat sie ihnen leibeigen gemacht.« [Lenz]: *Lustspiele nach dem Plautus*, S. 321.

89 Ebd., S. 277. Hervorhebung des Nebentextes von mir.

90 Die Sorge um die Erziehung versklavter Kinder ist ein Topos. Oft soll der laut verkündete Wunsch nach einer guten, angemessenen Erziehung von der Tatsache ablenken, dass die Kinder sich selbst überlassen oder weitergereicht werden. Vgl. hierzu den Brief Christoph Adam Carl von Imhoffs an seinen Freund Carl Ludwig von Knebel, 14. Februar 1779, über das in Indien in Besitz genommene Kind Ramjany: »Mein kleiner Schwarzer [Ramjany, N.G.] wird das Glück haben, Ihnen diesen Brief zu bringen, und ich empfehle ihm Ihres guten Vorworts. Se. Durchlaucht der Herzog können mit ihm machen, was sie

fremden Händen überlassen, sondern der eigenen Schwester anvertraut. Das junge Mädchen wächst auf dem Land, fern von der sündigen Stadt auf.

Das Stück fügt dem Diskurs aber auch etwas Neues hinzu. Zum einen erhebt die Sklavin ihre Stimme und eine elaborierte Anklage gegen ihre Eigentümer (IV/1). Physisch gefangen genommen, verteidigt sie die Unveräußerlichkeit ihrer »Tugend«.⁹¹ Zum anderen verliert die Dislozierung der Sklavin im Laufe des Stückes die Selbstverständlichkeit. Während die Gründe für den Verlust ihres Elternhauses in einem gewaltsamen Raub liegen,⁹² birgt der geplante Eigentümerwechsel in der Zeit der dramatischen Handlung Gefahren und sieht sich rechtlichen Hindernissen gegenüber. So wird ausführlich auf die Situation »am [Stadt-]Tor« Bezug genommen, wenn Selima »einen Passeport«⁹³ bekommen soll. Der für Selimas Auslieferung an den neuen Eigentümer verantwortliche Lips Rustan fürchtet, am Tor mit Eigentumsansprüchen von dritter Seite konfrontiert zu werden. Die Sprache der Prostitution und Zuhältereie geht mit dem Vokabular legitimen Grenz- und Güterverkehrs eine komische Verbindung ein.

Lust haben, selbst behalten oder weiterschenken, aber in beiden Fällen hoffe ich, daß seine Erziehung besorgt wird.« Imhoff Indienfahrer. Ein Reisebericht aus dem 18. Jahrhundert in Briefen und Bildern. Hg. und mit einer Einführung von Gerhard Koch, Göttingen 2001, S. 258. Den Hinweis auf diesen Brief und das Zitat entnehme ich Rebekka von Mallinckrodt: Verschleppte Kinder im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und die Grenzen transkultureller Mehrfachzugehörigkeit, in: Dagmar Freist, Sabine Kyora u. Melanie Unseld (Hg.): Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen. Räume – Materialitäten – Erinnerungen, Bielefeld 2019, S. 15–37, hier S. 24.

91 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 307.

92 »Selima. In jener erschrecklichen Nacht, als das Feuer in unserm Hauß' ausbrach, ich mochte damals fünf Jahr haben, ich erinnere mich dessen noch wohl, sprang ich aus dem Bett, zitternd und verlassen, da ergriff mich, ich weiß nicht welche kalte Hand, meine Sinne verliessen mich und als ich erwachte, befand ich mich tief in einem Walde in den Armen einer Zigeunerin, die mich nachmahls dem unartigen Kuhlmann verkauft hat. Sie hat mir niemals sagen wollen, wie ich in ihre Hände gerathen bin, ich muthmasse aber, sie sey es selbst gewesen, die mich aus den Flammen gerettet und hernach als ihr Eigenthum mit sich fortgeschleppt hat.« Ebd., S. 323f.

93 Ebd., S. 308.

Die Türkensclavin enthält Hinweise auf die Zeit des Siebenjährigen Kriegs (1756–1763). Gleichzeitig wird die Zuverlässigkeit der Figuren infrage gestellt, sobald sie Aussagen über die sie umgebende Welt und ihre eigene Situierung darin treffen. Die Effekte einer solchen Aushöhlung zeithistorischer Realia lassen sich an folgendem Beispiel zeigen: Die soldatischen Dienste im »Tottlebenschen Corps«⁹⁴ spielen auf den besagten Krieg an. In einem Dialog mit Hirzel behauptet Lips Rustan, eines seiner Augen in einer Schlacht »für's Vaterland«⁹⁵ verloren zu haben. Indem er jedoch auf die verschiedenen Orte des Kriegsgeschehens Bezug nimmt, offenbart er seine Unwissenheit, wenn er etwa die Stadt Palmyra am Roten Meer platziert. Seine Worte richten sich wiederum an eine Person, die offen bekennt, vom Nachrichtenfluss abgeschnitten zu sein.⁹⁶

Die These von der Eindeutschung der römischen Verhältnisse in den *Lustspielen nach dem Plautus*⁹⁷ gilt es auch im Hinblick auf die Schauplätze kritisch zu befragen. Denn vergleicht man die Stücke miteinander, fällt die Vielzahl der Schauplätze und Länder auf, die sich neben einem imaginären, nicht näher spezifizierten Deutschland behaupten. Die zweite Fassung von *Die Entführungen* spielt in Stockholm. *Die Türkensclavin* spielt in Wien und nimmt auf Ungarn und Bulgarien sowie Ofen, Smyrna, Palmyra, Konstantinopel und Adrianopel Bezug. In ihren Gesprächen entwerfen die Figuren Landkarten, stellen Mutmaßungen über die Herkunft ihrer Gegenspieler an, geben topografische Kenntnisse vor bzw. entblößen ihre tiefe Unkenntnis über die politischen Verhältnisse ihrer Gegenwart.

In dieser Welt, in der die meisten Figuren auf die eine oder andere Weise unterwegs sind, sticht die Figur des Lips Rustan besonders hervor. In Plautus' Vorlage ist sie der Parasit Curculio. Das Stück ist nach ihm benannt, dessen Name sinngemäß »Kornwurm« bedeutet. Verglichen mit den übrigen Parasiten bei Plautus ist Curculio im besonderen Maße handlungsführend. Er geht im Auftrag seines Patrons auf Reisen, holt wichtige Informationen ein, setzt Tauschgeschäfte in Gang und

94 Ebd., S. 304. »Gottlob Heinrich Graf von Tottleben führte im Siebenjährigen Krieg ein russisches Regiment, besetzte Berlin im Oktober 1760 und starb 1773.« Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 858 [Anmerkungen].

95 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 301. »Mein Aug' ist mir mit einer Canonenkugel ausgeschossen worden.« Ebd.

96 »Hirzel. Ich lese die Zeitungen nicht [...].« Ebd., S. 303.

97 Vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 845 [Anmerkungen].

Personen in Bewegung. Er ist alles andere als eine Nebenfigur: nämlich Impresario der verwickelten Konflikte.

Lenz übernimmt die strukturelle Bedeutung des Curculio für das gesamte Stück. Auch in *Die Türkensclavin* wird Lips Rustan auf Reisen geschickt und hat in II/2 als eine Art *servus/parasitus currens* einen pompösen Auftritt. Die zahlreichen Anspielungen auf das Thema Essen und der Name »Flederwisch«,⁹⁸ den Hirzel für ihn verwendet, halten die Erinnerung an die Welt der plautinischen Parasiten wach. Für die historische Semantik von Patronage bedeutsam sind Lenz' Änderungen an der Figur: Lips Rustan ergänzt die Figur des Klienten um Attribute des undurchschaubar Fremden. Fremd ist Lips Rustan in seiner Selbstbeschreibung: »Hör' er, ich bin fremd hier, ich kann mich der Gewalt nicht widersetzen – [...].«⁹⁹ Fremd und vertraut zugleich ist sein Name, der sich aus dem abgekürzten »Philipp« und einem orientalisches anmutenden »Rustan« zusammensetzt. Andere Figuren sagen über ihn, er sei »[d]em bösen Feind nicht unähnlich, pockengrüblich, schwarz im Gesicht«. ¹⁰⁰

In der Literaturwissenschaft wird der plautinische Parasit mitunter als Außenseiter gelesen.¹⁰¹ Es ist zwar zutreffend, dass der Parasit auf der Bühne mitunter zum Außenseiter gemacht wird, indem man ihn – beispielsweise Gelasimus in *Stichus* – aus den Gesprächen bewusst heraushält und ignoriert, doch ein Außenseiter und Fremder im kulturtheoretischen Sinne (René Girard, Hans Mayer) ist er nicht. Er wird erst im Zuge der literarischen Adaptionen dazu gemacht, und Lenz leistet hier einen wichtigen Beitrag, wie die Ausgestaltung der Figur des Lips Rustan zeigt.

In ihrer konzisen Abhandlung *Translationsanthropologie* plädiert die Mediävistin Regina Toepfer dafür, Praktiken der literarischen Übersetzung ins Zentrum kulturwissenschaftlicher Forschung zu rücken.¹⁰² In

98 [Lenz]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, S. 301.

99 Ebd., S. 309.

100 Ebd., S. 317.

101 Diese These – der Parasit als »outsider« und »pariah« – vertritt nachdrücklich Arnott: Targets, Techniques, and Tradition, hier S. 72 u. 73.

102 Regina Toepfer: *Translationsanthropologie. Philologische Übersetzungsforschung als Kulturwissenschaft. Mit einer exemplarischen Analyse der ersten deutschen Odyssee von Simon Schaidenreisser (1537/38)*, Hannover 2022.

der einzelnen Übersetzung manifestierten sich das kulturelle Selbstverständnis einer (übersetzenden) Gesellschaft ebenso wie das Wissen, die Fantasien und möglicherweise falschen Annahmen über die Kulturen, aus denen literarische Werke übersetzt werden. Philologisch im buchstäblichen Sinn soll hierbei dem einzelnen übertragenen Wort ebenso viel Gewicht beigemessen werden wie einem ganzen Werk. Mehr noch: Die Ethik des Übersetzens schreibt eine Methode vor, die vom Singulären ausgeht und ein voreiliges Subsumieren des Einzelnen unter das große Ganze verbietet.

Das vorliegende Kapitel hat gezeigt, dass die Frage nach der historischen Semantik von Patronage von einer solch translationsanthropologischen Perspektive sehr profitiert: Denn mit ihrer Begeisterung für antike literarische Stoffe sehen sich die Autoren des deutschsprachigen 18. Jahrhunderts einer Vielzahl von sozialen Institutionen, Begriffen und Ritualen gegenüber, die ihnen selbst und dem literarischen Publikum zunächst fremd anmuten. Im Fall von Plautus ist es die Freizügigkeit der männlichen und weiblichen Charaktere im sozialen Umgang, für die sich im Deutschen erst noch eine eigene Sprache entwickeln wird. Aber auch der Umgang zwischen sozial Ungleichen, das Wissen um unterschiedliche persönliche Freiheitsgrade bedarf der Anpassung an die deutschen sozialen Verhältnisse.

Die Untersuchung der deutschen Übersetzungen und Bearbeitungen von Plautus erlaubt uns, die Geschicke der Patronage über das 18. Jahrhundert hinaus weiterzuverfolgen. In den Vorreden und Einleitungen setzen sich die Übersetzer zu Plautus, aber auch zu den früheren Plautus-Übersetzern ins Verhältnis.¹⁰³ Die Übersetzungen des *parasitus* sind insbesondere für weiterführende Forschung im Bereich der Post-colonial Studies von Interesse, da Lenz' Gestaltung des Parasiten als Fremder bis ins 20. Jahrhundert Nachahmer findet.¹⁰⁴

103 Für weitere Übersetzungen und Bearbeitungen vgl. Barbara R. Kes: Die Rezeption der Komödien des Plautus und Terenz im 19. Jahrhundert. Theorie – Bearbeitung – Bühne, Amsterdam 1988.

104 In seiner Übersetzung des Stückes *Asinaria* fügt beispielsweise Ludwig Gurlitt beim Parasiten den Kommentar hinzu: »Kaufmannssklave, als Fremdling kenntlich.« Die Komödien des Plautus. Übersetzt von Ludwig Gurlitt, Bd. 1, Berlin 1920, unpag. [S. 313] Die Plautus-Bearbeitungen von Lenz waren Gurlitt bekannt. Vgl. ebd., S. 16. Interessant ist auch, dass Gurlitt »Parasit« und »Sklave« wieder gleichsetzt bzw. parallelisiert.

VI Fan Fiction

Die Medien-/Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts spricht von »Fan Fiction«, um eine spezifische Form literarischer Fortsetzungen zu beschreiben. In bewusster Anlehnung an Fan Fiction des 20. Jahrhunderts¹ und der digitalen Gegenwart rekonstruiert sie die Geschichte einer moralischen Ökonomie des Gabentauschs, der die gemeinsame Verwendung populärer, literarischer Charaktere einschließt, sowie die Geschichte des Urheberrechtsgedankens, der dies zu verhindern sucht.

Der Vergleich literaturwissenschaftlicher Forschung zum 18. Jahrhundert mit der kulturwissenschaftlichen Fan-Fiction-Forschung zum 20. und 21. Jahrhundert führt zu folgendem Ergebnis: Die Fortschreibung eines fiktiven Charakters berührt die Frage des künstlerischen Selbstverständnisses schreibender Fans. Sowohl im 18. Jahrhundert als auch in der Gegenwart sehen sich Fans als Fürsprecherinnen und Fürsprecher des fiktiven Charakters: Der Fan verlässt die untergeordnete Position, die er in seiner Beziehung zu den Erstautorinnen und -autoren eingenommen hat, und wird selbst zur Patronin (zum Patron) – des fiktiven Charakters. In dieser Form der Triangulierung zeigt sich die Tragweite von Fan Fiction als ein eigenes Modell von Autorschaft. Und

1 Ursprünglich für Geschichten *über* (Science-Fiction-)Fans verwendet, etabliert sich die Bezeichnung »Fan Fiction« recht bald für Geschichten *von* Fans. In einem Reader, der erstmals breit rezipierte Aufsätze kulturwissenschaftlicher Fan-Fiction-Forschung versammelt, wird Fan Fiction definiert als »derivative amateur writing – that is, texts written based on another text, and not for professional publication«. Die Herausgeberinnen des Readers führen das Wort »Fan Fiction« auf John Bristol Speer und seine *Fancylopedia* von 1944 zurück. Karen Hellekson u. Kristina Busse: Introduction: Why a Fan Fiction Studies Reader Now?, in: Dies. (Hg.): *The Fan Fiction Studies Reader*, Iowa City/IA 2014, S. 1–17, hier S. 5. Zu einer Differenzierung der Begriffe »Fan Fiction«, »transformative« und »derivative Werke« vgl. Nacim Ghanbari: Fan Fiction (18. Jahrhundert – Gegenwart), in: Anne Ganzert, Philip Hauser u. Isabell Otto (Hg.): *Following. Ein Kompendium zu Medien der Gefolgschaft und Prozessen des Folgens*, Berlin u. Boston 2023, S. 197–205. – Vorarbeiten zum vorliegenden Kapitel sind im Zusammenhang des Workshops *Fan Fiction (1800/Gegenwart)* entstanden (SFB 1187 *Medien der Kooperation*, Universität Siegen, 8.–9. November 2018). Ich danke dem Mit-Organisator der Veranstaltung Wolfgang Reißmann, den Workshop-Teilnehmerinnen und -Teilnehmern sowie den Gästen für Gespräche und Kritik.

Patronage erweist sich einmal mehr als Ermöglichungsbedingung kreativen Schaffens.

Diese These wird im Folgenden anhand der Veröffentlichungsbiografie von Jakob Michael Reinhold Lenz entfaltet. Von besonderem Interesse sind hierbei die beiden Texte *Tagebuch* und *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden*, die die Germanistik oft als »Lenz' Prosa« apostrophiert. Ich werde erörtern, inwieweit diese Zuschreibung mit der wissenschaftshistorischen Verdrängung von Formen kollaborativen Schaffens in Verbindung steht, die erst netzwerktheoretisch informierte Arbeiten sichtbar zu machen vermögen.² Als vermittelnde Größe zwischen Fan Fiction des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart erweisen sich (literatur-)kritische Schreibweisen. So sind die um Werther gruppierten Texte von Lenz implizit (*Tagebuch* und *Waldbruder*) und explizit (*Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*) literaturkritische Werke. Im Zusammenhang betrachtet sind sie seine Briefe, die neueste Literatur betreffend.

1 Ein Produkt der Alternativkultur: *Spoockanalia* (1967)

In kulturhistorischen Darstellungen ist Fan Fiction in erster Linie ein Produkt der Alternativkultur. Im 20. Jahrhundert entsteht sie ausgehend von der Begeisterung von Science-Fiction-Fans für die TV-Serie *Star Trek* (1966–1969), deren erste Folge 1966 auf der World Science Fiction Convention (Worldcon) gezeigt wird.³ Die Fortsetzung von

2 Vgl. Carlos Spoerhase u. Erika Thomalla (Hg.): Werke in Netzwerken. Kollaborative Autorschaft und literarische Kooperation im 18. Jahrhundert (= Themenschwerpunkt der ZfdPh 139/2 [2020]); Barner: Von anderer Hand; Natalie Binczek u. Georg Stanitzek (Hg.): Strong ties/Weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie, Heidelberg 2010.

3 Vgl. Joan Marie Verba: Boldly Writing. A Trekker Fan and Zine History 1967–1987, 2. Aufl., Minnetonka/MN 2003 [1996]. Henry Jenkins kritisiert, dass sich Historisierungsversuche von Fan Fiction teilweise zu einseitig auf *Star Trek* beziehen. Er selbst ist in seiner Monografie darum bemüht, dies abzuschwächen, indem er die *Star-Trek*-Fanzines durch weiteres Material kontextualisiert. Henry Jenkins: Textual Poachers. Television Fans and Participatory Culture. Updated Twentieth Anniversary Edition, New York u. London 2013 [1992], S. 157f.

Star Trek durch NBC ist anfangs noch unsicher, weshalb Fans Kampagnen initiieren, um ihren Zuspruch für die Serie und deren Erfinder Gene Roddenberry zum Ausdruck zu bringen. Der Übergang von diesen überwiegend durch Rundbriefe organisierten Kampagnen zu den Fanzines als wichtige Distributionsmedien von Fan Fiction ist fließend.

Die erste Ausgabe des Fanzines *Spockanalia* (1967) nimmt im Editorial auf die Briefkampagne Bezug, wenn die Herausgeberinnen Sherna Comerford und Devra Michele Langsam ihre Leserinnen und Leser darauf hinweisen, dass die Fortsetzung von *Star Trek* nach wie vor unsicher sei: »If we want the show to continue (if we want ...!) we must continue the campaign. [...] If we appear to lose interest, so will NBC.«⁴ Der in *Spockanalia* abgedruckte Brief des Spock-Darstellers Leonard Nimoy an die Herausgeberinnen zeugt von der engen Verzahnung der Fanzine-Produktion mit den Fan-Briefen an NBC, aber auch an Roddenberry und weitere *Star-Trek*-Beteiligte.

Die Produzentinnen der digital verbreiteten Fan Fiction der Gegenwart erheben in der Regel keinen Anspruch auf (juristisch einklagbare) Werkherrschaft, um Urheberrechtskonflikten aus dem Weg zu gehen. Die gesetzlich erlaubte Veröffentlichung von Fan Fiction – genauer: deren Duldung unter Verzicht auf Urheberrechtsklagen – verdankt sich einer doppelten Vereinbarung: zum einen zwischen der Fan-Fiction-Autorin und allen weiteren schreibenden Fans in der Community, indem beide Seiten darauf verzichten, für ihre Texte urheberrechtlichen Schutz zu beanspruchen; zum anderen zwischen Erstautorin und Fan-Fiction-Autorin, wenn erstere die Verwendung der Charaktere unter der Bedingung erlaubt, dass sie nicht kommerziell verwertet wird.⁵ Von dieser Form der Bezugnahme auf das Dispositiv des geistigen Eigentums unterscheidet sich diejenige im Fanzine *Spockanalia*. Die Verknüpfung von Urheberrecht und dem Recht auf kommerzielle Nutzung ist hier deutlich schwächer ausgeprägt. Denn die Beitragserinnen sehen sich durchaus als Urheberinnen, indem sie beispielsweise

4 *Spockanalia* 1 (1967) [third printing May 1968]. Hg. von Sherna Comerford u. Devra Michele Langsam, S. 11. Online: Cushing Memorial Library and Archives, <https://hdl.handle.net/1969.1/157232> (abgerufen am 15. August 2023).

5 Vgl. hierzu Wolfgang Reißmann, Nadine Klass u. Dagmar Hoffmann: Fan Fiction, Urheberrecht und Empirical Legal Studies, in: POP. Kultur und Kritik 6/1 (2017), S. 156–172, hier S. 166f.

einzelne Texte mit einer Copyright-Notiz versehen.⁶ In der Wiederverwendung der Namen Kirk und Spock hingegen bemühen die Herausgeberinnen die Ökonomie der Gabe, lassen sie doch den Urheber von *Star Trek*, Roddenberry, als Freund und Verbündeten im Kampf um die Fortführung der Serie, aber auch als *spiritus rector* des Fanzines auftreten. In der Danksagung der ersten Ausgabe taucht Roddenberry als derjenige auf, »who started everything«.⁷ Die aus der gegenwärtigen Fan-Fiction-Kultur bekannten Konflikte in der Beziehung zwischen Urheberin und Fan⁸ fehlen im Fall des frühen *Star-Trek*-Fandom. Roddenberry und seine Fans sehen sich als Teil *einer* Community.

Eine Besonderheit von Fan Fiction ist die Konzentration auf einzelne Charaktere. Der Begriff »Charakter« ist im Fall der *Star-Trek*-Fankultur durchaus emphatisch aufgeladen. *Spockanalia* ist – wie schon der Name sagt – der Kunstfigur Spock (in der Serie erster Offizier der Crew) gewidmet. Das Fanzine versammelt zum besseren Verständnis seines Charakters Beiträge, die den wissenschaftlichen Schreibstil und die Argumentationsweise der Ethnografie, Psychologie, Anatomie und Verhaltensbiologie imitieren. Aufgeboten werden eine Analyse von Spocks Kindheitsmuster,⁹ psychoanalytische Betrachtungen zu Captain Kirk als Vaterersatz und Projektionsfigur sowie zu Spocks Persönlichkeitsstruktur. Die einzelnen Episoden der Serie sind Datenmaterial, auf das verwiesen wird, um Thesen über »vulkanische Kultur« zu verifizieren.¹⁰ Spock steht unter Beobachtung: als Versuchskaninchen, dessen Brustkorb aufgeschnitten wird,¹¹ und als Angehöriger einer fremden Kultur, der sich die schreibenden Fans als

6 Ruth Bermans Gedicht *Kirk and Spock* und die Erzählung *Star Drek* sind Wiederabdrucke aus dem Fanzine *Pantopon*, das als Quelle angegeben wird. *Spockanalia* 1 (1967), S. 4, 46 u. 62–88.

7 Ebd., S. 89.

8 In diesem Zusammenhang sind die unterschiedlichen Reaktionen von Joanne K. Rowling auf schreibende Harry-Potter-Fans aufschlussreich: Rowling verfolgt das kreative Schaffen der Fans in der Regel mit Sympathie, schreitet jedoch ein, wenn es aus der digitalen Welt in die biblionome aufbricht. Vgl. hierzu Reißmann, Klass u. Hoffmann: *Fan Fiction*, S. 167.

9 Juanita Coulson: *Vulcan Psychology: A Brief Survey of Personality Development and Life Adjustment in a Human/Vulcan Hybrid*, in: *Spockanalia* 1 (1967), S. 28–(37) [in der hier zitierten Ausgabe fehlen die Seiten 36 u. 37].

10 Vgl. beispielsweise ebd., S. 45 u. 54.

11 Sandy Deckinger: *A Proposed Model of the Vulcan Heart*, in: Ebd., S. 21–22.

Ethnografinnen annähern.¹² Von besonderem Interesse ist seine Herkunft, die ihn als »Hybriden« ausweist. Von einer menschlichen Mutter und einem vulkanischen Vater abstammend, läßt Spock zu pseudo-medizinischen Spekulationen ein: »Although it has not been possible to question the subject on this matter, it seems likely that he was gestated *in vitro* rather than *in vivo*, despite a rumor to the contrary.«¹³

Die Fortschreibung der Figur operiert mit einem weit gefassten Begriff des Fiktiven, der neben Erzählungen wissenschaftliche Textgenres mit einschließt. Liest man *Spockanalia* vor dem Hintergrund eines spezifischeren Konzepts von Fan Fiction – nämlich als episodische Fortschreibung eines literarischen Werks (*canon*) anhand eines bevorzugten Charakters bzw. einer bevorzugten Figur (*fanon*) –, zeigt sich lediglich Ruth Bermans Text *Star Drek* als genuin neu erdachte Erweiterung der filmischen Vorlage. Der episodische Charakter des Textes ist darin zu sehen, dass die Figuren nicht eigens eingeführt werden. Der Text beginnt unvermittelt¹⁴ und setzt im weiteren Verlauf der Handlung Wissen über die einzelnen Figuren und deren typische Verhaltensweisen und Eigenschaften voraus.

Spockanalia ist des Weiteren mit Literatur im engeren Sinn befasst: Neben Science Fiction als Bezugshorizont¹⁵ zeugen die Anspielung auf Edmund Spensers *The Faerie Queene* in *Star Drek* und das kommentierte Gedicht *The Territory of Rigel*¹⁶ von der Bedeutung lyrischer Formen. In den beiden Gedichten *To A Vulcan*¹⁷ und *Also To A Vulcan*¹⁸ persiflieren Comerford und Langsam die romantische Liebeshymne, indem sie das unerreichbare geliebte Wesen besingen und ihm zugleich Fürsorge (»care«¹⁹) anbieten. Hier zeigt sich bereits das große Interesse der Fan-Fiction-Autorinnen am opaken emotionalen Innenle-

12 Devra Michele Langsam: Thoughts on Vulcan Culture, in: Ebd., S. 48–54. Dieser Text wird zusammen mit weiteren Essays wiederabgedruckt in: Dies. (Hg.): *Vulcan Reflections: Essays on Spock and his World*, Baltimore 1975.

13 Sherna Comerford, Juanita Coulson u. Kay Anderson: *Physiologica Vulcanensis*, in: *Spockanalia* 1 (1967), S. 14–20, hier S. 18.

14 »On the enterprise, Sulu ran his hands through the space which had been occupied a moment ago.« Ruth Berman: *Star Drek*, in: Ebd., S. 62–88, hier S. 62.

15 Ebd., unpag. [S. 90]

16 Dorothy Jones: *The Territory of Rigel*, in: Ebd., S. 8–9.

17 Sherna Comerford: *To A Vulcan*, in: Ebd., S. 24.

18 Devra Michele Langsam: *Also To A Vulcan*, in: Ebd., S. 25.

19 Ebd.

ben der auserwählten Charaktere und an der amourösen Umschreibung von Geschichten, die in der Vorlage – zumindest vordergründig – das Potenzial emotionaler Verwicklung vermissen lassen. Im Fall von Spock ist es gerade der Mangel an Empathie, der ihn in den Augen der Fans für romantische Fantasien besonders attraktiv macht.

Fan Fiction bettet die Vorlage häufig in einen neuen intertextuellen Rahmen ein und ergänzt sie um historische Bezugswelten. In Bermans *Star Trek* ist es Edmund Spensers episches Gedicht *The Faerie Queene* (1609), das dazu dient, das aus der Serie bekannte Zusammenspiel der einzelnen Charaktere vor dem Hintergrund elisabethanischer Heldenlyrik neu in Szene zu setzen: Das Ergebnis ist eine strukturell vergleichbare narrative Positionierung der hohen Dame Lady Constance, zu deren Rettung sich der Ritter Adamantus auf eine Reise begeben hat, und dem Crew-Mitglied Uhura (Übersetzerin und Kommunikationstechnikerin der Enterprise), die sich in Bermans Episode gefährlich verletzt hat und von den übrigen Crew-Mitgliedern in ritterlicher Weise gerettet werden muss.²⁰ Captain James Kirk findet sein *alter ego* in Adamantus, der wiederum dem dänischen Prinzen Hamlet nicht unähnlich ist, hat er sich doch auf seiner Mission ablenken lassen, weshalb er die Szenerie verspätet und beschämt betritt.²¹

Die Figuren werden ausgehend von ihrem jeweiligen Umgang mit Literatur bestimmt. So lässt sich Spocks hoher Rang in der Crew damit begründen, dass er als ausgesprochen belesen und literarisch gebildet gilt.²² Die in *Star Trek* erzählte Reise durch Raum und Zeit, die Begegnung mit fremden Lebensformen, das Abenteuer, das Crew-Mitglieder wie Adamantus an die gastliche Tafel eines Zauberers bringt, endet schließlich mit einer Szene im Raumschiff, die die Geschichte an Spenser zurückbindet: Die Erzählung, die mit einem »ordinary dirty joke, told in the form of a Spenserian stanza«,²³ anfing, endet mit der Ankündigung einer Buchlektüre, vorgebracht von Uhura und kommentiert von Spock: »I'm going to be too busy the next few days – there's a

20 »Uhura, do you feel up to walking again?« Berman: *Star Trek*, S. 70.

21 »Sir James, will you do me the honor of wearing my sword? for I see yours is lost.« Ebd., S. 74.

22 »And Spock is a walking reference library, we all know that«. Ebd., S. 69.

23 Ebd., S. 63.

long poem I want to read, if the ship's library has it.« »It does,« said Spock.«²⁴

Fan Fiction begibt sich in einen Dialog mit der Vorlage, aber auch in Austausch mit der Literaturgeschichte. Selbst wenn sich Fanzines wie *Spockanalia* auf eine Fernsehserie beziehen, bringt die Fortschreibung die Autorinnen und Autoren offenbar dazu, sich mit Literatur auseinanderzusetzen.

2 Das künstlerische Selbstverständnis schreibender Fans

Warum Spock? In einem Artikel, der 1986 in der *New York Times Book Review* erscheint und den Titel »Spock Among the Women« trägt, stellt die amerikanische Ethnologin Camille Bacon-Smith der Öffentlichkeit einen neuen, interessanten Forschungsgegenstand vor: weibliche Fans, die über *Star Trek* schreiben.²⁵ Sie erklärt die Besonderheit von Fanzines als Distributionsmedien wie auch narrative Muster von Fan Fiction Zeitungsleserinnen und -lesern, die vermutlich keine Nähe zur Populärkultur suchen, als die *Star Trek* – zu diesem Zeitpunkt bereits eine historische TV-Serie – gilt. In erster Linie beschreibt Bacon-Smith Jacqueline Lichtenbergs »Kraith«-Serie, die von Spocks Herkunftsfamilie, insbesondere der Ehe zwischen einer Menschenfrau (Amanda) und einem vulkanischen Mann (Sarek), handelt. In Bacon-Smiths Darstellung vermittelt Lichtenbergs Fantasie den Eindruck eines ausgefeilten Eheratgebers, in dem der Außerirdische mit dem typischen amerikanischen WASP-Ehemann assoziiert wird: »With didactic intent, the author takes the relationship of Amanda and Sarek, the human and the alien, beyond the romance to the point at which women meet the ›alien‹ male in their homes and bedrooms.«²⁶ Es geht in Bacon-Smiths Artikel somit nicht so sehr um »Spock among the women«, eher um »Spock's mom and dad among the women«.

²⁴ Ebd., S. 88.

²⁵ Camille Bacon-Smith: Spock Among the Women, in: The New York Times Book Review, 16. November 1986, <https://www.nytimes.com/1986/11/16/books/spock-among-the-women.html> (abgerufen am 15. August 2023).

²⁶ Ebd.

Dennoch bleibt die Frage offen, warum ausgerechnet Spock das Interesse der Fan-Fiction-Autorinnen um Ruth Berman und die Herausgeberinnen von *Spockanalia* weckt. Eine Antwort verspricht die Untersuchung des künstlerischen Selbstverständnisses der Fans. Welche Bilder künstlerischen Schaffens und von Autorschaft entwerfen sie?

Vier Jahre nach dem Artikel in der *New York Times Book Review* erscheint mit dem Buch *Enterprising Women* Bacon-Smiths wissenschaftliche Ausfaltung ihrer Überlegungen aus »Spock Among the Women«. ²⁷ Das Buch ist eine ethnografische Studie und in erster Linie mit der Frage befasst, welche sozialen Kräfte Fandom ausmachen. Fan Fiction ist hierbei eine Art Spielmarke, die zum Einsatz kommt, um das Netzwerk der Fans am Leben zu erhalten.

Bacon-Smiths Studie hat die Forschung zu Fan Fiction sehr stark geprägt. Sie verdient insofern kritische Aufmerksamkeit, als die Verfasserin mit wertenden Annahmen über Gender und Autorschaft argumentiert. ²⁸ So führt sie »weibliches Werkschaffen« als Massenphänomen ein, das per se der Erklärung bedürfe. ²⁹ Zur Untersuchung stehen narrative Genres und Konventionen. Bacon-Smith zeigt sich

27 Camille Bacon-Smith: *Enterprising Women. Television Fandom and the Creation of Popular Myth*, Philadelphia 1992.

28 Vgl. hierzu eingehend Geitner: Sie schreibt, sowie Susanne Kord: *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart u. Weimar 1996.

29 Der erste Satz der Einleitung bringt dies auf den Punkt: »A book about women who produce a massive body of literature, art, and criticism about their favorite television and movie characters is of necessity awkward to begin.« Bacon-Smith: *Enterprising Women*, S. 3. Entsprechend der Beobachtung eines massenhaften Auftauchens werden die Werke von Autorinnen bevorzugt in Form der Sammelrezension besprochen. Vgl. beispielsweise Maike Albath: *Die Stunde der Frauen?*, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 288, 13. Dezember 2019, S. 11. Der Artikel lässt zu Beginn Elena Ferrante und Francesca Melandri solistisch auftreten und endet mit einem Defilee: »Eine streitbare Figur wie Oriana Fallaci machte in den Siebzigerjahren international von sich reden, und Heerscharen von Schriftstellerinnen, Dichterinnen, Essayistinnen und Philosophinnen gehen seit Jahrzehnten tagaus, tagein ihrer Arbeit nach: Dacia Maraini, Patrizia Cavalli, Antonella Anedda, Melania Mazzucco, Michela Murgia, Benedetta Craveri, Elisabetta Rasy, Concita De Gregorio, Donatella Di Cesare.« Den Diskurs »weiblicher Autorschaft« als Massenphänomen analysiert Ursula Geitner anhand einer Ausgabe des französischen Frauenmagazins *ELLE*, in dem am 22. November 1954 auf einem Foto die Gruppe von siebzig Roman-schriftstellerinnen zu sehen ist. Vgl. hierzu Geitner: Sie schreibt, S. 10–24.

besonders verblüfft von folgender Konstellation: Zum einen werde Fan Fiction zum großen Teil von weiblichen Fans geschrieben und gelesen; die Geschichten seien zum anderen überwiegend damit befasst, die bekannten Charaktere in neue romantische Beziehungen zu versetzen und heterosexuelle Beziehungen und Freundschaften als homosexuelle und homoerotische zu re-imaginieren. Um dieses Phänomen zu erklären, diskutiert Bacon-Smith zwei divergierende Ansätze: die Analyse feministischer Soziologinnen, die Fan Fiction als »Pornographie von Frauen, für Frauen«³⁰ lesen und das Schreiben von Fan Fiction als Befreiungsakt deuten; demgegenüber die eher gemäßigte Kultur- und Selbstkritik der Akteurinnen selbst, die Fan Fiction als Ausdrucksform weiblichen Eskapismus werten, der in Fantasien von Dominanz und Unterwerfung (*hurt / comfort*) und im *slash* eine Art Ausgleich für reale gesellschaftliche Ohnmacht findet.³¹

Löst man sich davon, Fan Fiction als Massenphänomen erklären zu wollen, und wendet sich stattdessen einzelnen Texten zu, zeigt sich ein etwas anderes Bild. Die Interaktion des schreibenden Fans mit Spock gleicht mitunter dem Versuch, eine Künstlermaske anzulegen. Dorothy Jones' *The Territory of Rigel* führt die Annäherung an die fingierte Künstler-Persona besonders gut vor.³² Dem in zwei Kolumnen aufge-

30 Joanna Russ: Pornography by women, for women, with love, in: Dies.: Magic Mommas, Trembling Sisters, Puritans and Perverts: Feminist Essays, Trumansburg/NY 1985, S. 79–99.

31 Bacon-Smith: *Enterprising Women*, S. 255–281. Seit Bacon Smiths *Enterprising Women* und Henry Jenkins *Textual Poachers*, die beide 1992 erscheinen, gilt Fan Fiction als eminent politischer Forschungsgegenstand: Die unangekündigte Löschung mehrerer tausend Geschichten auf der Internetplattform Fanfiction.net im Sommer 2012 hat Kulturwissenschaftlerinnen einmal mehr dazu veranlasst, nach dem Status von Texten zu fragen, die in signifikanter Weise gegendert und damit einer eigenen Form der (Ent-)Wertung ausgesetzt sind. Vgl. Hannah Ellison: The Book Burning That Wasn't: Thousands of Works of Fiction Destroyed and No One Pays Attention, in: Huffington Post UK, 13. Juni 2012, https://www.huffingtonpost.co.uk/hannah-ellison/fanfiction-the-book-burning-that-was_b_1592689.html (abgerufen am 15. August 2023). Damit zusammenhängend hat sich die Forschung der letzten zehn Jahre in erster Linie mit Fragen der Infrastruktur und Politiken der Überlieferung von Fan Fiction befasst. Vgl. insb. Abigail De Kosnik: *Rogue Archives. Digital Cultural Memory and Media Fandom*, Cambridge/MA u. London 2016, sowie Kate Eichhorn: *The Archival Turn in Feminism. Outrage in Order*, Philadelphia/PA 2013.

teilten Gedicht folgt ein kurzer Kommentar, der von der Idee zeugt, Fan und Vulkanier hingen einer gemeinsamen Produktionsästhetik an. Beide schreiben im Verborgenen und aus einem inneren Drang heraus. Um sich künstlerisch zu entfalten, bedienen sich beide einer Sprache, die nicht die ihrige ist: So wie sich Spock für sein Gedicht der Sprache der Menschen («Terran») bedient, wählt der Fan die ihm fremde Sprache dichterischen Ausdrucks. Der Kommentar endet mit einem Satz, der nahelegt, dass das Schreiben schambesetzt ist, weshalb die einzelnen Werke das Licht der Öffentlichkeit nur in seltenen Fällen erblicken: »He probably looked at the composition the next morning, blanched, and put the piece away for thirty years.«³³ Diese Schreibstrategie der Nicht-Veröffentlichung schließlich – das sprichwörtliche »Writing for the Drawer«³⁴ – eint Spock und den Fan ebenfalls.

Jones' *The Territory of Rigel* ist ein Hybrid aus Fiktion und Kritik, als das Ruth Berman in einem Email-Interview Fan Fiction insgesamt bezeichnet.³⁵ Die Forschung hebt die charakteristische Zwischenstellung von Fan Fiction auf verschiedene Weise hervor: Der schreibende Fan steht zwischen der Leserin, die selbst nicht zur Feder greift, und der Original-Autorin, die eigene Charaktere erfindet. Der Fan bedient sich sowohl literarischer als auch kritischer Formen: Jedes einzelne Stück der Fan Fiction ist als spielerische Rezension anzusehen. Neben diesen beiden Formen der Hybridität von Fan Fiction gibt es das hybride

32 Jones: *The Territory of Rigel*. Es würde sich sicher lohnen, Leslie Fishs Roman *The Weight* (1988) vor dem Hintergrund dieser Fragestellung zu lesen. Eine erste Lektüre bietet Jenkins: *Textual Poachers*, S. 177–184.

33 Jones: *The Territory of Rigel*, S. 9.

34 Susanne Kord: *Writing for the Drawer: Women Writers in the Works of Women Writers*, in: Caroline Bland u. Elisa Müller-Adams (Hg.): *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780–1918*, Bielefeld 2007, S. 283–304.

35 Media Fandom Oral History Project Interview with Ruth Berman, 9. August 2017, https://fanlore.org/wiki/Media_Fandom_Oral_History_Project_Interview_with_Ruth_Berman (abgerufen am 15. August 2023). In einem Artikel über die Autorin Anne Carson wird ebenfalls der Ausdruck »hybrides Schreiben« verwendet, um eine Produktionsästhetik zu beschreiben, die von kritischer Selbst- und Fremdkommentierung geprägt ist. Bezeichnenderweise hat Carson mit *The Albertine Workout* (2014) ein Werk geschaffen, das sich als Fan Fiction lesen lässt: Wiederverwendet wird die Figur der Albertine aus Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Vgl. Christina Dongowski: Fußnoten zu Sappho. Anne Carsons hybrides Schreiben, in: *Merkur* 71, H. 822 (2017), S. 73–80. Zur »Hybridisierung von Autor/innen- und Leser/innen-Rollen« vgl. auch Reißmann, Klass u. Hoffmann: *Fan Fiction*, S. 161.

Kompositionsprinzip, nach dem *The Territory of Rigel* aus zwei voneinander klar abgegrenzten Elementen zusammengesetzt ist: Gedicht und Kommentar.³⁶ Es annulliert die Position der souveränen Leserin, indem es die literarisch informierte Deutung des Gedichts durch Selbstanalyse vorwegnimmt.

Als literaturkritische Ausführung ist *The Territory of Rigel* dem Prinzip der Identifikation von Autorin und Werk verpflichtet: Das auf dem Kontrast von Hell und Dunkel aufbauende Gedicht sei als Ausdruck einer Persönlichkeit anzusehen, die ebenfalls von Dualität geprägt sei.³⁷ Die zwei Kolumnen des Gedichts, das für eine zweistimmige Aufführung bestimmt ist (»First Voice« und »Second Voice«), inszenieren dies in der Dualität von Hören und Sehen. Die von Jones selbst als Deutungsspur angezeigte Dichotomie von Hell und Dunkel wird durch eine Reihe weiterer Gegensätze variiert. Die flüsternden Instrumente der ersten Stimme (»The instruments whisper«) bleiben in der zweiten Stimme nahezu stumm (»The instruments tell little«). Das sich in Bewegung wahnende Ich der ersten Stimme (»I wander the bright roads: / whom no planet claims: / live in the open Galaxy.«) wird mit einem Ich kontrastiert, das reglos in einem Raumschiff eingekapselt ist (»In the dark gulf is the ship, / in the sleeping ship is the bridge, / on the bridge am I, / silence upon silence, // as quiet as memory, / and dark as death.«). Die einzige Veränderung, welche die zweite Stimme festhält, ist der Wechsel der Uhrzeit, wie er vom Armaturenbrett angezeigt wird. Die Zeit fließt nicht. Sie springt von »three hundred« zu »[f]our hundred«: »Four hundred and the watch is changed.«³⁸ Inszeniert werden zwei gegensätzliche Gemütszustände.

36 Jones' *The Territory of Rigel* gehört innerhalb der Fan Fiction Studies zu den wenigen Werken, die gesondert interpretiert werden. Allerdings beziehen sich die Interpretinnen allein auf das Gedicht und lassen den Kommentar unberücksichtigt. Vgl. Francesca Coppa: *Writing Bodies in Space. Media Fan Fiction as Theatrical Performance*, in: Karen Hellekson u. Kristina Busse (Hg.): *Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet. New Essays*, Jefferson/NC u. London 2006, S. 225–244, hier S. 233 f.

37 Vgl. Jones: *The Territory of Rigel*, S. 9.

38 Ebd., S. 8.

In Fan Fiction wird Autorschaft anhand der von den Fans bewundernten Charaktere verhandelt. Entscheidend dabei ist die Annahme, dass der Charakter auf je eigene Weise stumm sei: Spock ist in emotionaler Hinsicht stumm, was ihn als fortzuschreibenden Charakter geradezu prädestiniert.

Der Fan greift aufgrund einer initialen Identifizierung mit dem Charakter zur Feder. Beide – Fan und Charakter – befinden sich außerhalb einer als hegemonial erlebten symbolischen Ordnung. In einem zweiten Schritt und innerhalb der vom Fan kreierte Welt ergreift dieser Partei für den Charakter und beginnt an seiner statt zu sprechen. Die Hybridität der Texte zwischen Fiktion und Kritik ist darauf zurückzuführen, dass der schreibende Fan sowohl eine sich mit dem Charakter identifizierende Liebhaberleserin als auch professionelle Leserin ist, die ihr Werk als Bestandteil der Literaturkritik begreift. Die Differenzierung der formalen Hybridität von Fan Fiction lässt sich mit Gewinn an Texte des 18. Jahrhunderts herantragen, die sich zugleich auf die Seite unparteiischer Literaturkritik und auf die Seite Partei ergreifender Freundschaft schlagen.

3 Lenz als Leser – Lenz als Kritiker

»Ich las deinen Werther.«³⁹ Die direkte Anrede lässt vermuten, dass sich hier jemand brieflich an den Autor des im 18. Jahrhundert allseits bekannten Buchs wendet. Das »deinen« setzt eine vertraute Beziehung voraus. Entnommen ist der Satz aber Lenz' *Tagebuch* – einem Text, den die Forschung gemeinsam mit *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden* für gewöhnlich als »Lenz' Prosa« oder als einen weiteren seiner Texte »für Goethe« einordnet. Im Folgenden werde ich beide Texte ausgehend von der Frage, wie Lenz liest und wie er seine Lektüre(n) literaturkritisch verarbeitet, neu kontextualisieren.

Ausgangsmaterial dafür sind Lenz' Briefe. Die von Sigrid Damm herausgegebene Ausgabe versammelt ein Korpus von ca. 250 Briefen – ergänzt um 68 Briefe an Lenz –, beginnend im Jahr 1765 mit einem Brief

39 Lenz: Das Tagebuch, in: Ders.: Werke und Briefe, Bd. 2, S. 289–329, hier S. 295.

an Friedrich Konrad Gadebusch, endend in seinem Todesjahr 1792 mit einem Brief an Baron von Stiernhielm.⁴⁰ Wer die überlieferten Briefe auf die schriftliche Reflexion von Lektüren und deren Mitteilung an Freundinnen und Freunde hin liest, wird enttäuscht. Lenz' unstete, von abrupten Abreisen und existenzieller Not bestimmte Lebensweise prägt auch seine Lesebiografie: Bücher sind kostbare, knappe Güter, deren Beschaffung einen so großen Raum einnimmt, dass für das schriftliche Gespräch über Bücher keine Zeit mehr bleibt. Lenz schlägt an keinem der Orte, an denen er sich kurz oder lang aufhält, Wurzeln, er bleibt überall Gast. Mitteilungen über seine Art zu lesen bleiben daher flüchtig. Sie werden oft im Vorübergehen und in Nachsätzen gemacht, um Briefe zu beschließen: »Mit dem BÜchlein in der Tasche komm ich einmal in Eure Gebirge«,⁴¹ heißt es beispielsweise in einem Brief an Johann Kaspar Lavater über dessen *Schweizerlieder*. Oft mangelt es ihm an Zeit, um die Bücher und Manuskripte der Freunde – wie von diesen erbeten – zu kommentieren. Lavaters *Physiognomische Fragmente* vermag er ebenso wie Johann Gottfried Herders *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* nur durchzublätern.⁴² Die einsame, stille Lek-

40 Vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 243–684. Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788) ist als »livländischer Geschichtsforscher« überliefert. Zum Zeitpunkt der Niederschrift des Briefs ist er in Dorpat als Jurist tätig. Vor Beginn seiner Arbeit als Jurist, welche die ADB auf das Jahr 1754 datiert, wirkte er vermutlich als Hauslehrer: Die ADB gibt an, dass er in Greifswald studierte und 1748 als Hauslehrer nach Livland kam. Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 8, Leipzig 1878, S. 298–299, hier S. 298. Biografische Angaben zu Baron von Stiernhielm ließen sich – bis auf die kurze Notiz in der Briefkommentierung durch Damm – nicht ermitteln. Vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 943 (»[a]us der Adresse geht hervor, daß es sich bei dem Baron von Stiernhielm um einen Grundbesitzer in Wassula in Livland handelt«). Die Handschriften beider Briefe befinden sich in Riga. Vgl. ebd., S. 821 u. 943.

41 Ebd., S. 310. Zum Briefwechsel mit Lavater vgl. Ursula Caflisch-Schnetzler: Originale, im Druck erschienene Briefe und Exzerpte. Die Korrespondenz zwischen Jacob Michael Reinhold Lenz und Johann Caspar Lavater, in: Lenz-Jahrbuch 19 (2012), S. 83–112.

42 »Deine Physiognomik habe ich mit einem der herrlichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden durchblättert, der Frau v. Stein Goethens großen Freundin. Aber auch nur durchblättert, drum kann ich Dir nichts drüber sagen. Wenn Du doch hier wärst!« Lenz an Johann Kaspar Lavater, 14. April [1776], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 427. Kurze Zeit später kommt Lenz erneut auf das Buch zu sprechen: »Ich habe Deinen 2ten Teil Physiognomik nur

türe, für die das empfindsame 18. Jahrhundert idealerweise steht, taucht nirgends auf. Lautes Vorlesen und gemeinsames Lesen dagegen finden Eingang in die Briefe, wenn Lenz davon berichtet, wie er mit Charlotte von Stein Shakespeare liest, oder aber plant, Jakob Sarasin aus seinen eigenen Schriften vorzulesen.⁴³ Der Leser Lenz ist nicht zuletzt ein Vorleser.

Es sind die Briefe *an* Lenz, die einen Eindruck davon geben, wie beharrlich er bestimmte Lektüreinteressen trotz der vielen Gastaufenthalte und hastigen Abbrüche neu eingegangener Verbindungen verfolgt. Erkennbar wird Lenz als ein gelehrter, an den drängenden Fragen der Aufklärung interessierter Leser, der die Aufenthalte in den Häusern seiner Gönnerinnen und Gönner sowie am Weimarer Hof für extensive Archiv- und Bibliotheksrecherchen nutzt. Viele Briefe sind militär- und stadtgeschichtlichen Fragen gewidmet und bestätigen Lenz' Darstellung anlässlich von Bewerbungen um verschiedene Ämter, in der er sich selbst historisches, juristisches, lateinisches und staatswirtschaftliches Wissen, »bißgen Griechisch« und Kenntnis »moderne[r] Sprachen« bescheinigt, sowie angibt, »in der sogenannten schönen Kenntnis von Kunstwerken und Kunstsachen«⁴⁴ bewandert zu sein. Eine Liste der »Sachen«,⁴⁵ die Lenz Goethes Diener Seidel nach der Ausweisung aus Weimar hinterlässt, enthält Bücher über französische Grammatik, historiografische und geografische Werke, Karten und »Homer«. Die deutschen Buch-

flüchtig mit dem Herzog durchlaufen können, ihn bei manchen Stellen aufmerksam gemacht, ihm vorgelesen und mich gefreut. Sobald ich Ruhe finde geh ich es mit geweihter Seele durch, jetzt bin ich auch selbst dazu unfähig.« Lenz an Lavater, [Ende Mai 1776], in: Ebd., S. 456. »Deine ›Älteste Urkunde‹ habe auch erhalten, vermutlich von Dir, und noch zu wenig darin gelesen, um darüber was Erträgliches widerhallen zu können. Das übrige reden wir mündlich.« Lenz an Herder, 9. Juni 1776, in: Ebd., S. 464.

43 »Ich bin in Kochberg bei der lebenswürdigsten und geistreichsten Dame, die ich kenne, mit der ich seit vier, fünf Wochen den englischen Shakspeare (!) lese. Künftige Woche gehts leider schon wieder nach Weimar.« Lenz an Johann Daniel Salzmann, 23. Oktober 1776, in: Ebd., S. 504. »Oben auf dem Gipfel des Rigi werd ich Ihnen einige Anmerkungen die ich über Ihr, der wohlthätigen Gesellschaft vorgetragenes allerphilanthropinisches Projekt zu Papier gebracht, vorlesen und wie mit doppelten Kräften so mit doppelter Achtung und Ergebenheit sein Ihr zugewandtester Lenz.« Lenz an Jakob Sarasin, 9. August 1777, in: Ebd., S. 543.

44 Vgl. Lenz an Herder, 2. Oktober 1779 a[lt]en] St[il]s], in: Ebd., S. 580.

45 Lenz an Goethe und Seidel, [27. Juni 1776], in: Ebd., S. 472.

titel sind Leihgaben, über deren Besitzer Lenz Seidel in Kenntnis setzt (»Wielands Schriften an Wieland«⁴⁶). Die Liste belegt sehr klar einen an der europäischen Aufklärung orientierten intellektuellen Horizont.

Der gelehrte Leser Lenz zeigt sich auch dort, wo er sich literarischen Werken zuwendet. Das Lesen ist in diesen Fällen unmittelbar auf das Schreiben bezogen. Ich folge hier Heinrich Bosse, der die gelehrte Republik auf folgende bündige Formel bringt und damit implizit das gelehrte Lesen definiert: »Die gelehrte Republik umfaßt drittens alle diejenigen, die lesen, um zu schreiben.«⁴⁷ Lenz liest Plautus – und schreibt die *Lustspiele nach dem Plautus*. Er liest Aristophanes – und schreibt die Wieland-Satire *Die Wolken*.⁴⁸ Die aus der Lektüre heraus entstandenen Werke sind zugleich als kritische Schriften angelegt. In einigen Fällen lässt Lenz der Veröffentlichung sogar zusätzlich Selbstrezensionen folgen – etwa im Fall der *Lustspiele nach dem Plautus*, aber auch bei den *Wolken* und dem *Neuen Menoza*.⁴⁹

Der Umgang mit Goethes *Werther* zeigt insofern ein vergleichbares Muster, als die Lektüre in eine Reihe *Werther*-bezogener Texte mündet. Neben *Tagebuch* und *Der Waldbruder* sind die *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* zu nennen.⁵⁰ Bei seiner ersten Erwähnung in den Briefen⁵¹ ist *Werther* bereits ein weit rezipiertes und vielfach negativ besprochenes Buch.⁵² Über empfindsame Lektüre erfahren wir bei Lenz nichts: »Was sagen Sie zu all dem Gelärms übern

46 Ebd.

47 Bosse: *Bildungsrevolution*, S. 313 [Kapitel: Die gelehrte Republik]. Für Bosse setzt sich die gelehrte Republik aus den Gelehrten, lateinischen Bildungseinrichtungen und dem Buchmarkt zusammen. Vgl. ebd., S. 312 f.

48 »Warum mußte ich doch in dem Augenblicke überm Aristophanes sitzen, als Wiel[and] mich beleidigte.« Lenz an Boie, [Mitte Februar 1776], in: Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 3, S. 383.

49 Vgl. Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 691–704 u. S. 713–736.

50 Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz: *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*, in: Ebd., S. 673–690.

51 Dabei ist natürlich in Rechnung zu stellen, dass die Briefe nur unvollständig überliefert sind und die Korrespondenz mit Goethe nahezu gänzlich verloren ist.

52 Vgl. Goethe im Urteil seiner Kritiker. *Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Hg., eingeleitet und kommentiert von Karl Robert Mandelkow, Bd. 1: 1773–1832, München 1975, S. 41–47 [Rezension von Johann Melchior Goeze] oder S. 87–88 [Kommentar von Georg Christoph Lichtenberg].

Werther? Ist das erhört einen Roman wie eine Predigt zu beurteilen. O Deutschland mit deinem Geschmack!«⁵³ Auch die weiteren Hinweise auf *Werther* zeigen, dass Lenz davon ausgeht, das Buch werde vom literarischen Publikum missverstanden. In einem Brief aus Straßburg an Karl Ludwig von Knebel beklagt er sich über »die hiesigen Damen«, die »alles für geistliche Lieder halten«.⁵⁴ In einem Brief aus St. Petersburg an Friedrich Justin Bertuch kommt Lenz – sechs Jahre nach Erscheinen des Buchs – erneut auf *Werther* zu sprechen, um das geistige Klima Russlands zu beschreiben: »Eine Nation bei der Werther, der mißverständne Werther in 24 Stunden vielleicht mehr Verwüstungen anrichtet, als an den geschwätzigen Ufern des Rheins u. der Donau in soviel Jahren [...]«⁵⁵ Alle Erwähnungen haben mit der Rezeption des Buchs zu tun. In der literaturinteressierten Welt der Korrespondenzpartnerinnen wird insbesondere die negative Rezeption erörtert.

Die Struktur der Fürsprache für den Charakter ist in den Briefen angelegt, wenn Lenz auf den »mißverständne[n] Werther« zu sprechen kommt und die Position des Verteidigers einnimmt. Das Sprechen für den Charakter ist zwar zu unterscheiden von der kritischen Verteidigung des missverstandenen Autors in Polemiken und Rezensionen. In den *Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* verzahnt der Erzähler jedoch souverän die Ebenen, indem er für seine Deutung des Charakters (Werther) den Rahmen der kritischen Verteidigung des Werks wählt.

53 Lenz an Friedrich Wilhelm Gotter, 10. Mai 1775, in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 318. Gerade weil in den Briefen die Mitteilung begeisternder Lektüre fehlt, nenne ich zwei seltene Beispiele begeisterter Lektüre: »Ich ging nach Hause und las Spalding, vom Wert der Gefühle im Christentum. Welch ein Kontrast! Dieses Buch müssen Sie auch lesen, mein Sokrates! es macht wenigstens Vergnügen zu finden, daß andere mit uns nach demselben Punkt visieren.« Lenz an Salzmann, 7. September [1772], in: Ebd., S. 271. »Ich beschäftige mich gegenwärtig vorzüglich mit Winkelmanns Geschichte der Kunst, und finde bei ihm Genugtuung. O daß dieser Mann noch lebte! Schaffen Sie sich sein Werk an, wenn Sie einmal auf Verschönerung Ihrer Bibliothek denken.« Lenz an Salzmann, [Mitte September 1772?], in: Ebd., S. 272. Wie sich wiederum emphatische *Werther*-Lektüre ausdrückt, zeigt sich in einem Brief Maler Müllers an Lenz: »o! Frühling und Liebe und Jugend! – ich kreuzig und segne mich über und über und lese meinen Morgen- und Abendsegen im Werther.« Maler Müller an Lenz, [April 1776], in: Ebd., S. 431.

54 Lenz an Knebel, 6. März [1776], in: Ebd., S. 394.

55 Lenz an Friedrich Justin Bertuch, 6. April 1780, in: Ebd., S. 600.

Im Gegensatz zum *Tagebuch* und *Der Waldbruder* zieht Goethe die Veröffentlichung der *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* zumindest in Erwägung – unmittelbar nachdem er das Manuskript von Lenz erhalten hat. Am Ende ist es die zögerliche Antwort Friedrich Heinrich Jacobis, um dessen Urteil Goethe bittet, die den Druck verhindert.⁵⁶ Die Handschrift der *Briefe* gilt heute als verschollen. Grundlage der von Damm herausgegebenen Ausgabe ist der von Ludwig Schmitz-Kallenberg besorgte Erstdruck, der Hinweise zu den Streichungen im Manuskript festhält.⁵⁷ Eine der wenigen Streichungen betrifft eine Passage, die formal an das *Tagebuch* anschließt, indem Goethe direkt adressiert wird: »Ja in der Tat Venus Urania allein kann dich retten mein Lieblingsdichter, der du mit so verschiedenen und seltsamen Waffen auf einmal angegriffen [...].«⁵⁸ Der »Lieblingsdichter« des gestrichenen Satzes ist in den übrigen Briefen Goethe als Freund, auf den der Erzähler indirekt Bezug nimmt und über dessen Verteidigung er sich mit einem dritten, fiktiven Freund bespricht.

Lenz' *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* besteht aus zehn fiktiven Briefen. Inszeniert wird der briefliche Austausch zwischen dem Erzähler und einem Freund, dessen (fingierte) Antwortbriefe nicht wiedergegeben werden und allein in der Rede des Erzählers nachhallen: Dieser fasst in seinen Briefanfängen die Gegenposition zunächst zusammen, bevor er sie angreift. Bereits der erste Satz des ersten Briefs pointiert den Dissens und damit das Thema der Briefe: »Wie Sie wünschten in ganzem Ernst, Göthe hätte die Leiden des jungen Werthers nie sollen drucken lassen.«⁵⁹ Die darauffolgenden Briefe entrollen die Annahmen und Positionen des literarischen Publikums, als dessen Vertreter der Briefpartner bestimmt und kritisch befragt wird: »Sie halten ihn für eine subtile Verteidigung des Selbstmords.«⁶⁰ (Zweiter Brief) »Die Darstellung so heftiger Leidenschaften wäre dem

56 Vgl. Friedrich Heinrich Jacobi an Goethe, 25. Mai [recte März?] 1775, in: GB 2/II. Kommentar, S. 440–441.

57 Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Von Jakob Mich. Reinh. Lenz. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm- und Drangperiode aufgefunden und herausgegeben von L. Schmitz-Kallenberg, Münster 1918.

58 Lenz: Briefe über Werther, S. 683.

59 Ebd., S. 673.

60 Ebd., S. 675.

Publikum gefährlich?»⁶¹ (Dritter Brief) und schließlich als letztes Beispiel: »Nicolais Parodie ein Meisterstück?»⁶² (Vierter Brief) Der fiktive Freund ist selbst – wie aus dem ersten Brief hervorgeht – ein Liebhaber der schönen Künste. Der Erzähler wiederum gibt sich als Autor des *Hofmeisters* zu erkennen, wenn er den Skandal um *Werther* im Streit um »allerlei moralische Endzwecke und philosophische Sätze bei einigen meiner Komödien« vorgezeichnet sieht: »[M]an hat sich den Kopf zerbrochen, ob ich wirklich den Hofmeisterstand für so gefährlich in der Republik halte«.⁶³ Der Erzähler positioniert sich als ein in literarischen Fehden erfahrener Autor und versetzt Goethe in den Stand des Schutzbedürftigen – wiewohl er sich im letzten Brief eines Bescheidenheitstopos bedient, indem er abschließend feststellt, dass Goethe weder der »[Recht]fertigung noch Empfehlung« bedürfe.⁶⁴

Mit der fiktiven Triangulierung ihrer Beziehung in den *Briefen* zeigt Lenz einmal mehr, dass es ihm – neben der liebevoll kultivierten Zweisamkeit mit Goethe – um die programmatische Selbstverständigung der ästhetischen Avantgarde um 1770 geht. Lenz sucht hier die offene Kommunikation auf der großen Bühne der deutschen Literaturkritik: Während er in den *Briefen* zu Beginn das autonomieästhetische Argument bemüht, wonach das Kunstwerk reine Darstellung eines unabhängig ausgewählten Themas sei und deshalb weder moralische noch philosophische Zwecke verfolge, befragt er das Buch im weiteren Verlauf auf seinen Wert für die deutsche literarische Kultur.

Die *Briefe* entwickeln eine eigene Begrifflichkeit für die kritische Beurteilung literarischer Werke. Sie verabschieden philosophisch grundierte Begriffe und führen mit den »Bedürfnisse[n]«,⁶⁵ auf die *Werther* offenbar antwortet, eine neue Kategorie in die Debatte ein. Die Anrufung des Herzens, der Empfindungen und Gefühle ist zugleich eine Klage über literarisch äußerst karge Verhältnisse, die im längsten (un-

61 Ebd., S. 676.

62 Ebd., S. 677.

63 Ebd., S. 675.

64 Vgl. ebd., S. 690. Dass es sich hierbei um einen Topos handelt, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass Lenz durchaus zur Tat zu schreiten wusste, um Goethe publizistisch zu verteidigen: 1774 verhilft er Goethes *Götter Helden und Wieland* zum Druck. Vgl. Lenz an Herder, [30. September 1775], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 343.

65 Lenz: Briefe über Werther, S. 689 u. 690.

vollständigen) Satz der *Briefe* karikiert werden.⁶⁶ Die deutsche Literatur ist in emotionaler Hinsicht bedürftig, und die *Briefe* empfehlen *Werther* – und mit *Werther* Rousseaus *La Nouvelle Héloïse* –, um den Mangel zu beheben. Damit bleiben sie letztlich dem Optimismus der Aufklärung verpflichtet, die die Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse für möglich hält und Mittel zu ihrer Herbeiführung bereitstellt. Die Lektüre nachahmungswürdiger Bücher gehört dazu. Es ist daher nur konsequent, dass die *Briefe* eine geradezu pädagogische Geste ausführen, durch die *Werther* dem ekstatischen Leser entrissen und väterlicher Fürsorge empfohlen wird: »Nein lieber Freund! sobald Sie einen hoffnungsvollen Sohn haben, geben Sie ihm den *Werther* herzlich in die Hand und schmeißen Sie ihm seine komische Erzählungen dafür ins Feuer (denen ich von Seiten des Witzes nichts abspreche) er wird, um ähnliche Szenen zu erfahren, Schritte tun ein *Werther* zu werden die ihn sein ganzes Leben hindurch freuen werden.«⁶⁷

4 *Werther* werden (I): Lenz an Goethe

Die *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* weisen sprachlich auf *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden* voraus. Auffällig ist bei beiden die Wiederholung des Wortes »Herz«: Es sind Herzen, die der Verteidigung bedürfen, beurteilt und befragt werden. Das Herz des fiktiven Freundes, die Herzen des Publikums, Goethes Herz, das Herz Nicolais, das menschliche Herz überhaupt.⁶⁸ Es gibt elende Herzen,⁶⁹ ein »junges stilles stumm gefühliges Herz«,⁷⁰ in das der Erzähler seine Hoffnung auf die Besserung der Herzen der Nation legt – über allem aber *Werthers* »gleichgestimmtes allezeit gutgeartetes und frohmütiges Herz«,⁷¹ das nachzuahmen die *Briefe* empfehlen. In der deutschen literarischen Welt, »wo niemand Herz hat

66 Vgl. ebd., S. 686f.

67 Ebd., S. 689.

68 Vgl. beispielsweise ebd., S. 673, 674 u. 677.

69 Vgl. ebd., S. 674.

70 Ebd., S. 684.

71 Ebd., S. 687.

und wer noch eins hat nicht weiß was er damit anfangen soll«,⁷² gelingt die Aneignung der Herzensschrift *Werther* nur »gut gearteten Herzen« und denjenigen, die das eigene Herz durch *Werther*-Lektüre bessern und sich auf diese Weise erst in den Zustand versetzen, »ein Werther zu werden«.⁷³

Die *Briefe* und *Der Waldbruder* sind über das Motiv des Herzens verknüpft – und doch liest sich letzteres als Nachtseite der in den *Briefen* noch leidenschaftlich gefeierten Herzverehrung. Der Aufruf an die Jugend der Nation, der Stimme des eigenen Herzens zu folgen, kontrastiert in *Der Waldbruder* mit dem Blick von außen auf die Hauptfigur Herz. Diese sei als Folge des »Unheil[s], das solche Schriften [*Werther*, N.G.] anrichten«, zu einem »neuen Werther« geworden.⁷⁴ Die identifizierende *Werther*-Lektüre im *Tagebuch* und in den *Briefen* fehlt in *Der Waldbruder*. *Werther*-Lektüre taucht lediglich in Form ironischen Sprechens über die Figur Herz auf. Damit geht eine Distanzierung einher, die sowohl den *Werther*-bewegten Charakter (Herz) als auch *Werther* als literarisches Werk und Gegenstand kritischer Beurteilung betrifft.

Waldbruder und *Tagebuch* vergleichend zu lesen, bedarf einer Erklärung. Der Vergleich wiederholt eine Lektüreszene aus der Vergangenheit, in der sich Goethe und Schiller wohl gemeinsam den beiden Texten widmen, um über deren Publikationswürdigkeit zu entscheiden. Zumindest schlägt Goethe in einem Brief vom 1. Februar 1797 an Schiller eine gemeinsame Durchsicht vor: »Auch einige Lenziana liegen bei. Ob und wie etwas davon zu brauchen ist, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Hefte liegen bis wir uns nochmals darüber besprochen haben.«⁷⁵ Ob eine solche Besprechung tatsächlich stattgefunden hat, ist nicht sicher bezeugt. Fakt ist, dass beide Texte nach ihrer letzten Erwähnung im Briefwechsel zwischen

72 Ebd.

73 Ebd., S. 689.

74 Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz: *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden*, in: Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 380–412, hier S. 389.

75 Goethe an Friedrich Schiller, 1. Februar 1797, in: WA IV/12, S. 27. Die folgenden Ausführungen bis zum Ende des Abschnitts sind bereits erschienen und wurden für das Buch überarbeitet. Vgl. Nacim Ghanbari: *Nicht-Werke im Netzwerk: Lenz' Prosa*, in: Spoerhase u. Thomalla (Hg.): *Werke in Netzwerken*, S. 225–242.

Goethe und Schiller getrennte Wege gehen: *Der Waldbruder* erscheint 1797 – fünf Jahre nach Lenz' Tod – in zwei Teilen in den *Horen*, während das *Tagebuch* vorerst unveröffentlicht bleibt und erst 1877 in der *Deutschen Rundschau* veröffentlicht wird.⁷⁶

Für die vergleichende Deutung der Texte haben sich in der Germanistik eine formelle und eine informelle Kennzeichnung etabliert: Sie gelten einerseits als »Prosadichtung«, andererseits als Lenz' »Schriften für Goethe«.⁷⁷ Die Kategorie »Prosadichtung« verdeckt die literarische Zusammenarbeit von Lenz und Goethe, und sie entspricht dem germanistischen Wunsch, Lenz – auch unabhängig von Goethe – zu kanonisieren. Der Blick auf die Editions-geschichte beider Werke zeigt, welche literatursoziologischen Annahmen über Prozesse literarischer Zusammenarbeit der Entstehung und Durchsetzung literaturwissenschaftlicher Begriffe – hier: »Lenz' Prosa« – zugrunde liegen. Doch zunächst: Seit wann wird von »Lenz' Prosa« gesprochen, und welcher Textverbund ist damit gemeint?

In Tiecks Einleitung der *Gesammelten Schriften* bezieht sich die Kennzeichnung »einige prosaische Fragmente«⁷⁸ auf literarische Versuche und »zwei größere prosaische Aufsätze«. »Prosa« ist eine Restkategorie und befindet sich am Ende der Ausgabe, in Tiecks Worten: »im Anhang«. Die beiden im *Deutschen Museum* publizierten Erzählungen *Zerbin* und *Der Landprediger* platziert Tieck zwischen dem dramatischen Werk und dem Anhang, er klassifiziert sie also nicht als Prosa, sie stehen für sich. Prosa und Aufsatz bzw. Abhandlung assoziiert auch Erich Schmidt in seinem kurzen Bericht über Lenziana.⁷⁹ Wieder ist »Prosa« eine Kategorie für das Übriggebliebene, unter das

76 *Der Waldbruder*, ein Pendant zu Werthers *Leiden*, von dem verstorbenen Dichter Lenz, in: *Die Horen* eine Monatsschrift herausgegeben von Schiller 10 (1797), 4. Stück, S. 85–102 u. als »Fortsetzung« in: *Die Horen* 1797, 5. Stück, S. 1–30; der Erstdruck des *Tagebuchs* erfolgt durch Ludwig Urlichs: *Etwas von Lenz*, in: *Deutsche Rundschau* 11 (1877), April/Juni, S. 254–292.

77 Rüdiger Scholz: Eine längst fällige historisch-kritische Gesamtausgabe: Jakob Michael Reinhold Lenz, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 34 (1990), S. 195–229, hier S. 219.

78 Ludwig Tieck: Einleitung, in: *Gesammelte Schriften*, von J.M.R. Lenz. Hg. von L. T., Bd. 1, Berlin 1828, S. i–cxxxix, hier S. cxiii.

79 Erich Schmidt: *Lenziana*, in: *Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* 16 (1901), S. 979–1017, hier S. 983–985.

sich von Aufsätzen bis zu Übersetzungen Unterschiedliches subsumieren lässt.

Die erste gemeinsame Erwähnung von *Tagebuch* und *Waldbruder* findet sich 1913 im letzten Band der von Franz Blei herausgegebenen fünfbändigen Ausgabe von Lenz' *Gesammelten Schriften*.⁸⁰ Bleis Ausgabe sollte vor dem Hintergrund einer allgemeinen Veränderung des Begriffs »Prosa«, der nun zunehmend für erzählende Literatur verwendet wird, Schule machen. Auch Ernst Lewy unterscheidet 1917 zwischen »Erzählendem« und »Abhandelndem« und versammelt *Tagebuch* und *Waldbruder* sowie *Zerbin* und *Landprediger* als erzählende Prosa von Lenz.⁸¹ Die Lenz-Werkausgaben von Britta Titel und Hellmut Haug (1966) sowie Sigrid Damm (1987) fassen beide Texte ebenfalls unter der Bezeichnung »Prosadichtungen« zusammen.⁸²

Die Einführung der Kategorie »erzählende Prosa« und die poetologische Verknüpfung von *Tagebuch* und *Waldbruder* fallen in den Lenz-Ausgaben zusammen. Das *Tagebuch* als Nicht-Werk⁸³ – »ein Zwitter« für Titel und Haug⁸⁴ – kontaminiert den *Waldbruder*. Festzustellen ist ein Prozess der ästhetischen Abwertung, die sich in Lewys Einleitung zu Lenz' *Gesammelten Schriften* daran ablesen lässt, dass der Herausgeber dem Text in einem abschließenden Werturteil ein Ende abspricht: »Für den ›Waldbruder‹ ein Ende zu suchen, ist überflüssig; er hat keins.«⁸⁵

80 Franz Blei nimmt im Kommentar zum *Tagebuch* Bezug auf den erwähnten Brief Goethes (1. Februar 1797) an Schiller. Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Franz Blei, Bd. 5: *Schriften in Prosa*, München u. Leipzig 1913, S. 385.

81 [Jakob Michael Reinhold Lenz]: *Gesammelte Schriften* von Jacob Mich. Reinhold Lenz. In vier Bänden. Hg. von Ernst Lewy, Bd. 4: *Prosa*, Leipzig 1917, S. V.

82 Jakob Michael Reinhold Lenz: *Werke und Schriften*. Hg. von Britta Titel u. Hellmut Haug, Bd. 1, Stuttgart 1966, sowie Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 2.

83 Im Sinne von Gunter Martens: *Das Werk als Grenze*. Ein Versuch zur terminologischen Bestimmung eines editorischen Begriffs, in: *editio 18* (2004), S. 175–186, hier S. 176 u. 185, sowie Ulrike Landfester: *Durchstreichungen*. Die Ordnung des Werks in Rahel Levin Varnhagens *Schriften*, in: Sabina Becker (Hg.): *Rahel Levin Varnhagen*. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext, St. Ingbert 2001, S. 53–79, hier S. 76 u. passim.

84 Britta Titel u. Hellmut Haug: *Anmerkungen [zu den Prosadichtungen]*, in: Lenz: *Werke und Schriften*, Bd. 1, S. 629–646, hier S. 631.

85 Lewy: [Einleitung], in: Lenz: *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, S. V–XI, hier S. X.

Hat Lewy ihn anfangs noch als Roman bezeichnet, wird dem *Waldbruder* zunehmend der Fragment-Charakter des *Tagebuchs* zugeschrieben.

Die beiden Texte weisen motivische Übereinstimmungen auf, sind jedoch in formaler Hinsicht verschieden. Die wohl auffälligste inhaltliche Entsprechung besteht darin, dass in beiden Werken ein Liebeskonflikt inszeniert wird, der durch das vergebliche Werben um die Braut eines anderen und die Anrufung eines abwesenden Freundes an *Werther* erinnert. Die formalen Unterschiede betreffen den Status des Briefs und briefförmiger Elemente im Text.

Der Brief des *Waldbruders* erinnert insofern an den Brief des Briefromans, als er unterschiedliche Stimmen und Perspektiven verknüpft.⁸⁶ Er geht jedoch darüber hinaus, weil er das Briefeschreiben und die zirkulierenden Briefe – wie ich im nächsten Abschnitt ausführen werde – kommentiert und bewertet. Wir lesen die Klage des Eremiten Herz an den Freund Rothe, die Kommentierung des Geschehens durch Gesellschaftsdamen, ein Empfehlungsschreiben Rothes an Baron Plettenberg, mit dem die von Herz umschwärmte adlige Stella verlobt ist, sowie diverse »Zettel«.⁸⁷ Die einzigen Briefe, die nicht wiedergegeben werden, sind jene, die den Konflikt erst in Gang setzen – nämlich die Briefe der Stella, die Herz in den Liebeswahn treiben.⁸⁸ Diese Nachrichten sind nicht an Herz gerichtet und geraten nur zufällig in seine Hände. Anders als der empfindsame Brief ist der Brief im *Waldbruder* überdies sehr oft Medium der Verstellung.⁸⁹

86 Darin mit Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* vergleichbar, die Lenz kannte und sehr schätzte. Vgl. [Dies.]: *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*. Von einer Freundin derselben aus Original=Papieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Hg. von C.M. Wieland, Erster u. Zweyter Theil, Leipzig 1771. Vgl. Lenz an Sophie von La Roche, 1. Mai 1775, in: Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 3, S. 313.

87 »Herz an Rothen der dem Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben, auf dem mit Bleistift geschrieben war: Herz! Du dauerst mich!« Lenz: *Waldbruder*, S. 381.

88 Zur poetologischen Funktion dieser signifikanten Leerstelle vgl. Andrea Polaschegg: *Der unterschlagene Anfang des dramatischen Modus. Doppelte dissimulatio in Briefroman und bürgerlichem Trauerspiel*, in: Claude Haas u. Dies. (Hg.): *Der Einsatz des Dramas. Dramenanfänge, Wissenschaftspoetik und Gattungspolitik*, Freiburg/Br., Berlin u. Wien 2012, S. 189–213, hier S. 202–204.

89 Vgl. Thomas Heine: *Lenz's »Waldbruder«: Inauthentic Narration as Social Criticism*, in: *German Life and Letters* 33 (1979/80), S. 183–189, hier S. 184f. Zum »rhetorisch-kalkulierten Charakter der Lenzschen Briefe« vgl. auch Jens

Der Waldbruder gewinnt seinen Rhythmus aus der Formenvielfalt der Briefe: Auf kurze Zettel folgen lange Aussprachen, mitunter schaltet sich ein Erzähler ein, der vermeldet: »Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort.«⁹⁰ Die Vielfalt wird dadurch gebändigt, dass die Briefe zu Kapiteln gebündelt werden. Dass einige frühere Lenz-Kommentatorinnen und -kommentatoren den *Waldbruder* als Roman bezeichnen, ist vermutlich auf diese Kapitelstruktur zurückzuführen.

Das *Tagebuch* hingegen unterhält ein idiosynkratisches Verhältnis zum Brief – genauer: zum Briefschreiben an Goethe. Es beginnt mit einem Brief, in dem Goethe direkt und unvermittelt adressiert wird: »Ich muß dir lieber Goethe – zum Verständnis dessen was du lesen wirst, einige Nachrichten voranschicken.«⁹¹ Der weitere Verlauf erinnert an diesen epistolaren Anfang, wenn nämlich an Goethe appelliert wird. Der germanistische Wunsch, dem *Tagebuch* Werkförmigkeit zu bescheinigen, hat dazu geführt, diesen Anfang – in der Regel als »Vorspann«, »Vorwort« oder »Einleitung« bezeichnet⁹² – als ein dem *Tagebuch* äußerliches Element anzusehen und ihn implizit aus der Interpretation des Textes auszuschließen. Ein solcher Ausschluss suggeriert die Geschlossenheit des Textes, macht ihn vergleichbar mit anderen Werken und stärkt die Vorstellung der Einheit »Prosadichtung«.

Haustein: Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber, in: Stephan u. Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen ...«, S. 337–352, hier S. 339.

90 Lenz: *Waldbruder*, S. 390. Hier wäre weiterhin hinzuzuziehen Christoph Weiß: »Waldbruder«-Fragmente. Über einige bislang ungedruckte Entwürfe zu J.M.R. Lenz' Briefroman »Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden«, in: Lenz-Jahrbuch 3 (1993), S. 87–98.

91 Lenz: *Das Tagebuch*, S. 289. Eine ausführliche Lektüre des *Tagebuchs* erfolgt in Nacim Ghanbari: Kollaboratives Schreiben im 18. Jahrhundert. Lenz' *Das Tagebuch* als Beispiel freundschaftlicher Publizität, in: Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper u. Vinzenz Hoppe (Hg.): *Symphilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2016, S. 167–181.

92 Rudolf Käser: Die Schwierigkeit, ich zu sagen. Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des »Sturm und Drang«. Herder – Goethe – Lenz, Bern u.a. 1987, S. 309 u. 316; Inge Stephan: »Meteore« und »Sterne«. Zur Textkonkurrenz zwischen Lenz und Goethe, in: Lenz-Jahrbuch 5 (1995), S. 22–43, hier S. 28; Jörg Schönert: Literarische Exerzitien der Selbstdisziplinierung. »Das Tagebuch« im Kontext der Straßburger Prosa-Schriften von J.M.R. Lenz, in: Stephan u. Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen«, S. 309–324, hier S. 313.

Die Besonderheit des Briefs besteht darin, dass Lenz sowohl den Brief selbst als auch das Folgende als eine Art Exposé oder Vorlage beschreibt und Goethe im Grunde auffordert, daran mit- und weiterzuschreiben: »Hier will ich abrechnen, um meinem Tagebuch nicht vorzugreifen. Dies war nur Skelett, das dein eigenes Genie und Blick ins menschliche Herz mit Fleisch bekleiden wird.«⁹³ Die in Metaphern gekleidete Aufforderung soll den Adressaten des *Tagebuchs* zur Reaktion bewegen. Das Werk, das Lenz vorschwebt, ist ein gemeinsames, das sich in autonomieästhetischen Begriffen kaum beschreiben lässt. Die zirkulierenden Texte dienen als Vorlagen für die gemeinsame Arbeit. Sie sind auf künftig entstehende Werke bezogen und weisen auf das gemeinsame Schreiben und den Prozess gegenseitigen Kommentierens hin. Der letzte Satz des Briefs an Goethe lässt offen, ob das von Goethe »mit Fleisch bekleidete Skelett« Lenz oder Goethe gehören wird.

Erste Zweifel an der Werkförmigkeit des *Waldbruders* meldet 1882 Max von Waldberg an, der ihn mit einer Einleitung versehen neu herausgibt. Die Einleitung dient dem Nachweis, »dass uns der ›Waldbruder‹, wie er in den Horen erscheint, in einer von Goethe besorgten Redaction vorliege.«⁹⁴ Der Text sei nahezu frei von Gemeinem und Anstößigem und zeige »eine bei Lenz geradezu unbegreifliche Keuschheit der Empfindung«.⁹⁵ Von Waldberg bleibt nicht bei normativen Aussagen stehen, die Goethe Lenz vorziehen. Er entwickelt anhand von Belegstellen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, anhand von akribischen Stilanalysen und Beobachtungen zu Lenz' Zeichensetzung⁹⁶ eine Heuristik für die Analyse von Texten, die möglicherweise gemeinsam verfasst oder von Freundeshand verbessert wurden.

Auch wenn von Waldberg die Meisterschaft Goethes nicht bezweifelt und demgegenüber das Bild eines dilettierenden Lenz zeichnet, der »in seinem Stil die tollsten Capriolen schlug und inhaltlich wie formell

93 Lenz: *Tagebuch*, S. 292.

94 Max von Waldberg: [Einleitung], in: J.M.R. Lenz: *Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg*, Berlin 1882, S. 1–51, hier S. 4.

95 Ebd.

96 Max von Waldberg stellt fest, dass sich bei Lenz eine »geradezu souveraine Verachtung aller Interpunktionsregeln« feststellen lasse. Vgl. ebd., S. 6.

die wunderlichsten Ungeheuerlichkeiten zu Stande brachte«,⁹⁷ zwingt ihn die vergleichende Analyse von *Werther* und *Waldbruder* dazu, »neben der inneren Verwandtschaft beider Werke« die Frage nach der »sprachlichen Gemeinschaft«⁹⁸ aufzuwerfen.

Von Waldberg liegt vor allem daran, Goethes redaktionelle Tätigkeit nachzuweisen. Einen Widerspruch dazu sieht er im vermeintlich offenen Schluss des Briefromans: Redakteur Goethe hätte das Ende wohl niemals so stehen lassen. Von Waldbergs Suche nach einem anderen Ende zeugt vom unausgesprochenen Wunsch, schließlich auch Lenz als einen Briefromanautor zu etablieren. In diesem Fall würde der Erzähler den Helden entweder im *Werther*-Fieber in den Suizid schicken oder die im *Waldbruder* angesprochenen Auswanderungspläne ernst nehmen und Herz nach Amerika folgen.

»Wie im *Werther*, so ist es auch im *Waldbruder* beliebt, die Briefe mit einer Frage oder mit einem abgebrochenen Satz zu beschließen.«⁹⁹ Sucht man im *Waldbruder* nach den hier behaupteten abgebrochenen Schlusssätzen und Briefschlüssen, wird man in der Tat schnell fündig: »– Bruder ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen, und danken, danken, danken –«¹⁰⁰ Oder: »Wie sich alles alles vereinigt, alles vereinigen muß – Warum antwortest Du mir denn nicht?«¹⁰¹ Nicht nur der liebeskranke Herz, auch die Figur der Honesta beherrscht die Kunst des Abbrechens: »– hier lassen Sie mich aufstehn und abbrechen, die Beschreibung hat mich angegriffen, besonders wenn ich bedenke, daß der delikate, der fein organisierte Herz in sie verliebt war –«.¹⁰²

Max von Waldberg moniert überdies den unmäßigen Einsatz von Gedankenstrichen, der Lenz als typischen Autor seiner Generation ausweise.¹⁰³ Auch hinsichtlich der Aufmerksamkeit für dieses stilistische Detail entwickelt von Waldbergs Lektüre – gegen den Willen ihres Autors – eine eigene Dynamik: Denn bedenkt man die Häufigkeit der Satzabbrüche bei Lenz, lässt sich der letzte Satz des *Waldbruders* durchaus als gültiger Schlusssatz eines Briefromans lesen: »Freund,

97 Ebd.

98 Ebd., S. 50.

99 Ebd.

100 Lenz: *Waldbruder*, S. 397.

101 Ebd., S. 396.

102 Ebd., S. 401.

103 Vgl. von Waldberg: Einleitung, S. 6.

ich merke an meinen Haaren, daß ich alt werde. Sollte Stella, wenn ich wiederkomme und von den Beschwerden des Feldzugs nun noch älter bin – Kommen Sie, Sie werden mein Engel sein. Es gibt Augenblicke wo mir's so dunkel in der Seele wird daß ich wünschte – Plettenberg.«¹⁰⁴

Möglicherweise ist es nicht so sehr der Gedankenstrich, der als anstößiges Satzzeichen das Ende des *Waldbruders* illegitim erscheinen lässt. Verstörend und unkonventionell könnte auch sein, dass der Text nicht mit einem Brief des titelgebenden Waldbruders endet, sondern mit einer Nachricht, in der Herz nur mehr indirekt als »irrende[r] Ritter«¹⁰⁵ auftaucht. Der Text überlässt die Schlussworte jener Figur, die – wie so oft bei Lenz – zunächst erotischer Konkurrent ist, sich dann aber am Ende als Patron und Beschützer entpuppt: Baron Plettenberg, der mit der von Herz verehrten Stella in Verbindung steht, gleicht in seiner dramaturgischen Funktion der Figur des Don Prado aus Lenz' Komödie *Die Freunde machen den Philosophen*, der ebenfalls am Ende seine Braut abtritt, um den jüngeren Freund zu schützen.¹⁰⁶ Max von Waldberg sieht die Parallele, schließt aus dieser Beobachtung jedoch nicht, dass es sich bei diesem Brief um den alle Verwicklungen auflösenden abschließenden Textbaustein des Briefromans handeln könnte.¹⁰⁷

Die vergleichende Rezeptionsgeschichte von *Tagebuch* und *Waldbruder* legt den Schluss nahe, dass die Entscheidung über die Geschlossenheit eines Textes Annahmen über den Brief impliziert. In beiden Fällen sorgen Briefe, die im Zusammenhang einer Beziehung der Patronage entstehen, auf unterschiedlichen Ebenen für Störungen: im *Tagebuch*

¹⁰⁴ Lenz: *Waldbruder*, S. 412.

¹⁰⁵ »Eben habe ich Ihren irrenden Ritter nebst Ihren Vorreutern und blasenden Postillionen erhalten, lieber Rothe.« Ebd., S. 411.

¹⁰⁶ Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz: *Die Freunde machen den Philosophen*. Eine Komödie, in: Lenz: *Werke und Briefe*, Bd. 1, S. 273–316. In dieser Lesart gleicht Herz der Figur des Cicisbeo, von der Lenz fasziniert ist. Vgl. hierzu auch Ghanbari: *Allen alles werden*, insb. S. 495–498.

¹⁰⁷ Vgl. von Waldberg: *Einleitung*, S. 14. Der Hinweis auf Lenz' *Die Freunde machen den Philosophen* findet sich auch bei Matvej N. Rosanow: *Jakob M.R. Lenz der Dichter der Sturm- und Drangperiode. Sein Leben und seine Werke*. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Uebersetzung. Deutsch von C. von Gütschow, Leipzig 1909, S. 359. Noch bei Titel und Haug ist die Parallele – wenn auch nur als Mutmaßung – präsent: »Sollte auch Plettenberg, als ein zweiter Don Prado, großmütig resignieren und dem nicht standesgemäßen Herz den Weg zur Verbindung mit seiner Verlobten ebnet? Lenz hätte kaum sich selber so platt kopiert.« Titel u. Haug: *Anmerkungen*, S. 642.

der den Text eröffnende Brief an Goethe, im *Waldbruder* der den Text beschließende Brief Baron Plettenbergs als Patron des zu beschützenden Herz.

Die Tatsache, dass das Manuskript des *Waldbruders* als verschollen gilt, hat die Forschung dazu veranlasst, verschiedene Eigentümlichkeiten des Textes auf dessen Unvollständigkeit oder auf Überarbeitung durch Dritte zurückzuführen. Neben dem vermeintlich fehlenden Ende des Briefromans wird angenommen, dass möglicherweise die Datierung der Briefe der redaktionellen Überarbeitung zum Opfer gefallen sei.¹⁰⁸ Der Vergleich von *Waldbruder* und *Tagebuch* lässt jedoch vermuten, dass die fehlende Datierung und die Bündelung von Briefen zu Kapiteln durchaus für Lenz typische ästhetische Entscheidungen sein könnten. Denn auch das *Tagebuch*, dessen Handschrift überliefert ist, weist diese Elemente auf. Als Erweiterung von dritter Hand gilt für Franz Blei weiterhin der Titelzusatz: »Von Schiller stammt auch der Untertitel.«¹⁰⁹

Der Titel *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden* findet nach dieser lakonischen Feststellung erst wieder bei Andrea Krauß, auf deren Lektüre des *Waldbruders* ich noch näher eingehen werde, Beachtung.¹¹⁰ Viele Lektüren des Textes verdanken sich zwar dem Vergleich des *Waldbruders* mit Goethes *Werther* und sind in dieser Hinsicht der Leseanleitung des Titels gefolgt. Vielfach unkommentiert bleibt jedoch das »Pendant« als das Element, das beide Texte überhaupt erst zueinander ins Verhältnis setzt.¹¹¹

108 Vgl. Karin A. Wurst: Überlegungen zur ästhetischen Struktur von J.M.R. Lenz' *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden*, in: *Neophilologus* 74/1 (1990), S. 70–86, hier S. 85.

109 Blei: Lenz: *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, S. 390.

110 Vgl. Andrea Krauß: *Pendant. Zeitstruktur und Romantheorie in J.M.R. Lenz' Waldbruder-Fragment*, in: *Variations. Literaturzeitschrift der Universität Zürich* 19 (2011), S. 55–72.

111 Vgl. Robert Stockhammer: Zur Politik des Herz(ens): J.M.R. Lenz' »misreadings« von Goethes *Werther*, in: David Hill (Hg.): *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*, Opladen 1994, S. 129–139, sowie Wurst: *Überlegungen zur ästhetischen Struktur*.

5 Werther werden (II): Lenz gegen Goethe

Bei Lenz ist die Entscheidung für den Druck literarischer Werke agonal geprägt. Er veröffentlicht zahlreiche Werke anonym und gibt sich mitunter erst in den Briefen als Verfasser zu erkennen. Diese Doppelbewegung aus Anonymität und deren Aufhebung im Medium des Briefes lässt das Veröffentlichende als etwas Schambehaftetes und Geheimnisvolles erscheinen, das vor den Augen der Welt zu verbergen ist und ausschließlich den engsten Freundinnen und Freunden gezeigt werden kann. Die Ambivalenz, die Lenz darin sieht, sich mit dem eigenen Namen zu erkennen zu geben, überträgt sich auf seinen Umgang mit den Namen anderer.¹¹²

Wie mit den Namen anderer umzugehen sei, hat Lenz häufig beschäftigt. In einem Brief an Sophie von La Roche setzt er die von ihm verehrte Autorin davon in Kenntnis, dass ihr Name in der Komödie *Die Soldaten* auftauchen werde: »Meine Soldaten liegen in Herders Händen. Es kömmt eine Gräfin La Roche drin vor, der ich etwas von Ihrem Charakter zu geben versucht habe, wie ich ihn aus Ihren Schriften und Briefen kenne.«¹¹³ In einem Brief an Goethes Diener und Sekretär Seidel bittet er um eine Änderung im Manuskript des Dramas *Henriette von Waldeck*, das sich in Goethes Besitz befindet: »Bitten Sie doch lieber Philipp daß H. Doktor in seinem Manuskript anstatt Henriette von Waldek schreibt H. von Warbek, Baron v. Warbek, und schreiben Sie es auch so ab. Es hat seine großen Ursachen.«¹¹⁴ Die Arbeit an einem

¹¹² Bekanntlich ist es u. a. die Verwendung der Namen lebender Personen im *Hofmeister*, die in Dorpat einen Skandal auslöst. Vgl. Michael Kohlenbach: Editorisches Nachwort, in: Jakob Michael Reinhold Lenz: Der Hofmeister. Synoptische Ausgabe von Handschrift und Erstdruck. Hg. von M. K., Basel u. Frankfurt/M. 1986, S. 187–191, sowie Lenz: Werke und Briefe, Bd. 1, S. 709 [Anmerkungen]. Die »pendelnde Bewegung zwischen Verbergen und Öffnung« prägt auch Lenz' freundschaftliche Briefe. Vgl. hierzu Anne D. Peiter: Briefe, in: Julia Freytag, Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): J. M. R.-Lenz-Handbuch, Berlin u. Boston 2017, S. 242–257, hier S. 246.

¹¹³ Lenz an Sophie von La Roche, [September 1775], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 338. Sophie von La Roches Antwortbriefe sind nicht überliefert. Vgl. ebd., S. 834. Der Name »La Roche« wird in der Tat im Druck verwendet. Vgl. [Jakob Michael Reinhold Lenz]: *Die Soldaten*. Eine Komödie, Leipzig 1776.

¹¹⁴ Lenz an Seidel, [Juli 1776], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 481. Beide Bearbeitungen des Dramas *Henriette von Waldeck* [oder] *Die Laube* blieben

Text schließt Überlegungen zu den Verwendungsweisen von Namen mit ein. Die von Lenz zum Zweck der Anonymisierung neu erfundenen Namen bleiben sprachlich auf die realen Namen bezogen.

Unter den verschiedenen Namen von, teilweise befreundeten, Autorinnen und Autoren, die Lenz in seinen Werken verwendet, ist wohl Goethe derjenige, der am häufigsten auftaucht. Wir begegnen ihm (»Göthe«) im *Pandämonium Germanikum* und im *Tagebuch*. Im *Waldbruder* ist der Name hingegen maskiert.¹¹⁵ Aus Lenz wird Herz, aus Goethe Rothe. Ist der unmaskierte »Göthe« bei Lenz der angebetete Freund und Patron, zeigt sich der Maskierte als Widersacher. Der im *Waldbruder* inszenierte Kampf zwischen Herz, Rothe und Baron von Plettenberg um das Bildnis der Gräfin Stella korrespondiert mit dem Kampf der Autoren um Werther. Für diese Analogie spricht auch die Tatsache, dass Lenz Werther in den *Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* als ein gegen ahnungslose Betrachter zu verteidigendes »Bild« bezeichnet.¹¹⁶

Wem also gehört Werther? Die meisten Versuche, die Ästhetik des *Waldbruders* im Verhältnis zum *Werther* zu beschreiben, arbeiten mit einer dezidiert wertfreien Begrifflichkeit. Indem sie von Intertextualität und literarischer Anspielung sprechen,¹¹⁷ setzen sie im Einklang mit der poststrukturalistischen Literaturtheorie die absolute Gleichwertigkeit beider Texte voraus. Das Paradigma der Gleichwertigkeit zeigt sich nicht zuletzt in der Deutung des Titelnachsatzes »Pendant«, den Andrea

Fragment. Zum Entstehungskontext vgl. Lenz: Werke und Briefe, Bd. 1, S. 765f.

115 Nur an einer Stelle wird Goethes Name aufgerufen – bezeichnenderweise als Autornamen: »Endlich aber fand er daß sie nur kokett gegen ihn gewesen war und da sehnte er sich herzlich nach Deutschland, um aus Goethens oder Wielands Romanen und aus Klopstocks Cidli sich ein Ideal zusammen zu schmelzen, das seinesgleichen noch nicht gehabt.« Lenz: *Waldbruder*, S. 410.

116 »Bedenkt ihr denn nicht, daß der Dichter nur eine Seite der Seele malen kann die zu seinem Zweck dient und die andere dem Nachdenken überlassen muß. [...] Daß Werther ein Bild ist, welchem vollkommen nachzuahmen eine physische und metaphysische Unmöglichkeit ist.« Lenz: *Briefe über Werther*, S. 685.

117 Vgl. beispielsweise Stefan Schmalhaus: *Literarische Anspielungen als Darstellungsprinzip. Studien zur Schreibmethodik von Jakob Michael Reinhold Lenz*, Münster u.a. 1994.

Krauß in einer differenzphilosophischen Lektüre des *Waldbruders* als Supplement ansieht.¹¹⁸

Ohne hinter die Erkenntnisse poststrukturalistischer Theorie treten zu wollen, ist es für die Deutung des *Waldbruders* wichtig festzuhalten, dass Pendants im 18. Jahrhundert eine wertende Produktionsästhetik implizieren. Sie sind kritische Schriften, die sich die Vorlage entweder in lobend-panegyrischer oder aber in polemischer Absicht aneignen. Im Fall von Lenz kommt hinzu, dass er die Sphäre des gedruckten Wortes als Gericht begreift und damit die Akteurinnen und Akteure des Literatursystems als Richterinnen und Richter, Angeklagte, Zeuginnen und Zeugen oder Verteidigerinnen und Verteidiger.¹¹⁹ Autorschaft wird damit zur Teilnahme an einem Gerichtsprozess. Ein solches Verständnis von Autorschaft entspricht der Produktionsästhetik von Fan Fiction, die um einzelne Charaktere zentriert ist, die außerhalb der symbolischen Ordnung stehen und damit der Fürsprache bedürfen.¹²⁰

Die wertende Haltung in der Art der literarischen Anspielung thematisiert die Lenzforschung dann, wenn statt »Intertextualität« der Begriff des Einflusses zum Einsatz kommt. Lässt man sich von einer Theorie leiten, die das Verhältnis von Erst- und Zweitautorin auf seine agonalen Momente hin befragt (»Einflussangst«¹²¹), zeigt sich *Der Waldbruder* als eine Umschrift des *Werther*, die gerade diejenigen ästhetischen Momente, die in der zeitgenössischen Literaturkritik als innovativ be-

118 Vgl. Krauß: *Pendant*. Zum Begriff des Supplements vgl. Susanne Lüdemann: Jacques Derrida zur Einführung, 3., unveränderte Aufl., Hamburg 2017, S. 85–96.

119 Vgl. hierzu auch Heribert Tommek: J.M.R. Lenz. Sozioanalyse einer literarischen Laufbahn, Heidelberg 2003, S. 32: »Auffällig ist, daß das Motiv der ›Rechtfertigung‹ oder der ›Verteidigung‹ (einschließlich seiner militärischen Konnotationen) das gesamte Schaffen von Lenz nicht nur begleitet, sondern auch grundlegend prägt«.

120 Damit eignet sich Lenz für eine Untersuchung der von Rüdiger Campe skizzierten Kulturgeschichte der Fürsprache. Vgl. Ders.: *An Outline for a Critical History of Fürsprache: Synegoria and Advocacy*, in: DVjs 82/3 (2008) (= Themenschwerpunkt: Empathie und Erzählung. Hg. von Claudia Breger u. Fritz Breithaupt), S. 355–381, hier insb. S. 374–381: zum Redner als *patronus* und Patronage insgesamt.

121 Harold Bloom: *Einflussangst. Eine Theorie der Dichtung*. Aus dem amerikanischen. Engl. übersetzt von Angelika Schweikhart, Frankfurt/M. 1995 [Orig. 1973]. Eine an Blooms Konzept der *anxiety of influence* geschulte Kritik des *Waldbruders* bietet Stockhammer: *Zur Politik des Herz(ens)*.

sprochen und in der Folge nachgeahmt wurden, annulliert und durch Neues ersetzt. Dies betrifft zum einen den Einsatz der Landschaftsbeschreibung, zum anderen und damit zusammenhängend die Funktion des Briefes und die Briefästhetik.

Im *Werther* verläuft das emotionale Erleben des Helden parallel zu den jahreszeitlichen Veränderungen.¹²² Werthers Frühlingserwachen markiert den Anfang des Romans – der erste Brief an Wilhelm ist auf den 4. Mai des Jahres 1771 datiert, seinen letzten Brief an den Freund schreibt er an einem 20. Dezember.¹²³ Das emotionale Auf und Ab in der Beziehung zu Lotte wird in Bildern einer bewegten Natur gespiegelt: Es stürmt, wettet und hagelt; die Sonne scheint, Wolken ziehen vorüber und Sterne leuchten auf. In *Der Waldbruder* kommt diese Form natürlicher Zeitlichkeit nicht vor. Neben der Datierung der Briefe fehlen auch Angaben zu Jahres- und Tageszeiten. Nur zu Beginn arbeitet die Geschichte mit Bildern winterlicher Tage, die in gedrängter Form den jahreszeitlichen Zyklus vorwegnehmen. Im ersten Brief berichtet Herz von einem Klima, das »auch im Winter so mild sein könne«¹²⁴ (wie der Frühling), in seinem zweiten Brief wird ihm mitten im Winter ein »Nachsommer«¹²⁵ beschert, der ihn an einen künftigen Herbst denken lässt (»[i]ch denke, es wird doch für mich auch ein Herbst einmal kommen, wo diese innere Pein ein Ende nehmen wird«¹²⁶). In seinem zwölften Brief schließlich wird er in der bittersten Kälte angekommen sein, von der er berichtet, sie »in der härtesten Jahreszeit in meinem

122 »Die Ausrichtung am exzentrischen Bahngesetz des irdischen Sonnenjahrs passt nicht nur zum Generationsstil der Stürmer und Dränger, sie geschieht auch mit existentieller Konsequenz. Selten ist die Evidenz jahreszeitlicher Alterierung dramaturgisch effektvoller in Szene gesetzt worden, als es in diesem epistolaren Zyklus mittels der Datumpositionen und Gefühlsamplituden Werthers geschieht. Die Ankertage des Kirchenjahrs, die Gedenktage gekrönter Häupter oder verehrter Kulturheroen vermögen der Bahnkurve des Schwärmers keinen Halt mehr zu geben. Was ihn hingegen getreulich durch den Wechsel der Zeiten geleiten kann, ist das naturale Prinzip der periodischen Schwankungen als solches.« Alexander Honold: *Das Gegebene. Goethes Werther und seine Kalender-Poetik*, in: Wyder et al. (Hg.): *Goethe medial*, S. 103–123, hier S. 117.

123 Vgl. WA 19, S. 5 u. 154.

124 Vgl. Lenz: *Waldbruder*, S. 380.

125 Ebd., S. 381.

126 Ebd., S. 382.

Vaterlande selbst nicht so unmitteleidig gefunden« zu haben.¹²⁷ Landschaftsbeschreibungen sind selten (»[d]as matte Grün der Wiesen, das mit Reif und Schnee zu kämpfen schien, die braunen verdorrten Gebüsche, welch ein herzerquickender Anblick für mich!«¹²⁸) und halten die Stimmung des Helden in der Schweben.¹²⁹

Im *Werther* ist das Medium spontaner Stimmungsübertragung der Brief. Viele Briefanfänge halten den Zustand fest, in dem sich Werther zum Zeitpunkt der Niederschrift befindet. Mit dem ersten Satz wird der angesprochene Freund in Werthers wechselvolle Gefühls- und Gedankenwelt hineingezogen. Werthers Erleben erscheint durch den Fluss der Briefe als kontinuierlicher Strom. Das Versiegen der Briefe am Ende des Romans, sein Tod und die Wiederaufnahme der Geschichte durch den Erzähler fallen zusammen und entsprechen im Einzelnen der Analogie von (Er-)Leben und Briefeschreiben. Von dieser Parallele ist *Der Waldbruder* weit entfernt, da sich das Schreiben des Helden nicht als kontinuierliche Linie darstellt. Während *Werther* die berühmten Briefromane der Zeit – allen voran seine Vorlage *La Nouvelle Héloïse* – verändernd nachahmt, indem die Geschichte bis auf wenige Ausnahmen allein Werthers Briefe wiedergibt, schließt *Der Waldbruder* an die ältere Briefromantradition an, in der der Brief das Medium des Perspektivwechsels ist. Nicht der (Gefühls-)Strom und die Passion, der Wechsel und das Ineinandergreifen der verschiedenen Sichtweisen sind hier von Interesse. Der empfindsame Brief hat sich neben den Briefformen höfischer Herkunft zu behaupten.

Der Waldbruder ist ein Briefroman über die Ästhetik des Briefromans. Viele literaturwissenschaftliche Deutungen tragen dem reflexiven Moment der Geschichte dadurch Rechnung, dass sie aus der Fülle der im *Waldbruder* zirkulierenden Briefe einen Ausnahmebrief auswählen, dem sie eine kommentierende Funktion zuschreiben. Andrea Krauß beispielsweise sieht den Ausnahmecharakter der Briefe der Honesta darin, dass sie Zitate aus den Briefen der anderen enthalten.¹³⁰ Die Geschichte, die Honesta über Herz zu erzählen wisse, stelle sich als

127 Vgl. ebd., S. 391.

128 Ebd., S. 382.

129 Vgl. hierzu und zum metonymischen Einsatz der Landschaftsbeschreibung im *Waldbruder* Wurst: Überlegungen zur ästhetischen Struktur, S. 74–77.

130 Vgl. Krauß: Pendant.

»eine Art Re-Lektüre der vorangegangenen *Waldbruder*-Briefe«¹³¹ dar. Die »textinhärente ›Pendant‹-Struktur«,¹³² die Krauß herausarbeitet, ist damit verbunden, dass in diesem Briefroman Briefe im gleichen Maße gelesen und kommentiert wie geschrieben werden. Die Geschichte entsteht aus der Lektüre von Briefen.

Die Briefe des Helden Herz im *Waldbruder* sind dezentriert und konkurrieren mit einer Reihe von Briefen, die rein typologisch einer anderen epistolaren Ordnung angehören. Zunächst fällt auf, dass Herz ein passionierter Briefleser, jedoch nicht unbedingt ein ebenso leidenschaftlicher Briefschreiber ist. Er verliebt sich in die Jugendbriefe der Gräfin Stella, die diese einst an ihre Freundin und Mentorin (Witwe Hohl) schrieb. Im Gegensatz zu Werther, dessen Briefe an Lotte im zweiten Teil des Buchs zunehmen und im letzten Brief unmittelbar vor dem Suizid enden (»[s]ie sind geladen – Es schlägt Zwölfe! So sei es denn! – Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!«¹³³), enthält *Der Waldbruder* keinen einzigen Brief des Helden Herz an die angebetete Stella. In dieser Hinsicht bleibt seine Liebe eigentümlich zurückhaltend.

Der Waldbruder entwirft eine soziale Landschaft, die durch die Zirkulation von Briefen und die Verkettung unterschiedlicher Briefsphären entsteht. Jede Figur ist durch ihren je eigenen Umgang mit Briefen charakterisiert: In Gang gesetzt wird die Geschichte (in der Geschichte) durch Witwe Hohl, von der es heißt, sie unterhalte »eine große weitläufige Korrespondenz mit Vornehmen und Gelehrten«. ¹³⁴ Zu ersteren gehört also auch Stella, die seit ihren Jugendtagen mit der Witwe korrespondiert. Die Witwe, die eine eigene Liebesgeschichte mit Herz initiieren möchte, setzt dafür die Briefe der Stella ein. Offenbar agiert die Witwe als eine Art Editorin der Briefe der Stella, indem sie diese politisch klug ordnet und als eine Art Fortsetzungsroman (»Brief für Brief«¹³⁵) an Herz weitergibt.

Zu dieser Form der Aufbewahrung und Indienstnahme von Briefen nimmt die Figur der Honesta eine kritische, ironische Haltung ein. Sie beansprucht für sich eine Schreibposition, die von der Lust an der Unter-

131 Ebd., S. 62.

132 Ebd., S. 57.

133 WA 19, S. 189.

134 Vgl. Lenz: *Waldbruder*, S. 401.

135 Ebd., S. 402.

haltung geprägt und ungetrübt von gelehrten oder sammlerischen Ambitionen ist. Den von Witwe Hohl, Stella und Herz kultivierten Umgang mit Korrespondenzen, der stets mehrere Empfängerinnen von Briefen kennt, karikiert Honesta. Das beginnt bereits bei der Beschreibung der Art, wie Stella als vermeintlich meisterhafte Briefschreiberin die Briefe verfasst: »Alle ihre Stunden sollen so eingeteilt sein, daß sie niemals müßig ist, sie unterhält allein eine Korrespondenz, wozu mancher Staatsminister nicht Sekretärs genug finden würde, und die Briefe schreibt sie alle während der Zeit, da sie frisiert wird, auf der Hand, damit sie ihr von ihren übrigen Beschäftigungen nicht Zeit wegnehmen.«¹³⁶ Die Masse an Briefen kennt kein exklusives Publikum und kann sehr leicht in die falschen Hände geraten: »Er [Herz, N.G.] hat einige von ihren Briefen in die Hände bekommen, die sie während ihres Aufenthalts auf dem Lande an die Witwe Hohl hier geschrieben hatte.«¹³⁷ Für die Art und Weise, in der wiederum die Witwe mit den an sie adressierten Schreiben verfährt, findet Honesta ebenfalls nur wenig schmeichelhafte Worte (»sie [die Witwe, N.G.] kramte die Briefe der Gräfin aus«¹³⁸).

Im Gegensatz zu einem Schriftverkehr *many-to-many* richtet Honesta ihre Briefe (»ein sehr angenehmer Zeitvertreib«¹³⁹) nur an einen einzigen Adressaten, der Pfarrer und einer »ihrer Verwandten auf dem Lande«¹⁴⁰ ist. Mit der Wahl dieses Briefempfängers kommt die Dynamik hitzigen Austauschs zum Stillstand. Die Leidenschaft des Schreibens, die sich in der karikierten Figur der Stella in der pausenlosen Kommunikation mit einer Vielzahl von Partnerinnen und Partnern offenbart, zeigt sich bei Honesta nur mehr in einer Wendung, die auf verstörende Weise zwischen Geiz und Verschwendung changiert: »Ich habe nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen, obgleich ich sonst so ungern weiß Papier übrig lasse.«¹⁴¹ Das Weiß auf dem Papier, die Leere, die wie kaum ein anderes Zeichen die Ästhetik des Briefes bestimmt, hat seine Bedeutung vollständig eingebüßt. Nur noch von weiter Ferne mag die Idee weißen Feuers anklingen, in der Vorstellung des »Übriglassens«

136 Ebd., S. 389.

137 Ebd.

138 Ebd., S. 402.

139 Ebd., S. 400.

140 Ebd., S. 389.

141 Ebd., S. 390.

wird das Papier zum rein instrumentellen Transportmittel von Nachrichten.

Während Krauß in ihrer *Waldbruder*-Lektüre den Briefen Honestas einen Sonderstatus einräumt, sieht Max von Waldberg den letzten Brief Rothes an Plettenberg als herausragend an – in negativer Hinsicht.¹⁴² In seiner Deutung des *Waldbruders*, in der – wie schon erwähnt – der Nachweis einer Mitarbeit Goethes am Manuskript und damit die sprachliche Verwandtschaft von *Werther* und *Waldbruder* im Zentrum steht, spielt dieser Brief insofern eine wichtige Rolle, als er von den übrigen stilistisch abweicht. Von Waldberg erklärt dies allein dadurch, dass eben dieser Brief im Prozess der Überarbeitung möglicherweise der »kritischen Hand Goethens entgangen«¹⁴³ und als (in doppelter Hinsicht) roher Text, angereichert durch Sottisen über Herzens »Art zu lieben«,¹⁴⁴ übrig geblieben sei.

Ohne an dieser Stelle von Waldbergs Vermutung einer fehlenden Glättung des Briefes weiter nachgehen zu wollen, ist festzuhalten, dass sich der letzte Brief Rothes an Plettenberg ganz unabhängig von stilistischen Eigenheiten seiner gesamten Form nach bewusst absetzt – nämlich von dem unmittelbar vorangegangenen Brief. Der inkriminierte Brief ist ein Postskriptum: »Ich kann nicht anders, ich muß meinem vorigen noch einen Brief nachschicken.«¹⁴⁵ Während im ersten Brief »die Geschichte seines Herzens«¹⁴⁶ noch ausgespart wird, bietet das Postskriptum die lange Serie der amourösen Missgeschicke, die Herz' Buchlektüren bewirken. Erst die vermischte Lektüre von Ninon de Lenclos, Goethe, Wieland und Klopstock habe Herz – so Rothe – in den Wahnsinn getrieben.

Das Postskriptum bestätigt erneut die These von der »textinhärente[n] ›Pendant‹-Struktur«¹⁴⁷ des *Waldbruders*. In diesem Fall ist es der Typus des Empfehlungsbriefs, den der Nachsatz kommentiert und persifliert. Damit ist die epistolare Sphäre der Patronage angesprochen, die sich

142 Vgl. von Waldberg: Einleitung, S. 8.

143 Ebd.

144 Vgl. Lenz: *Waldbruder*, S. 410.

145 Ebd., S. 409.

146 Ebd., S. 408.

147 Krauß: *Pendant*, S. 57.

von den bisher genannten – das präziöse Briefnetzwerk Stellas und dessen Weiterverwendung durch die Witwe – unterscheidet.

Während im *Werther* Beziehungen der Patronage aus der Briefkommunikation ausgespart sind, werden im *Waldbruder* Briefe und Patronage mehrfach assoziiert. Rothe als adressierter Freund ist selbst ein Hofmann, der sowohl als Patron (Herzens) als auch als Klient (Plettenbergs) Briefe verfasst. Die Serie seiner drei Briefe an Plettenberg zeugt von der Schwierigkeit, Herz zu empfehlen. Die epistolare Empfehlung wird im *Waldbruder* zum besonderen Unterfangen und lenkt die Aufmerksamkeit auf einen zentralen Brief, auf den zwar verwiesen, der jedoch nicht wiedergegeben wird: »Hier überschick ich Ihnen, mein Gönner! einen mir auf mein Gewissen anvertrauten Brief Ihrer Gräfin Nichte. Es deucht mir, er enthalte eine nochmalige Vorbitte für den armen Herz, für dessen Schicksal in Amerika ihr bange ist.«¹⁴⁸ Was im zweiten Brief an Plettenberg folgt, ist Rothes eigene »Vorbitte« für Herz. In Rothes Worten trägt die Lebensgeschichte von Herz märchenhafte Züge: Er sei »der unechte Sohn einer verstorbenen großen Dame, die vor einigen zwanzig Jahren noch die halbe Welt regierte«.¹⁴⁹ Verkannt von einem strengen Hofmeister habe er sich in jungen Jahren aufgemacht nach Frankreich, fest entschlossen, »sich mit seinen eigenen Fähigkeiten und Fleiß durch alle Klassen selber hindurchzutreiben«.¹⁵⁰ Als Liebling eines Bankiers, in dessen Haus er aufgenommen wird und bei dem »er den Namen Herz angenommen, den er auch nachher immer beibehalten hat«,¹⁵¹ scheint ihm das Glück sicher.

Die Gründe für Herz' Niedergang, an dessen Ende die Bekanntschaft mit Rothe steht, sind in Briefen und deren sozialer Funktion zu finden. Herz verliert die Gunst seiner Gönnerinnen und Gönner, da er »zu nachlässig war die Gewogenheit seiner Wohltäter durch öftere Briefe zu unterhalten«.¹⁵² Das Verstummen Herzens am Ende der Erzählung wird intradiegetisch mit der Emanzipation eines Klienten von seinen Gönnern assoziiert. Die Geschichte, die im Zeichen der freundschaftlichen Aussprache beginnt (»Herz an seinen Freund Rothe in einer gro-

¹⁴⁸ Lenz: *Waldbruder*, S. 396.

¹⁴⁹ Ebd., S. 407.

¹⁵⁰ Ebd.

¹⁵¹ Ebd., S. 407f.

¹⁵² Ebd., S. 408.

ßen Stadt«¹⁵³), endet im und mit dem Namen eines als solchen adressierten Patrons. *Der Waldbruder* unterscheidet sich damit deutlich vom *Werther*. Die für *Werther* zentrale Briefästhetik wird im *Waldbruder* dekonstruiert.

Bei Lenz ist der Brief in erster Linie ein Medium der Kritik. Sowohl in seinen Rezensionen als auch in den Briefromanen steht die Frage nach der Rechtfertigung eines Werkes oder Charakters im Zentrum. Im *Waldbruder* korrespondiert die Verteidigung einer Werther nachempfundenen Figur mit der Befragung des neu erfundenen Helden der Tragikomödie als ein »Gemisch von Helldunkel«,¹⁵⁴ wie Honesta Herz' Charakter beschreibt. Diese Wendung ist in eine Reihe weiterer Begriffe des Dramen- und Theaterdiskurses der Zeit zu stellen.¹⁵⁵

Die Nähe von Drama und Briefroman ist im Fall des *Waldbruders* nicht zuletzt auf den Entstehungskontext der Erzählung zurückzuführen. Etwa zeitgleich zum *Waldbruder* schreibt Lenz am Drama *Henriette von Waldeck [oder] Die Laube*. Die Stella des *Waldbruders* ist hier Henriette von Waldeck. Herz als verzweifelt Liebender findet sich im Drama als Constantin wieder. Die auffälligste motivische Übereinstimmung besteht in der Figur des beratenden Freundes, der in der ersten Bearbeitung des Textes Gangolf, in der zweiten Rothe heißt. Sowohl im *Waldbruder* als auch in *Henriette von Waldeck* ist Rothe/Gangolf der Freund, in dem sich Herz/Constantin täuscht. Als Verräter verdächtig, zeigt sich Gangolf am Ende als treuer Verbündeter seines zunächst misstrauischen Freundes. Im *Waldbruder* verschwindet Herz als (schreibender) Held des Briefromans, um im letzten Brief Plettenbergs als eine für Lenz' Dramen typische Figur aufzutreten: »Er war bleich und blaß, als er hereintrat.«¹⁵⁶

153 Ebd., S. 380.

154 Ebd., S. 400.

155 Auffällig ist beispielsweise die häufige Erwähnung von »Mitleid«. Vgl. ebd., S. 408.

156 Vgl. ebd., S. 411.

6 Ende einer literarischen Praxis

Der Waldbruder ist nicht das einzige Werk des literarischen 18. Jahrhunderts, das sich schon im Titel auf ein bereits gedrucktes populäres Buch bezieht. So erscheint im Jahr 1794 bei Wilhelm Vieweg in Berlin ein Buch, das den fünften und letzten Teil des Romans *Anton Reiser* verspricht. Das Titelblatt ist an die Titelblätter der in den Jahren 1785 bis 1790 erschienenen Bände von Karl Philipp Moritz angelehnt. Allein die Angabe des Autors hat sich verändert: An die Stelle »[h]erausgegeben von Karl Philipp Moritz« wird »Karl Friedrich Klischnig« gesetzt. Eingerahmt ist das Titelblatt durch Seiten, die Näheres über Klischnig und sein Werk verraten: Der fünfte Band des *Anton Reiser* enthalte »Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser« als »ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz« und sei »[a]llen wahren Freunden des Verstorbenen gewidmet, die sein gutes Herz kannten, die Talente seines Geistes schätzten, und den Verlust bedauern, den die deutsche Litteratur durch seinen Tod erlitten«. ¹⁵⁷ In Klischnigs Worten taucht der betrauerte Freund in mehrfacher Gestalt auf: verschmolzen mit der Romanfigur Anton Reiser, als Würdenträger und als Autor, der sich bereits einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erkämpft hat. In erster Linie aber ist der Verstorbene ein Freund im Kreis seiner engsten Freunde.

Die Zeitgenossen dürfte Karl Friedrich Klischnigs Publikation nicht verwundert haben: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist es durchaus übliche Praxis, sogenannte Fortsetzungen und alternative Versionen bekannter Romane zu schreiben. ¹⁵⁸ Friedrich Nicolais *Sebaldu*

¹⁵⁷ Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Fünfter und letzter Theil von Karl Friedrich Klischnig, Berlin 1794.

¹⁵⁸ Vgl. Matthew H. Birkhold: *Characters before Copyright. The Rise and Regulation of Fan Fiction in Eighteenth-Century Germany*, Oxford 2019, S. 6 u. passim. Vgl. hierzu auch Wilhelm Scherer: *Poetik*, Berlin 1888, S. 151 (»[s]o werden die weiteren Schicksale poetischer Gestalten geschildert: ›Don Juans Ende‹ von Paul Heyse; Goethe hat die ›Zauberflöte‹ fortgesetzt; sein ›Bürgergeneral‹ folgt älteren Stücken«). Insbesondere zu Goethes »Fortsetzungen« vgl. Matthew H. Birkhold: *Goethe and the Uncontrollable Business of Appropriative Stage Sequels*, in: *Goethe Yearbook* 25 (2018), S. 109–131. Zur poetologischen Diskussion der Fortsetzungen, die Goethes Werk provoziert, vgl. insb. Nora Ramtke: *Anonymität – Onymität. Autorname und Autorschaft in Wilhelm Meisters ›doppelten Wanderjahren‹*, Heidelberg 2016.

Nothanker ist eine solche Fortsetzung von Moritz August von Thümmels Roman *Wilhelmine*. Schillers *Geisterseher* erfährt u. a. durch Emanuel Friedrich Follenius eine dichterische Weiterbearbeitung. Neben den hier genannten wären zahlreiche weitere Werke anzuführen, welche die Geschichte einer populären Romanfigur weitererzählen und damit das Werk einer fremden Autorin (eines fremden Autors) spielerisch fortführen.¹⁵⁹ Die Publikationen sind Teil des Buchhandels und damit kommerzielle Güter. Das im 18. Jahrhundert geltende Verlagsrecht, das dem Buchhändler mit dem Erwerb des Manuskripts alle Rechte am Werk sichert, verhindert nicht die Weiterverwendung populärer Romanfiguren. Sie wird sogar von allen Akteurinnen und Akteuren des Literatursystems erwartet, sobald sich ein Roman gegen die Konkurrenz durchsetzt und ein großes Publikum erreicht. Sie wird akzeptiert, wenn sie bestimmten Regeln gehorcht.

Eine dieser Regeln, die das Schreiben von Fortsetzungen vor dem Urheberrecht bestimmen, erfordert eine besondere Form der Kommunikation zwischen Erst- und Zweitautorin. Wenn es sich bei der Erstautorin weder um eine ausländische noch bereits verstorbene Person handelt – in diesen beiden Fällen erfordert die Verwendung der Vorlage keine Erklärungen –, wird erwartet, dass sie von der Folgeautorin entweder um Erlaubnis gebeten oder zumindest vom Plan einer solchen Fortsetzung in Kenntnis gesetzt wird. Die Erstautorin rückt damit an die Stelle einer Patronin, die der Folgeautorin als Freundin und Klientin die Mitnutzung des Werks einräumt. In der konkreten Praxis jedoch werden nur wenige Folgeautorinnen diesen ungeschriebenen Gesetzen der Patronage gerecht, wenn sie Fortsetzungen publizieren.¹⁶⁰

Ein weiterer Hinweis auf »*Fanfiction avant la lettre*« findet sich in Breuer et al.: *Edieren*, S. 180. Hervorhebung im Original.

159 Vgl. Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 239–263.

160 So ist die Tatsache, dass Follenius den bewunderten Schiller eigens schriftlich kontaktiert und diesem das Manuskript seines Werks zur Prüfung zuschickt – wie es in einem Brief von Karl Schiller heißt –, als devote Ausnahme zu werten, da Follenius offenbar aus vollem Herzen die Position des Klienten einnimmt und sich Schiller unterordnet. Vgl. ebd., S. 137f.

Mediengeschichte populärer Formate

Die literaturwissenschaftliche Kontextualisierung von Klischnigs *Anton Reiser* und Lenz' *Waldbruder* als Fan Fiction führt zu Erklärungsansätzen, die zwar aufeinander verweisen, im Grunde jedoch in Forschungsfeldern verortet sind, die je unterschiedliche Forschungstraditionen fortsetzen: Nora Ramtkes Arbeiten lassen sich der Mediengeschichte populärer Formate zuordnen; Matthew Birkhold ist mit der Frage der Regulierung von Publikationen vor der Durchsetzung des Urheberrechts befasst; Andrew Brewer schließlich schreibt an einer alternativen Geschichte des Lesens. Die Adressierung künftiger Forschung erfolgt in diesen Arbeiten daher auf vielfältige Weise.

In seinem Standardwerk zur Sozialgeschichte populärer Literatur *Volk ohne Buch* unterscheidet Rudolf Schenda zwischen populären Lesestoffen sowie Formen und Gattungen derselben. Das »In-Kraft-Bleiben eines Stoffes, eines Genres, eines speziellen Werkes«¹⁶¹ werde durch den Akt der Wiederholung (»Reproduktion, Multiplikation«¹⁶²) gewährleistet. Als Reproduktion gelten in Schendas Darstellung neben Nachdrucken und Plagiaten auch Fortsetzungsromane. Klischnigs *Anton Reiser* würde als Fortsetzungsroman Schendas Definition populärer Literatur genügen; unerwähnt bleiben in *Volk ohne Buch* Formen reproduktiver Aneignung literarischer Charaktere. Der literarische Charakter als Held und (populäres) Medium bleibt bei Schenda eine Leerstelle.

Während Schenda in *Volk ohne Buch* die Begriffe »Reproduktion« und »Fortsetzung« für eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Publikationsformate und Gattungen verwendet, widmet sich Nora Ramtke in einer Reihe von Schriften der Fortsetzung aus literaturtheoretischer Sicht.¹⁶³ In Auseinandersetzung mit Gérard Genettes *Paratexte* prägt sie den Begriff der »allographen Fortsetzung« für all die Weiterführungen eines Werkes, die nicht von der Erstautorin selbst stammen, und

161 Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*, München 1977 [1970], S. 326.

162 Ebd., S. 327.

163 Vgl. Ramtke: Anonymität – Onymität; Dies.: Allographe Fortsetzungen als prätendierte Werkeinheiten, in: Lutz Danneberg, Annette Gilbert u. Carlos Spoerhase (Hg.): *Das Werk. Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, Berlin u. Boston 2019, S. 303–326.

diskutiert die Kriterien des Werkcharakters.¹⁶⁴ Ist Geschlossenheit ein solches Kriterium,¹⁶⁵ begehen Autorinnen mit der Veröffentlichung allografer Fortsetzungen eine Art »Grenzverletzung«,¹⁶⁶ die darin besteht, den von der Erstautorin gesetzten Schluss aufzulösen. Inwieweit sich die Folgeautorinnen selbst implizit der Vorgabe der Geschlossenheit beugen, indem sie die Fortsetzung als neues Ende konzipieren, ist eine Frage, die – nach Ramtke – Aufschluss darüber zu geben vermag, welcher Produktionsästhetik Autorinnen allografer Fortsetzungen folgen.

Zumindest lässt sich festhalten, dass die Grenzauflösung einer Rechtfertigung bedarf. Klischnig legitimiert seine Weiterführung des *Anton Reiser* damit, dass allein der frühe Tod seinen Freund Moritz daran gehindert habe, seine Lebensgeschichte – über den Weggang aus Erfurt hinaus – weiterzuerzählen. Der allografe Autor inszeniert sich hier als derjenige, der für den toten Freund (weiter-)spricht. Legitimationsdrang zeigt sich auch dort, wo die Vorlage selbst in (autografen) Fortsetzungen erschienen ist. So liefert Follenius in der Vorrede, die er seiner Fortsetzung von Schillers *Geisterseher* voranschickt, ein Gleichnis seines künstlerischen Selbstverständnisses: Akteurinnen sind hier ein »großer Künstler«,¹⁶⁷ der mit kühnen Pinselstrichen ein Meisterstück beginnt, das er jedoch nur »bis zur Hälfte«¹⁶⁸ vollendet; eine Gesellschaft von Kunstkennerinnen, die wohl wahrnimmt, dass das Stück »unbeendet«¹⁶⁹ ist, und es dennoch »in einen Rahm[en]« fasst und »ihm einen Platz in ihrer großen Bildersammlung«¹⁷⁰ gibt; vorbeischaue »Neugierige«,¹⁷¹ die sich zwar für das begonnene Meisterstück interessieren, sich jedoch wieder abwenden, denn niemand »will gern seine Neugierde unbefriedigt lassen, und um sie also lieber gar nicht zu

164 Zur Diskussion dieses Begriffs vgl. ebd., S. 304.

165 Vgl. Carlos Spoerhase: Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen, in: *Scientia Poetica* 11 (2007), S. 276–344, hier S. 337–341.

166 Ramtke: *Allographe Fortsetzungen*, S. 309.

167 [Emanuel Friedrich Wilhelm Ernst Follenius]: *Friedrich Schillers Geisterseher*. Aus den Memoires des Grafen von O**. Zweyter Theil. Von X** Y*** Z*, Straßburg 1796, S. 3. Eine kurze Kommentierung dieser Vorrede findet sich auch bei Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 136.

168 Follenius: *Friedrich Schillers Geisterseher*, S. 4.

169 Ebd., S. 5.

170 Ebd.

171 Ebd.

reizen, sah man das Bild in kurzer Zeit kaum noch oberflächlich an«;¹⁷² und schließlich ein fremder Maler, »der sich eines Tages die Sammlung zeigen«¹⁷³ lässt und die unfertige Arbeit – mit »Genehmigung«¹⁷⁴ von der kunstliebenden Gesellschaft – vollendet.

Für Follenius rechtfertigt ein sichtlich fehlender Abschluss den fremden Eingriff. Erst die Vollendung sichere die Rezeption des Werks durch das große Publikum; unvollendet würde es – so die Geschichte – letztlich vergessen. Die Vorrede verdeutlicht darüber hinaus die unverkennbare Asymmetrie zwischen dem großen Künstler, der das Werk beginnt, und dem fremden Maler, der es fortsetzt. Letzterer gehört zunächst der Gruppe jener Neugierigen an, die das Bild nur betrachten. Er handelt überdies im Auftrag der kunstliebenden Gesellschaft, die er um Erlaubnis bittet, an dem Bild weiterarbeiten zu dürfen.

Regulierung von Veröffentlichungen vor der Einführung des Urheberrechts

Die bei Follenius inszenierte Asymmetrie zwischen dem großen (autografen) Künstler und dem fremden (allografen) Maler bestätigt Birkholds These, dass Gewohnheitsrecht und Konventionen einer moralischen Ökonomie die Produktion von Fortsetzungen regulieren.¹⁷⁵ Elementarer Bestandteil der moralischen Ökonomie in der sich um allografe Fortsetzungen rankenden Veröffentlichungskultur ist die Frage nach dem Umgang mit der Vorlage. Auch hier ist Follenius' Vorrede zum *Geisterseher* aufschlussreich: Das ästhetische Urteil des Publikums nach der Vollendung des Meisterwerks durch den fremden Maler betrifft den Umstand, »daß die Ausführung der Anlage wenigstens nicht widerspreche, und daß obgleich der erste Meister manches noch anders gemacht haben würde, es doch eben so gut auch so seyn könne.«¹⁷⁶ Grundlage der Beurteilung bleiben die vom Meister in der »Anlage« getroffenen Entscheidungen.

172 Ebd.

173 Ebd., S. 6.

174 Ebd.

175 Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 207–211 u. passim.

176 Follenius: *Friedrich Schillers Geisterseher*, S. 6f.

Was Follenius im Begriff der ursprünglichen »Anlage« eines Werks zusammenfasst, ist bezüglich der literarischen Fortsetzungen die psychologische Gestaltung und Deutung des Charakters durch die Erstautorin. Sie gilt als unveräußerlich. Diese Vorstellung behauptet sich in einer Veröffentlichungskultur, die den fiktiven Charakter grundsätzlich als Allgemeingut ansieht: Weit davon entfernt, eine erfundene Figur – beispielsweise Werther – als geistiges Eigentum der Autorin zu betrachten, sind sich alle Akteurinnen des Literatursystems darin einig, dass diese sich selbst gehöre und damit in unterschiedlichen Werken und künstlerischen Darbietungsformen auftauchen dürfe. In diesem Sinne ist die Aneignung nur dann nicht gerechtfertigt und gleicht einem Raub, wenn sie der ursprünglichen Anlage widerspricht. Die Empörung, die Nicolais *Werther*-Adaption hervorruft, geht entsprechend darauf zurück, dass man darin Werther nicht wiedererkannt hat.¹⁷⁷ Erwartet wird, dass die Folgeautorinnen die Anlage bestätigen. Deren Bedeutung geht auch daraus hervor, dass in negativen Rezensionen der Werke allograuer Autorinnen ihr Unvermögen, lesend zu verstehen, bemängelt wird.¹⁷⁸ Was die Autorinnen in ihren Werken zuallererst unter Beweis zu stellen haben, sei – so die implizite Vorgabe – ihr hermeneutisches Vermögen. Erst in zweiter Linie geht es um die künstlerischen Fähigkeiten als Autorin.

Ganz im Sinne des künstlerischen Tributs, den die nehmende Autorin der Verfasserin der Vorlage zollen sollte, setzt sich Klischnig in seinem Werk mit den Vorgaben auseinander, die die vorangegangenen vier Bände des *Anton Reiser* gemacht haben. So wird die teilweise pathologisierende Deutung der Figur durch den ersten Erzähler fortgesetzt, indem dieser »jene trübe melancholische Unthätigkeit, die schon so oft das Unglück seines Lebens gemacht hatte«,¹⁷⁹ erwähnt. Der fünfte Band des *Anton Reiser* kündigt das Erzählen der fehlenden Episoden in der Lebensgeschichte des Freundes an – und doch ist das Werk durchsetzt von Erinnerungen an frühere Episoden und an die darin erlittenen seelischen Qualen.¹⁸⁰ Der Erzähler fügt die neuen Episoden in die

177 Vgl. Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 125 f.

178 Vgl. ebd., S. 127.

179 Klischnig: *Anton Reiser*, S. 38 f.

180 Vgl. beispielsweise ebd., S. 26 (»sein von Jugend an ausgestandenes Elend wiederkäuend«).

alte »Anlage« ein und befragt das Hinzugefügte vor dem Hintergrund seiner eigenen Lektüre und Deutung. Eine neue Erzählstimme wird hörbar, die im Gegensatz zum urteilenden, kalten Erzähler der Vorlage Mutmaßungen äußert und zweifelt. Damit ist Klischnigs *Anton Reiser* deutlich mehr als eine einfache Fortsetzung der Lebensgeschichte seines Titelhelden. Klischnig revidiert die ursprüngliche Erzählhaltung, indem das Buch Anton Reisers Lebensgeschichte empathisch kommentiert.

»18. Jahrhundert – Gegenwart«

Der kontrastive Vergleich als medienhistorisches Paradigma

Die Forschungsliteratur setzt das Fortleben fiktiver Charaktere in »Nachahmungen, Fortsetzungen, Seitenstücke[n]«¹⁸¹ oder in Form von »Anhang, Zusatz, Beilage, Nachtrag, Schwesterroman, Tochterroman, Ergänzung, Supplement«¹⁸² im 18. Jahrhundert zu Fan Fiction in der Gegenwart ins Verhältnis.

David Brewer entscheidet sich in *The Afterlife of Character* mit »imaginative expansion«¹⁸³ und »social canon« für ein anderes begriffliches Analyseinstrumentarium.¹⁸⁴ Fan Fiction ist bei Brewer keine analytische Kategorie. Er erwähnt sie in der Einleitung der Arbeit in erster Linie, um das Vergnügen zu benennen, das offenbar darin bestehe, Geschichten über beliebte Charaktere weiterzuerzählen.¹⁸⁵ Die Verallgemeinerbarkeit dieses allografen Triebs setzt Brewer zu einer literaturhistorischen Universalie von Fortsetzungen ins Verhältnis: »classical epics« besetzen den Anfang, »so-called fan fiction«¹⁸⁶ das Ende eines

181 Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 52.

182 Ebd., S. 7.

183 Im Anschluss an Eric Rothstein: »Ideal Presence« and the »Non Finito« in Eighteenth-Century Aesthetics, in: *Eighteenth-Century Studies* 9/3 (1976), S. 307–332.

184 Im Anschluss an Franco Moretti: *The Slaughterhouse of Literature*, in: *Modern Language Quarterly* 61/1 (2000), S. 207–227. Der für Brewer zentrale, prägnante Begriff des »social canon« taucht bei Moretti allerdings lediglich in zwei Fußnoten auf und wird nicht näher erläutert. Vgl. ebd., S. 209 u. 214.

185 Vgl. David A. Brewer: *The Afterlife of Character, 1726–1825*, Philadelphia/PA 2005, S. 22.

186 Ebd.

Zeitstrahls, auf dem sich – ohne Unterbrechung im Wechsel der einzelnen ästhetischen Epochen – eine Vielzahl von Fortsetzungen finden.

Der Verweis auf Fan Fiction geht oft mit der kursorischen Rekapitulation von Literaturgeschichte von ihren Anfängen bis zur Moderne / Gegenwart einher. Was bei Brewer ein kurzer Absatz bleibt, ist bei Birkhold der Abschnitt »A Very Brief History of Fan Fiction, from Homer to Goethe«. ¹⁸⁷ Diese Form der literaturhistorischen Verknappung steht quer zu einer Darstellung, die das 18. Jahrhundert und die Gegenwart – verstanden als unmittelbarer Entstehungskontext der jeweiligen Arbeit – kontrastiv zueinander ins Verhältnis setzt. Erst so wird Fan Fiction zum Analyseinstrument literarischer Phänomene, die ihre Entstehung einer asymmetrischen sozialen Beziehung verdanken.

Das Projekt des kontrastiven Vergleichs »18. Jahrhundert – Gegenwart« ist in erster Linie vom medienhistorischen Paradigma der Leserevolution geprägt, das zugleich eine spezifische Form der Schreibrevolution bezeichnet. ¹⁸⁸ Dieses Paradigma wird zunächst in der Forschung zum 18. Jahrhundert entwickelt. ¹⁸⁹ Als Ausgangspunkt der Begriffsar-

187 Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 11–13. Ein vergleichbarer Abriss findet sich in Abigail Derecho: *Archontic Literature. A Definition, a History, and Several Theories of Fan Fiction*, in: Hellekson u. Busse (Hg.): *Fan Fiction and Fan Communities*, S. 61–78, hier S. 66–72, sowie Vera Cuntz-Leng u. Jacqueline Meintzinger: *A brief history of fan fiction in Germany*, in: *Transformative Works and Cultures* 19 (2015), online: <https://doi.org/10.3983/twc.2015.0630> (abgerufen am 15. August 2023).

188 Vgl. Birkhold: *Characters before Copyright*, S. 22 u. passim.

189 Vgl. Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, 4., aktualisierte und erweiterte Aufl., München 2019 [1991], S. 186–217. Bei Rolf Engelsing ist der Begriff wichtiger Bestandteil eines Nationenvergleichs: »In England dominierte die Revolution in Außenhandel und Industrie, in Frankreich die politische Revolution, in Deutschland die Leserevolution.« Die Leserevolution sei das Ergebnis einer Kompensationsleistung. Die in Deutschland fehlenden revolutionären Ereignisse in Politik und Wirtschaftsleben würden nachträglich durch Lektüre verfolgt und damit gewissermaßen nacherlebt: »All das Außerordentliche, was die englischen Seefahrer und Entdecker, die Pioniere und Parteien in Nordamerika und die Wegbereiter und Helden der Französischen Revolution vollbrachten und erlitten, erlebte das deutsche Publikum in Nachvollzügen und Ersatzformen der Literatur.« Rolf Engelsing: *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10 (1970), Sp. 945–1002, hier Sp. 982. Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Wittmann: *Geschichte des Buchhandels*, S. 189.

beit gilt der signifikante Anstieg der schönen Literatur, deren Anteil am Buchmarkt im Jahr 1800 den Anteil theologischer Schriften erstmals überstieg.¹⁹⁰ Um dieses Phänomen zu erklären, fragt man nach der Verbindung technischer Erfindungen und dem Aufkommen neuer geistiger Bedürfnisse: Inwieweit können die Verbreitung von Druckerpressen und die Herausbildung eines Publikums, das sich an der Lektüre schöner Literatur und allgemeiner (d.i. an der Vorstellung des Gemeinwohls orientierter) Themen interessiert zeigt, als ko-evolutive Größen¹⁹¹ verstanden werden?

Untersuchungen der Moralischen Wochenschriften und des Briefromans (um nur zwei Beispiele zu nennen) geben literaturwissenschaftliche Antworten auf diese Frage. Die Gemeinsamkeit der neuen Formate besteht darin, dass sie eine aktive Leserin adressieren, um sie idealerweise in den kreativen Schaffensprozess miteinzubeziehen.¹⁹² Erst die gleichzeitige Mobilisierung des Lesers, die häufig damit einhergeht, ihn zum Schreiben anzustiften, und die Weiterentwicklung der Vervielfältigungs- und Verbreitungsmedien macht den als »Leserevolution« bezeichneten soziotechnischen Zusammenhang aus. Die technische Erfindung und deren Verbreitung allein vermögen die literarische Produktionssteigerung nicht zu erklären. Nur weil Lese- und Schreibtrieb zusätzlich steigen, kommt es zum revolutionären Ereignis.

In der Gegenwart fragen Medien- und Kulturwissenschaftlerinnen angesichts der Bedeutung des Internets für die Entstehung und Verbreitung von Fan Fiction nach den spezifischen Wirkungsmechanismen digitaler Infrastrukturen und Plattformen.¹⁹³ Das Wissen um die Community gemeinsam lesender, kommentierender und schreibender Fans ist ein wesentlicher Faktor im Selbstverständnis der Fans. Dabei stellt

Für eine konzise Kritik der Leserevolution als Konzept vgl. Helmut Zedelmaier: Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit, in: Ders. u. Mulsow (Hg.): Praktiken der Gelehrsamkeit, S. 11–30, hier S. 12–14.

190 Vgl. Wittmann: Geschichte des Buchhandels, S. 122f.

191 »Die Leserevolution hatte eine Revolution der Mitteilung von Erfahrungen, Erfindungen, Gedanken und Empfindungen sowohl zur Voraussetzung wie zur Folge.« Engelsing: Perioden der Lesergeschichte, Sp. 983.

192 Vgl. Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968.

193 Vgl. insb. De Kosnik: Rogue Archives. Für die 1970er Jahre vgl. Kate Eichhorn: Adjusted Margin. Xerography, Art, and Activism in the Late Twentieth Century, Cambridge/MA 2016.

sich die Frage, inwieweit und auf welche Weise die technischen Eigenheiten der digitalen Fan-Fiction-Plattformen bestimmte Lektüre- und Schreibweisen steuern. Gibt es ausschließlich digitale Lektürewelten, oder findet eine Verschaltung der Online- und Offline-Sphären statt?

Neben dem medienhistorischen Paradigma der Leserevolution stellt der interdisziplinäre Forschungskontext »Literatur und Recht« einen Analyserahmen für Fan Fiction bereit. Der Vergleich der digital zirkulierenden Fan Fiction mit derjenigen im 18. Jahrhundert geschieht oft mit Verweis auf Umbrüche in der Vorstellung geistigen Eigentums. Implizit werden Konjunkturen von Fan Fiction mit dem Fehlen (18. Jahrhundert) oder Verschwinden (Gegenwart) des Urheberrechtsempfindens in Verbindung gebracht.¹⁹⁴

Mit Blick auf Lenz lässt sich eine weitere, dritte Möglichkeit des kontrastiven Vergleichs für künftige Forschung produktiv machen: Wenn man Medienpraktiken von Patronage in die Analyse der gegenwärtigen Fan Fiction mit einbezieht, könnte man die Korrespondenznetzwerke heutiger Fan-Fiction-Autorinnen besser beschreiben. Inwieweit sind die Erstautorinnen in die Kommunikation eingebunden? Inwieweit nähert sich diese der Literaturkritik an?

»teils unter der Presse, teils noch in Göthens Händen«¹⁹⁵

In der Sprache des 18. Jahrhunderts bezeichnet das aus dem Französischen entlehnte Wort »Pendant« »so viel als das deutsche Gegenbild, Gegenstück, Seitenstück, Gesellschaftsstück«. ¹⁹⁶ Das Pendant ist überdies

194 Mediensoziologische Studien, die auf Interviews mit Fan-Fiction-Autorinnen basieren, interessieren sich in erster Linie für die Erosion des Urheberrechtsgedankens. Vgl. Wolfgang Reißmann et al.: Fan (Fiction) Acting on Media and the Politics of Appropriation, in: Media and Communication 5/3 (2017), S. 15–27, hier S. 19 u. passim.

195 »Mir gehts wie Ihnen, ich bin arm wie eine Kirchenmaus; von verschiedenen Sachen, die teils unter der Presse, teils noch in Göthens Händen sind, hab ich gar keine Abschrift; die andern sind noch nicht gestaltete Embryonen, denen ich unterwegs Existenz geben will.« Lenz an Johann Heinrich Merck, 14. März [1776], in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 406.

196 [o.A.]: Artikel Pendant, in: Johann Georg Krünitz: Ökonomisch-technologische Enzyklopädie 108 (1808), S. 336, elektronische Ausgabe der Universitäts-

ein etablierter Begriff des Buchwesens und bezeichnet Fortsetzungen und alternative (»gegenläufige«) Fortschreibungen bereits erschienener und in der Regel erfolgreicher Romane.¹⁹⁷ Wenn Lenz in einem Brief vom 11. März 1776 an Heinrich Christian Boie seinen *Waldbruder* ankündigend von einem »wunderbaren Pendant zum Werther«¹⁹⁸ spricht, dann ist diese Bezeichnung im Zusammenhang einer Veröffentlichungspraxis zu sehen, die zwischen der autonomieästhetischen Eigenschöpfung und einer devoten, tendenziell affirmativen Nachdichtung angesiedelt ist. Lektüren des *Waldbruders* bringen die formale Eigenart des Textes zwar zu Recht auf die mit dieser Veröffentlichungspraxis assoziierte Formel »geniale Nachahmung« und steuern eine analytische Ebene »jenseits der Alternative von Imitation und Originalität«¹⁹⁹ an, bringen beides jedoch nicht mit den Pendants in Verbindung, die im 18. Jahrhundert veröffentlicht wurden.

Die Situierung des *Waldbruders* im Kontext der Fan-Fiction-Forschung ermöglicht die Konkretisierung der informellen Typologie: Lenz' »Schriften für Goethe«.²⁰⁰ Zunächst ist festzuhalten, dass diese Bezeichnung Lenz' Produktionsweise der Jahre 1771 bis 1776 – vom ersten Zusammentreffen mit Goethe in Straßburg bis zur gemeinsamen Zeit in Weimar²⁰¹ – gut trifft. Die Wendung »für Goethe« steht für unterschied-

bibliothek Trier <http://www.kruenitz.uni-trier.de/> (abgerufen am 15. August 2023).

197 Vgl. beispielsweise: *Leben und Abenteuer des Küsters zu Kammersdorf Wilibald Schluterius. Ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker*, Halle 1779, sowie *Spitzbart der zweite oder die Schulmeisterwahl*. [...] Als ein Pendant zum Leben des Herrn M. Sebaldus Nothanker, Berlin u. Halle 1785.

198 »Ihr Museum dürfen Sie nur dem ersten besten Buchhändler herschicken, für den Abgang stehe ich Ihnen. [...] Auch dafür werde ich Sie künftig schon mit mehreren versorgen. Keine Erzählung wie Zerbin aber ein kleiner Roman in Briefen von mehreren Personen, der einen wunderbaren Pendant zum Werther geben dürfte.« Lenz an Boie, 11. März [17]76, in: Lenz: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 403.

199 Stockhammer: *Politik des Herz(ens)*, S. 129.

200 Vgl. Scholz: *Eine längst fällige historisch-kritische Gesamtausgabe*, S. 219.

201 Vgl. Heinrich Bosse: *Leben*, in: Freytag et al. (Hg.): *Lenz-Handbuch*, S. 1–34, hier S. 13–23. Vgl. Erich Unglaub: »Das mit Fingern deutende Publicum«. Das Bild des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz in der literarischen Öffentlichkeit 1770–1814, Frankfurt/M. u. Bern 1983. Unglaubs Beobachtungen bestätigt und erweitert Ulrich Kaufmann: »Bitte um geschwinden aber korrekten Druck und gut Papier.« Jakob Michael Reinhold Lenz im

liche Praktiken: für die Übersendung von Manuskripten an Goethe, für Kritik, für die gemeinschaftliche Rezeption von Jean-Jacques Rousseau, dessen *La Nouvelle Héloïse* Lenz als Vorlage des *Werther* ansieht, für die Verteidigung gegen eine moralisch wertende *Werther*-Kritik.²⁰² Die Bezeichnung »für Goethe« wird überdies der performativen Dimension der Texte gerecht. Performativ ist das *Tagebuch* insofern, als es eine kollaborative Beziehung zwischen Lenz und Goethe stiften und die bestehende Freundschaft bestätigen soll. *Der Waldbruder* weicht hierin vom *Tagebuch* ab, indem sich Lenz mit der Ankündigung des Textes als ein Akteur des Literatursystems ins Spiel bringt, der um den publizistischen Erfolg und die Anschlussfähigkeit von Fan Fiction weiß. Mit »ein[em] Pendant zu Werthers Leiden« (bemerkenswert ist der unbestimmte Artikel, der Serialität suggeriert) partizipiert Lenz zudem an einer Fortsetzungspraxis, die sich im 18. Jahrhundert bei gedruckten Büchern beobachten lässt. Damit verdeutlicht der Vergleich von *Waldbruder* und *Tagebuch*, welche Einschränkung mit der Übersendung der Manuskripte an Goethe nicht gemeint ist: dass das Buch nicht veröffentlicht werden dürfe.

Einschränkend ist jedoch festzustellen, dass die Wendung »für Goethe« in einer Hinsicht irreführend ist: Sie impliziert einen einzelnen Adressaten. Verfolgt man jedoch die verschlungenen Wege, die Lenz' Manuskripte genommen haben, wird deutlich, dass »Goethe« für ein Netzwerk steht, in dem Texte zwecks Kritik und Verbesserung zirkulieren. Goethe liest die an ihn verschickten Texte selten allein. Die Briefe zeugen von verteilter Lektüre, wenn Goethe sich mit Schiller, Betty und Friedrich Heinrich Jacobi oder Johann Daniel Salzmann – man denke an die Plautus-Übersetzungen – über Lenz austauscht.²⁰³

Umgang mit seinen Verlegern und Herausgebern, in: Detlef Ignasiak u. Günter Schmidt (Hg.): Beiträge zur Geschichte des Buchdrucks und des Buchgewerbes in Thüringen, Jena 1997, S. 116–125, hier S. 119f. Vgl. zum Thema der gemeinsamen dichterischen Produktion die Geschichte der Sesenheimer Lieder in Matthias Luserke: Der junge Goethe. »Ich weis nicht warum ich Narr soviel schreibe«, Göttingen 1999, S. 50–66. Eine gute Einführung in die Geschichte dieses besonderen Konkurrenzverhältnisses bietet W. Daniel Wilson: Lenz und Goethe, in: Freytag et al. (Hg.): Lenz-Handbuch, S. 387–393.

²⁰² Vgl. Lenz: Briefe über Werther, S. 686.

²⁰³ Vgl. Steven D. Martinson: Friedrich Schiller's Preservation of the Work of J.M.R. Lenz, in: William Collins Donahue u. Scott Denham (Hg.): History and Literature. Essays in Honor of Karl S. Guthke, Tübingen 2000,

Lenz' Sendungen lösen mitunter einen regelrechten Verbesserungsrausch aus. Jacobis Brief an Goethe über Lenz' *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers* vermittelt einen guten Eindruck davon. Während Jacobi Goethe zunächst entschieden davon abrät, die *Briefe* zum Druck zu befördern, unterbreitet er – sein eigenes Urteil revidierend – Goethe Vorschläge, in welcher Hinsicht der Text verändert werden müsste, wollte jener »es doch gedruckt haben«. ²⁰⁴ Die teilweise rohen, kontroversen Nicht-Werke von Lenz schaffen Arbeitszusammenhänge, die es ohne sie nicht gegeben hätte.

Fan Fiction lebt von Asymmetrie. Der Fan folgt der Erstautorin und der literarischen Vorlage, indem er eine schon vorhandene Geschichte übernimmt, fortschreibt und verändert. Diese Vorstellung von Fan Fiction gewinnt an Komplexität, wenn sich die Aufmerksamkeit auf den literarischen Charakter richtet, der im besten Sinn ein Eigenleben besitzt und die Triangulierung der Beziehung zwischen Erst- und Folgeautorin bewirkt. Die Triangulierung hat eine agonale sowie eine gemeinschaftsstiftende Seite: Begreift man den Charakter als außerhalb der symbolischen Ordnung stehend, kann sie eine Rollenverteilung bewirken, die die Folgeautorin in die Position der Verteidigerin versetzt. Je weniger der Charakter jedoch mit den Konventionen bricht, je mehr er sich als populäres Medium erweist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass er von den Akteuren des Literatursystems als Allgemeingut angesehen wird und dadurch die symbolische Asymmetrie zwischen Erst- und Folgeautorin aufhebt.

Diese Vorstellung löst Fan Fiction ganz bewusst von der Idee der Fortsetzung als wichtigstem Kennzeichen dieser Literaturform. Indem die neue Bestimmung von Fan Fiction den literarischen Charakter zum Dreh- und Angelpunkt dichterischer Produktion erklärt, wird dem diachronen Modell ein synchrones entgegengestellt. Während eine Betonung der Diachronie die asymmetrische Definition von Fan Fiction stärkt, weil diese dann eine nachträgliche, abgeleitete Produktion ist, bewirkt die Betonung des Charakters den synchronen Vergleich dichterischer Deutungspraxis.

S. 319–326; Lenz hg. von Schmitz=Kallenberg: *Briefe über Werther*, S. 8–10, sowie Bosse: *Leben*, S. 15.

²⁰⁴ Jacobi an Goethe, 25. Mai [recte März?] 1775, in: GB 2/II. Kommentar, S. 441.

Fan Fiction bedeutet also Kritik und Interpretation literarischer Charaktere. Sie impliziert ein Verständnis von Autorschaft, das die eigene Position als Autorin ausgehend von der Identifizierung mit einem Charakter bestimmt. Eine solche Sicht auf Fan-Fiction-Autorschaft hat insofern Auswirkungen auf die literaturwissenschaftliche Untersuchung, als die Erstautorin und die Vorlage in den Hintergrund treten und stattdessen Fragen nach den Lektürepraktiken und Lektürewelten der Fan-Fiction-Autorinnen aufgeworfen werden.

Die Geschichte der Schreib- und Veröffentlichungstätigkeit von Lenz zeigt, dass Autoren im 18. Jahrhundert beides zugleich sein konnten: sowohl Autoren von Pendants, Seitenstücken und Fortsetzungen als auch Autoren von Originalen. In diesem Sinn gibt es keine Grenze, die zu passieren wäre. Beide Werkformen werden in denselben Rezensionsorganen besprochen und sind gleichermaßen im Buchhandel vertreten. Untersucht man die Werkbiografie kanonisierter Autoren, wird man auf Pendants und Fortsetzungen stoßen – ebenso aber auf Werke, die keine Pendants zu sein scheinen, obwohl sie aus der Feder von Autoren stammen, die sich im 18. Jahrhundert als Fan-Fiction-Autor einen Namen machten.²⁰⁵ Das Veröffentlichen von Fan Fiction ist keine Einbahnstraße, Richtungsänderungen sind erlaubt.

Als eine solche Einbahnstraße stellt sich Fan-Fiction-Autorschaft jedoch in der Gegenwart dar. Ausnahmen bestätigen die Regel. Im Vergleich zeigen sich die Restriktionen unserer literarischen Gegenwart. Fan Fiction und Originale gehören zwei inkommensurablen literarischen Sphären der Distribution und Rezension an. So ist in einem Beitrag über Fan Fiction in der Gegenwart von »separated social worlds with different rules« die Rede, die in den Augen der Akteurinnen das Schreiben von Fan Fiction und professionelles Schreiben voneinander trennen. Allerdings wird hier gleichzeitig sehr überzeugend argumentiert, dass die fortschreitende Kommerzialisierung des Internets es unwahrscheinlich mache, eine solche Sphärentrennung weiterhin aufrechtzuerhalten.²⁰⁶

205 So hat Follenius nach dem *Geisterseher* weitere Bücher publiziert, die keine Fan Fiction sind. Vgl. beispielsweise [Emanuel Friedrich Wilhelm Ernst Follenius]: Franz Damm oder der Glückliche durch sich selbst, 4 Bde., Leipzig 1799–1801.

206 Vgl. Reißmann et al.: Fan (Fiction) Acting on Media, S. 24. Eine lesenswerte Diskussion des Versuchs, die Sphäre von Fan Fiction zugunsten kommerziellen, urheberrechtlich geschützten Veröffentlichens zu wechseln, findet

Lenz schreibt und veröffentlicht zwar innerhalb einer Kultur, die es Autorinnen und Autoren erlaubt, *auch* Fan Fiction zu schreiben, und bestätigt damit die Regel. Allerdings lässt sich seine Veröffentlichungsbiografie ebenso gut dafür heranziehen, die Fissuren in der literarischen Kultur des 18. Jahrhunderts sichtbar zu machen: Die Tatsache, dass Goethe die Veröffentlichung der *Werther*-zentrierten Schriften von Lenz kommentarlos verhindert, zeigt, dass literarische Charaktere kein Allgemeingut mehr sind. Lenz wäre dann derjenige Autor, dem es – entgegen der im 18. Jahrhundert geltenden Konventionen – nicht mehr gestattet ist, *auch* Fan Fiction zu schreiben. Seine Veröffentlichungsbiografie deutet eine Grenze an, die noch vor der Zirkulation der *Werther*-Texte keinen Bestand hatte. Mit dem sich um *Werther* rankenden Werk von Lenz kommt eine literarische Praxis zu einem vorläufigen Ende.

sich in Alexandra Alter: A Feud in Wolf-Kink Erotica Raises a Deep Legal Question, in: The New York Times, 23. Mai 2020, <https://www.nytimes.com/2020/05/23/business/omegaverse-erotica-copyright.html> (abgerufen am 15. August 2023). Ich danke Gesa Frömming für diesen Hinweis.

Literaturverzeichnis

1 Siglen

- GB Goethe, Johann Wolfgang: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter, Berlin 2008ff.
- HKA Klopstock, Friedrich Gottlieb: Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Elisabeth Höpker-Herberg, Horst Gronemeyer, Klaus Hurlebusch u. Rose-Maria Hurlebusch, Berlin u. New York 1979ff.
- WA Goethe. Werke. Hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887–1913.

2 Quellen

a) Handschriftliche Quellen

- Karsch, Anna Louisa: Brief an Johann Georg Sulzer und Johann Wilhelm Ludwig Gleim (?), Magdeburg, 1. September 1762 [Datierung von Gleim, recte: Herbst 1761], Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 6892.
- Karsch, Anna Louisa: Brief an Johann Georg Sulzer und Johann Wilhelm Ludwig Gleim (?), Magdeburg, 3. September 1762 [recte: Herbst 1761], Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 6893.
- Karsch, Anna Louisa: Brief an Johann Georg Sulzer und Johann Wilhelm Ludwig Gleim (?), Magdeburg, 3. September 1762 [recte: Herbst 1761], Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 6894.
- Karsch, Anna Louisa: Brief an Johann Georg Sulzer und Johann Wilhelm Ludwig Gleim (?), Magdeburg, Anfang September 1762, Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 6895.

b) Gedruckte Quellen

- [Apin, Siegmund Jacob]: Vernünftiges Studenten Leben, welches zeigt, Was sowol ein *candidatus Academiae*, als auch ein würcklicher *studiosus*, bey dem Anfang, Fortgang und Ende seiner *Academischen* Jahre zu thun

- und zu lassen hat, Jena 1726. [Digitalisat der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz VD 18]
- [o.A.]: Artikel »Bücher-Vorrath, Bibliothek«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 4 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1733], Graz 1961, Sp. 1803–1838d.
- [o.A.]: Artikel »Cliens«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 6 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1733], Graz 1961, Sp. 411–414.
- [o.A.]: Artikel »Client«, in: Johann Georg Walch: Philosophisches Lexicon [...], Leipzig 1726, Sp. 418–421. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [o.A.]: Artikel »Gunst«, in: Johann Georg Krünitz: Ökonomisch-technologische Enzyklopädie, Bd. 20 [1780], S. 354–358. [Elektronische Ausgabe der Universitätsbibliothek Trier <http://www.kruenitz.uni-trier.de/>]
- [o.A.]: Artikel »Gunst oder Gewogenheit«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 11 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1735], Graz 1961, Sp. 1406–1408.
- [o.A.]: Artikel »Hof«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 13 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1735], Graz 1961, Sp. 405–412.
- [o.A.]: Artikel »Patron«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 26 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1740], Graz 1961, Sp. 1400–1402.
- [o.A.]: Artikel »Pendant«, in: Johann Georg Krünitz: Ökonomisch-technologische Enzyklopädie, Bd. 108 [1808], S. 336. [Elektronische Ausgabe der Universitätsbibliothek Trier <http://www.kruenitz.uni-trier.de/>]
- [o.A.]: Artikel »Wohlthat«, in: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 58 [Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Halle u. Leipzig 1748], Graz 1962, Sp. 171–178.
- [Bachmann, Heinrich Wilhelm]: Samlungs-Plan zur Herausgabe der Gedichte der Frau A.L. Karschinn, in: Hannoversche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. 13tes Stück. Freytag, den 12ten Februarius 1762, Sp. 195–206. [Digitalisat der Universitätsbibliothek Bielefeld]
- [Bahrds, Carl Friedrich]: Dr. Carl Friedrich Bahrds Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Von ihm selbst geschrieben. Erster Theil, Frankfurt am Mayn 1790. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Basedow, Johann Bernhard]: Johann Bernhard Basedows Practische Philosophie für alle Stände, Ein weltbürgerlich Buch ohne Anstoß für irgend eine Nation, Regierungsform und Kirche. Erster Theil. Zweyte verbes-

- serte Auflage, Dessau 1777. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Bellegarde, Jean-Baptiste Morvan de]: Des Herrn Abts von Bellegarde Betrachtungen über die Artigkeit derer Sitten, Nebst einigen Grund=Regeln Vor die Bürgerliche Gesellschaft [...], Leipzig 1708. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Berman, Ruth: Star Drek, in: Spockanalia 1 (1967), S. 62–88.
- [Bohl, Johanne Susanne]: Winde und Männer. Antwort eines Frauenzimmers auf Dr. Sheridans Wolken und Weiber, im May des Teutschen Merkurs v.d.J., in: Der Teutsche Merkur 3 (1782), S. 3–8. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- [Bohse, August]: Der allzeitfertige Brieffsteller [...] Von Talandern, Franckfurt u. Leipzig 1690. [Digitalisat der Sächsischen Landesbibliothek Dresden]
- [Bolte, Johann Heinrich]: Berlinischer Briefsteller für das gemeine Leben [...]. Dritte revidirte und verbesserte Auflage, Berlin 1786. [Digitalisat der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen VD 18]
- [Bürger, Gottfried August]: Homers Ilias, übersetzt von Gottfr[ied] Aug[ust] Bürger, in: Journal von und für Deutschland 1, 1. Stück (1784), S. 48–51. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- Bürger, Gottfried August: Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus, in: Gottfried August Bürger's sämtliche Schriften. Hg. von Karl Reinhard, Bd. 4: Vermischte Schriften 2, Göttingen 1798, S. 462–583.
- Bürger, Gottfried August: Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine, in: G.A. Bürger's sämtliche Werke. Hg. von Karl von Reinhard, Bd. 7: Vermischte Schriften 5, Berlin 1824, S. 193–200.
- Bürger, Gottfried August: Briefwechsel. Hg. von Ulrich Joost u. Udo Wargenau, Bd. 1: 1760–1776, Göttingen 2015.
- Bürger, Gottfried August: Briefwechsel. Hg. von Ulrich Joost u. Udo Wargenau, Bd. 2: 1777–1779, Göttingen 2017.
- Campe, Joachim Heinrich: Wörterbuch der Deutschen Sprache, Bd. 1 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1807], Hildesheim u. New York 1969.
- Comerford, Sherna, u. Devra Michele Langsam (Hg.): Spockanalia 1 (1967) [third printing May 1968]. [Digitalisat der Cushing Memorial Library and Archives College Station Texas]
- Comerford, Sherna: To A Vulcan, in: Spockanalia 1 (1967), S. 24.
- Coulson, Juanita: Vulcan Psychology: A Brief Survey of Personality Development and Life Adjustment in a Human/Vulcan Hybrid, in: Spockanalia 1 (1967), S. 28–(37).

- Deckinger, Sandy: A Proposed Model of the Vulcan Heart, in: *Spockanalia* 1 (1967), S. 21–22.
- Eribon, Didier: Rückkehr nach Reims. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn, 3. Aufl., Berlin 2016 [Orig. 2009].
- [Follenius, Emanuel Friedrich Wilhelm Ernst]: Friedrich Schillers Geisterseher. Aus den Memoires des Grafen von O**. Zweyter Theil. Von X** Y*** Z*, Straßburg 1796.
- [Follenius, Emanuel Friedrich Wilhelm Ernst]: Franz Damm oder der Glückliche durch sich selbst, 4 Bde., Leipzig 1799–1801.
- [Freyßleben, Christoph]: Ain Kurtzweylig / vnnd nit minder nutzlich Spyl / der Plautisch Stichus genannt / zu Teütsch gebracht / gereymbt vnd gehalten zu Ingolstatt / Durch Christoffen Freyßleben, Augsburg 1539. [Digitalisat der Österreichischen Nationalbibliothek]
- [Fritsch, Johann Thomas]: Des Galanten Frauenzimmers kluge Hofmeisterin aus dem Französischen ins Teutsche übersezt, Leipzig 1696. [Digitalisat der Universität- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale VD 17]
- [Gellert, Christian Fürchtegott]: Gellerts Abhandlungen und Reden (= Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. Siebender Theil.), Carlsruhe 1774. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Gellert, Christian Fürchtegott: Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe. Hg. von Bernd Witte, Bd. 4: Roman, Briefsteller, Berlin u. New York 1989.
- Gellert, Christian Fürchtegott: Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe. Hg. von Bernd Witte, Bd. 5: Poetologische und Morali-sche Abhandlungen – Autobiographisches, Berlin u. New York 1994.
- [Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, u. Johann Peter Uz]: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. Hg. u. erläutert von Carl Schüddekopf, Tübingen 1899.
- Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 37/I: Von 1823 bis zum Tode Carl Augusts 1828. Hg. von Horst Fleig, Frankfurt/M. 1993.
- [Günther, Johann Christian]: Sammlung von Johann Christian Günthers, aus Schlesien, bis anhero herausgegebenen Gedichten, [...] wie auch bey dieser Dritten Auflage mit des Autoris Leben vermehrt, Breßlau u. Leipzig 1742. [Digitalisat der Sächsischen Landesbibliothek Dresden]
- [Gurlitt, Ludwig (Hg.)]: Die Komödien des Plautus. Übersetzt von L. G., Bd. 1, Berlin 1920.
- Hamann, Johann Georg: Gedanken über meinen Lebenslauf, in: Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Erster Theil, Berlin 1821, S. 149–242. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]

- [Hayneccius, Martin]: Drey neue / schöne und lustige Comoedien [...], Leipzig 1582.
- [Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld u. Petra Wulbusch (Hg.)]: »Ich wünschte so gar gelehrt zu werden«. Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts. Texte und Erläuterungen, Göttingen 1994.
- [Hunold, Christian Friedrich]: Die Allerneueste Art Höfflich und Galant zu Schreiben [...] Von Menantes, Hamburg 1703. [Digitalisat der Sächsischen Landesbibliothek Dresden]
- [Hunold, Christian Friedrich]: Auserlesene neue Briefe [...] von Menantes. Die vierte Edition mit dem Andern Theil vermehret, Halle 1721. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale VD 18]
- [Hunold, Christian Friedrich]: Auserlesener Neuer Briefe Andrer Theil [...] von Menantes. Andere Auflage, Halle 1726. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale VD 18]
- [Imhoff, Christoph Adam Carl von]: Imhoff Indienfahrer. Ein Reisebericht aus dem 18. Jahrhundert in Briefen und Bildern. Hg. und mit einer Einführung von Gerhard Koch, Göttingen 2001.
- Jones, Dorothy: The Territory of Rigel, in: Spockanalia 1 (1967), S. 8–9.
- [Jung-Stilling, Johann Heinrich]: Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte, Berlin u. Leipzig 1779. [Digitalisat der Universitätsbibliothek Paderborn]
- [Karsch, Anna Louisa]: Gesänge der Freude und des Lobes bey dem Feyerlichen Dankfest, Welches wegen des durch die Gnade des Höchsten von Sr. Königl. Majestät in Preussen, unsern allergnädigsten Herrn Erfochtenen Sieges, Bey Lobositz und Willmina in Böhmen Den 1. Octobr. 1756. über das Oesterreichische feindliche Heer, In Glogau begangen wurde. Entworfen von Anna Louisa Karschin, Glogau [1756]. [Digitalisat der Stanford University Libraries Department of Special Collections]
- [Karsch, Anna Louisa]: Freudige Empfindungen redlicher Herzen, die, wegen des verliehenen herrlichen Sieges dem Höchsten Dank opferten, welchen Se. Königl. Majest. von Preussen den 5ten December 1757. bey Fröbelwitz, zwischen Neumarck und Lissa über die Oesterreichische grosse Armee erfochten haben. Beschrieben von Anna Louise Karschin, geb. Dürbachin, eines Schneiders Frau aus Glogau, Glogau 1757. [Digitalisat der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz VD 18]
- [Karsch, Anna Louisa]: Der 13. May 1758 als der Tag des Schreckens in Glogau. Beschrieben von Anna Louise Karschin, geborene Dürbachin, Glogau [1758]. [Digitalisat der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel VD 18]
- [Karsch, Anna Louisa]: Siegesode Friedrich dem Uebewinder der Russen,

- dem großen und besten König allerunterthänigst zu Füßen gelegt, von Anna Louise Karschinn, geb. Dürbachinn, aus Glogau. Den 3ten September 1758. [Digitalisat der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart]
- [Karsch, Anna Louisa]: Die gedemüthigte Russen zur Ehre Gottes und des Grossen Friedrichs am Tage der öffentlichen Freude beschrieben von Anna Louise Karschin, geb. Dürbachin. Glogau, den 3. Sept. 1758. [Digitalisat der Biblioteka Jagiellońska Kraków]
- [Karsch, Anna Louisa]: Friedrich der Beschützer, und Liebenswürdige. Besungen den 24. Jenner 1759. von Anna Louisa Karschin, [o.O.] 1759. [Digitalisat der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz VD 18]
- [Karsch, Anna Louisa]: Den 3ten November 1760. groß durch den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb Anna Louise Karschin gebohrne Dürbachin, Glogau 1760. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale VD 18]
- [Karsch, Anna Louisa]: Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin, Berlin 1764 [recte: 1763]. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Karsch, Anna Louisa: Auserlesene Gedichte. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger, Stuttgart 1966.
- Karsch, Anna Louisa: An Seiner Königlichen Hoheit den Prinzen Heinrich, in: Dies.: Auserlesene Gedichte. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger, Stuttgart 1966, S. 118–119.
- Karsch, Anna Louisa: Klagen einer Witwe, in: Dies.: Auserlesene Gedichte. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger, Stuttgart 1966, S. 57–61.
- [Karsch, Anna Louisa]: O, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen. Anna Louisa Karschin. Gedichte und Briefe. Stimmen von Zeitgenossen. Hg. und mit einem Nachwort von Gerhard Wolf, Berlin 1981.
- Karschin, Anna Louisa: Gedichte und Lebenszeugnisse. Hg. von Alfred Anger, Stuttgart 1987.
- [Karsch, Anna Louisa]: Lebensbericht von Anna Louisa Karsch in vier Briefen an Sulzer, in: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hg. von Regina Nörtemann, 2 Bde. [Bd. 2 hg. von Ute Pott], Bd. 1, Göttingen 1996, S. 341–363.
- [Karsch, Anna Louisa, u. Johann Wilhelm Ludwig Gleim]: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hg. von Regina Nörtemann, 2 Bde. [Bd. 2 hg. von Ute Pott], Göttingen 1996.
- Karsch, Anna Louisa: Briefe und Gedichte. Hg. von Claudia Brandt u. Ute Pott, Göttingen 2022.
- Karsch, Anna Louisa: Beloisens Lebenslauff, in: Dies.: Briefe und Gedichte. Hg. von Claudia Brandt u. Ute Pott, Göttingen 2022, S. 213–219.

- [Kindleben, Christian Wilhelm]: *Leben und Abenteuer des Küsters zu Kummersdorf Wilibald Schluterius. Ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker*, Halle 1779.
- [von Kléncke, Caroline]: *Vorberichtender Lebenslauf der Dichterin Anna Louise Karschin, geb. Dürbach*, in: *Gedichte von Anna Louisa Karsch, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff herausgegeben von Ihrer Tochter C.[aroline] C. [= Luise] v: Kl:[éncke] geb: Karschin*, Berlin 1792, S. 1–128. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Klinger, Friedrich Maximilian: *Der Günstling. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen*, in: *F.M. Klinger's Theater. [...] Vierter Theil*, Riga 1787, S. 1–112. [Digitalisat der Universitätsbibliothek Paderborn]
- [Klischnig, Karl Friedrich]: *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Fünfter und letzter Theil von Karl Friedrich Klischnig*, Berlin 1794. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Klopstock, Friedrich Gottlieb]: *Die deutsche Gelehrtenrepublik. [...] Herausgegeben von Klopstock. Erster Theil*, Hamburg 1774. [Digitalisat der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel]
- [Klopstock, Friedrich Gottlieb]: *Die Hermanns Schlacht von Klopstock*, Karlsruhe 1776. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Kluckhohn, August: *Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Aus handschriftlichen Quellen. I. Neues von und über Anna Luise Karsch*, in: *Archiv für Litteraturgeschichte* 11 (1882), S. 484–506.
- Knigge, Adolph Freiherr: *Ueber Eigennutz und Undank. Ein Gegenstück zu dem Buche: Ueber den Umgang mit Menschen*, Leipzig 1796.
- Knigge, Adolph Freiherr: *Ueber den Umgang mit Menschen. In drey Theilen. Fünfte verbesserte u. vermehrte Aufl.*, Hannover 1796. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale]
- [Körte, Wilhelm]: *Briefe deutscher Gelehrten. Aus Gleims litterarischem Nachlasse hg. von Wilhelm Körte*, 3 Bde., Zürich 1804 [Bd. 1] u. 1806 [Bd. 2–3].
- [Körte, Wilhelm]: *Leben der A.L. Karschin, geb. Dürbach. Von ihr selbst, in Briefen an Sulzer. Mit Ergänzungen von W.K.*, in: *Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit*, Bd. 3, Nr. 18 (1831), S. 3–42.
- [Kosmann, Johann Wilhelm Andreas]: *Spitzbart der zweite oder die Schulmeisterwahl. [...] Als ein Pendant zum Leben des Herrn M. Sebaldus Nothanker*, Berlin u. Halle 1785.
- [Lang, Karl Heinrich]: *Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. In zwei Theilen. Erster Theil*, Braunschweig 1841.

- Langsam, Devra Michele: Also To A Vulcan, in: Spockanalia 1 (1967), S. 25.
- Langsam, Devra Michele: Thoughts on Vulcan Culture, in: Spockanalia 1 (1967), S. 48–54.
- Langsam, Devra Michele (Hg.): Vulcan Reflections: Essays on Spock and his World, Baltimore 1975.
- [La Roche, Sophie von]: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Original=Papieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen, hg. von C.M. Wieland, Erster u. Zweyter Theil, Leipzig 1771. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Lenz, Jakob Michael Reinhold]: Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater, Frankfurt u. Leipzig 1774. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Lenz, Jakob Michael Reinhold]: Die Soldaten. Eine Komödie, Leipzig 1776. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Lenz, Jakob Michael Reinhold]: Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden, von dem verstorbenen Dichter Lenz, in: Die Horen eine Monatschrift herausgegeben von Schiller 10 (1797), 4. Stück, S. 85–102 u. als »Fortsetzung« in: Die Horen 1797, 5. Stück, S. 1–30. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: Gesammelte Schriften. Hg. von Franz Blei, Bd. 5: Schriften in Prosa, München u. Leipzig 1913.
- [Lenz, Jakob Michael Reinhold]: Gesammelte Schriften von Jacob Mich. Reinhold Lenz. In vier Bänden. Hg. von Ernst Lewy, Bd. 4: Prosa, Leipzig 1917.
- [Lenz, Jakob Michael Reinhold]: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Von Jakob Mich. Reinh. Lenz. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm= und Drangperiode aufgefunden und herausgegeben von L. Schmitz=Kallenberg, Münster 1918.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Schriften 1. Hg. von Britta Titel u. Hellmut Haug, Stuttgart 1966.
- Lenz, J.M.R.: Der Hofmeister. Synoptische Ausgabe von Handschrift und Erstdruck. Hg. von Michael Kohlenbach, Basel u. Frankfurt/M. 1986.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hg. von Sigrid Damm, München u. Wien 1987.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: Pandämonium Germanikum. Eine Skizze. Synoptische Ausgabe beider Handschriften. Mit einem Nachwort hg. von Matthias Luserke u. Christoph Weiß, St. Ingbert 1993.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von Wilfried Barner, Bd. 10: Werke 1778–1781 [hg. von Arno Schilson u. Axel Schmitt], Frankfurt/M. 2001.
- Miller, Johann Martin: Siegwart. Eine Klostergeschichte. Mit einem Nach-

- wort von Alain Faure. Erster Band, Stuttgart 1971 [Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776 erschienen bei Weygand in Leipzig].
- [Moritz, Karl Philipp]: Allgemeiner deutscher Briefsteller [...] Von Karl Philipp Moritz. Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl., Berlin 1797. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale VD 18]
- Moritz, Karl Philipp: Anton Reiser. Hg. von Christof Wingerts Zahn (= Karl Philipp Moritz: Sämtliche Werke. Kritische und kommentierte Ausgabe Bd. I/1), Tübingen 2006.
- Moritz, Karl Philipp: Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelelkunde, in: Deutsches Museum 1 (1782), S. 485–503. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- [Neukirch, Benjamin]: Benjamin Neukirchs Anweisung zu Teutschen Briefen, Leipzig 1727. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- Nicolai, Friedrich: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker, in: Ders.: Gesammelte Werke. Hg. von Bernhard Fabian u. Marie Luise Spieckermann, Bd. 3, Hildesheim u. a. 1988 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin u. Stettin 1773–1776].
- Nicolai, Friedrich: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie [1799], in: Ders.: Gesammelte Werke. Hg. von Bernhard Fabian u. Marie-Luise Spieckermann, Bd. 1/2, Hildesheim u. a. 1997 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin u. Stettin 1799].
- Plautus, Titus Maccius: Komödien. Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt u. kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 2: Baccides – Captivi – Casina – Cistellaria, Darmstadt 2007.
- Plautus, Titus Maccius: Komödien. Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt u. kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 3: Curculio – Epidicus – Menæchmi – Mercator, Darmstadt 2008.
- Plautus, Titus Maccius: Komödien. Lateinisch und deutsch. Hg., übersetzt u. kommentiert von Peter Rau [6 Bde.], Bd. 6: Stichus – Trinummus – Truculentus – Vidularia, Darmstadt 2012.
- Proehle, Heinrich: Aus dem handschriftlichen Briefwechsel zwischen der Karschin, Gleim und Uz, in: Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde 12 (1875), S. 641–700.
- Röggla, Kathrin: wir schlafen nicht. Roman, Frankfurt/M. 2004.
- Rousseau, Jean-Jacques: Œuvres complètes, Bd. 1: Les Confessions. Autres textes autobiographiques. Hg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Paris 1959.
- Rousseau, Jean-Jacques: Bekenntnisse. Aus dem Französischen von Ernst Hardt. Mit einer Einführung von Werner Krauss, 10. Aufl., Frankfurt/M. u. Leipzig 2012 [Orig. 1781].

- [Sachs, Hans]: Das ander Buch. Sehr herrliche schöne Artliche vnd gebundene Gedicht mancherley art. [...], Nürnberg 1560. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- Sauer, August (Hg.): Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk, in: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3 (1890), S. 62–113 u. 416–476.
- [Stockhausen, Johann Christoph]: Johann Christoph Stockhausens Grundsätze wohleingerichteter Briefe [...], Helmstädt 1751. [Digitalisat der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Halle/Saale]
- Sturm, Leonhard Christoph: Vollständige Anweisung alle Arten von Bürgerlichen Wohn=Häusern wohl anzugeben [...], Augsburg 1715. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München VD 18]
- [Sulzer, Johann Georg]: Vorrede, in: Anna Louisa Karsch: Auserlesene Gedichte. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger, Stuttgart 1966, S. VII–XXVI.
- Terenz: Phormio. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Peter Kruschwitz, Stuttgart 1999.
- Thomasius, Christian: Von der Kunst Vernünfftig und Tugendhafft zu lieben. Als dem eintzigen Mittel zu einem glükseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, Oder Einleitung Zur SittenLehre, Halle 1692. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]
- Urlichs, Ludwig: Etwas von Lenz, in: Deutsche Rundschau 11 (1877), April/Juni, S. 254–292.
- [Weinhold, Karl (Hg.)]: Dramatischer Nachlass von J.M.R. Lenz. Zum ersten Male hg. und eingeleitet von K. W., Frankfurt/M. 1884.
- [Weise, Christian]: Christian Weisens Curiöse Gedancken von Deutschen Brieffen [...], Dresden 1691. [Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München]

c) Internet- und Zeitungsquellen

- Albath, Maïke: Die Stunde der Frauen?, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 288, 13. Dezember 2019, S. 11.
- Alter, Alexandra: A Feud in Wolf-Kink Erotica Raises a Deep Legal Question, in: The New York Times, 23. Mai 2020, <https://www.nytimes.com/2020/05/23/business/omegaverse-erotica-copyright.html>.
- Bacon-Smith, Camille: Spock Among the Women, in: The New York Times Book Review, 16. November 1986, <https://www.nytimes.com/1986/11/16/books/spock-among-the-women.html>.

- [Berman, Ruth]: Media Fandom Oral History Project Interview with Ruth Berman, 9. August 2017, https://fanlore.org/wiki/Media_Fandom_Oral_History_Project_Interview_with_Ruth_Berman.
- Ellison, Hannah: The Book Burning That Wasn't: Thousands of Works of Fiction Destroyed and No One Pays Attention, in: Huffington Post UK, 13. Juni 2012, https://www.huffingtonpost.co.uk/hannah-ellison/fanfiction-the-book-burning-that-was_b_1592689.html.
- Feddersen, Jan: Die auch mit Härte bezauberte [Nachruf auf Jeanne Moreau], in: die tageszeitung, 1. August 2017, S. 15.

3 Forschungsliteratur

- Adam, Wolfgang: Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Fortschrittsbericht (1975–1988), in: IASL 15/1 (1990), S. 123–206.
- Adam, Wolfgang, u. Markus Fauser (Hg.) in Zusammenarbeit mit Ute Pott: Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert, Göttingen 2005.
- Ahmed, Sara: What's the Use? On the Uses of Use, Durham/NC 2019.
- Ahrens, Moritz: Die *Freundschaftlichen Briefe* von 1746: ein kooperatives Publikationsprojekt (mit einem bibliographischen Anhang zu ›freundschaftlichen Briefen‹ im 18. Jahrhundert), in: Das achtzehnte Jahrhundert 42/1 (2018), S. 48–68.
- Albertsen, Leif Ludwig: »*Pervigilium Veneris* und *Nachtfeier der Venus*. G.A. Bürgers Liedstil und sein lateinisches Vorbild«, in: Arcadia 16/1 (1981), S. 1–12.
- Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 8, Leipzig 1878.
- Amlinger, Carolin: Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit, 2. Aufl., Berlin 2021.
- Andrew, Edward: Patrons of Enlightenment, Toronto 2006.
- Andrews, Kerri: Ann Yearsley and Hannah More, Patronage and Poetry: The Story of a Literary Relationship, London u. Brookfield/VT 2013.
- Anger, Alfred: Nachwort, in: Anna Louisa Karschin: Gedichte und Lebenszeugnisse. Hg. von A.A., Stuttgart 1987, S. 184–203.
- Anton, Helmut: Gesellschaftsideal und Gesellschaftsmoral im ausgehenden 17. Jahrhundert. Studien zur französischen Moralliteratur im Anschluß an J.-B. Morvan de Bellegarde, Breslau 1935.
- Antonsen-Resch, Andrea: Von Gnathon zu Saturio. Die Parasitenfigur und das Verhältnis der römischen Komödie zur griechischen, Berlin u. Boston 2005.

- Arnott, W. Geoffrey: Targets, Techniques, and Tradition in Plautus' *Stichus*, in: Bulletin of the Institute of Classical Studies 19 (1972), S. 54–79.
- Assmann, Aleida: Der väterliche Bücherschrank – Über Vergangenheit und Zukunft der Bildung, in: Zeitschrift für Pädagogik 50/1 (2004), S. 5–20.
- Auerochs, Bernd: »Ewig, ewig, Ihr Gleim.« Zur Freundschaft zwischen Herder und Gleim, in: Klaus Manger u. Ute Pott (Hg.): Rituale der Freundschaft, Heidelberg 2006, S. 147–159.
- Ayaß, Ruth: Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung, Stuttgart 2008.
- Bach, Maximilian: Anna Louisa Karsch als panegyrische Gelegenheitsdichterin in Berlin. Anlässe, Orte, Netzwerke, in: Ute Pott (Hg.): Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk, Göttingen 2022, S. 123–133.
- Bacon-Smith, Camille: Enterprising Women. Television Fandom and the Creation of Popular Myth, Philadelphia 1992.
- Barner, Ines: Von anderer Hand. Praktiken des Schreibens zwischen Autor und Lektor, Göttingen 2021.
- Barner, Wilfried: Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen 1970.
- Barner, Wilfried: Lessing zwischen Bürgerlichkeit und Gelehrtheit, in: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg 1981, S. 165–204.
- Bauer, Roger: Die Komödientheorie von Jakob Michael Reinhold Lenz, die älteren Plautus-Kommentare und das Problem der »dritten« Gattung, in: Stanley A. Corngold, Michael Curschmann u. Theodore J. Ziolkowski (Hg.): Aspekte der Goethezeit, Göttingen 1977, S. 11–37.
- Bauer, Roger: »Plautinisches« bei Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Herbert Mainusch (Hg.): Europäische Komödie, Darmstadt 1990, S. 289–303.
- Beck, Angelika: »Der Bund ist ewig«. Zur Physiognomie einer Lebensform im 18. Jahrhundert, Erlangen 1982.
- Becker, Peter Jörg: Bibliotheksreisen in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 21 (1980), Sp. 1361–1534.
- Beetz, Manfred: Soziale Kontaktaufnahme. Ein Kapitel aus der Rhetorik des Alltags in der frühen Neuzeit, in: Jahrbuch Rhetorik 10 (1991), S. 30–44.
- Benne, Christian: Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit, Berlin 2015.
- Bepler, Jill: Early Modern German Libraries and Collections, in: Max Reinhart (Hg.): Early Modern German Literature 1350–1700, Rochester/NY u.a. 2007, S. 699–735.
- Berg, Gunter: Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 6 (1966), Sp. 1371–1396.

- Beutler, Ernst: Goethes Jugendbriefe, in: Ders.: Wiederholte Spiegelungen. Drei Essays über Goethe, Göttingen 1957, S. 5–30.
- Binczek, Natalie, u. Georg Stanitzek (Hg.): Strong ties/Weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie, Heidelberg 2010.
- Birgfeld, Johannes: Patriotische Erregung als literarische Chance. Vom Einfluss der Geschichte auf das Verhältnis von Gattung und Geschlecht im 18. Jahrhundert oder: Anna Louisa Karsch und die Kriegsliteratur, in: Das achtzehnte Jahrhundert 29/2 (2005), S. 192–208.
- Birkhold, Matthew H.: Goethe and the Uncontrollable Business of Appropriative Stage Sequels, in: Goethe Yearbook 25 (2018), S. 109–131.
- Birkhold, Matthew H.: Characters before Copyright. The Rise and Regulation of Fan Fiction in Eighteenth-Century Germany, Oxford 2019.
- Birus, Hendrik: Lessings Widmungen (mit einem Handschriftenfaksimile), in: Lessing Yearbook XIII (1981), S. 175–208.
- Blasberg, Cornelia: Werkstatt am »Strom« oder: Das Dädalus-Syndrom. Produktionsphantasien im Göttinger Hain, in: Christian Begemann u. David E. Wellbery (Hg.): Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit, Freiburg/Br. 2002, S. 151–175.
- Blome, Eva: Zerstückte Laufbahn. Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, in: IASL 41/2 (2016), S. 271–289.
- Blome, Eva: Rückkehr zur Herkunft. Autoethnografien erzählen von der Klassengesellschaft, in: DVjs 94/4 (2020), S. 541–571.
- Bloom, Harold: Einflußangst. Eine Theorie der Dichtung. Aus dem amerikanischen. Engl. von Angelika Schweikhart, Frankfurt/M. 1995 [Orig. 1973].
- Bohnenkamp, Anne, Kai Bremer, Uwe Wirth u. Irmgard M. Wirtz (Hg.): Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie, Göttingen 2010.
- Bohrer, Karl Heinz: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität, Frankfurt/M. 1989.
- Boltanski, Luc, u. Ève Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus. Aus dem Französischen von Michael Tillmann, mit einem Vorwort von Franz Schultheis, Konstanz 2006 [Orig. 1999].
- Bosse, Heinrich: Berufsprobleme der Akademiker im Werk von J.M.R. Lenz, in: Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen ...« Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz, Stuttgart u. Weimar 1994, S. 38–51.
- Bosse, Heinrich: Bildungsrevolution 1770–1830. Hg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012.
- Bosse, Heinrich: Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Habermas revisited, in: Navigationen – Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften 15/1 (2015), S. 81–97.

- Bosse, Heinrich: Leben, in: Julia Freytag, Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): J.M.R.-Lenz-Handbuch, Berlin u. Boston 2017, S. 1–34.
- Bosse, Heinrich: Der gelehrte Stand. Die Akademiker verleugnen ihre Vergangenheit, in: Merkur 77, H. 891 (2023), S. 28–45.
- Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt/M. 1979.
- Brandt, Claudia: Schreibstrategien in Empfehlungsbriefen und Bittschriften. Anna Louisa Karsch als Förderin Dritter, in: Ute Pott (Hg.): Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk, Göttingen 2022, S. 111–121.
- Breuer, Ulrich, Christopher Busch u. Matthias Emrich: Edieren, in: Heiko Christians, Matthias Bickenbach u. Nikolaus Wegmann (Hg.): Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs, Köln u.a. 2014, S. 179–194.
- Brewer, David A.: The Afterlife of Character, 1726–1825, Philadelphia/PA 2005.
- Brohm, Holger, Sebastian Gießmann, Gabriele Schabacher u. Sandra Schramke (Hg.): Workarounds. Praktiken des Umwegs, Hamburg 2017 (= *ilinx* – Berliner Beiträge zur Kulturwissenschaft 4).
- Bronfen, Elisabeth: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, 2. Aufl., München 1994.
- Brüggemann, Diethelm: Gellert, der gute Geschmack und die üblen Briefsteller. Zur Geschichte der Rhetorik in der Moderne, in: DVjs 45/1 (1971), S. 117–149.
- Bunia, Remigius, Till Dembeck u. Georg Stanitzek (Hg.): Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur, Berlin 2011.
- Bunke, Simon: »Immer Hölty's Geist gefragt«. Inszenierungen von Autorschaft und Autorisation zwischen Göttinger Hain, Hölty und Voß, in: Ethel Matala de Mazza u. Clemens Pornschlegel (Hg.): Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte, Freiburg/Br. 2003, S. 271–295.
- Burke, Peter: Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Aus dem Englischen von Matthias Wolf, Berlin 2000.
- Busch, Christopher: Unger-Fraktur und literarische Form. Studien zur buchmedialen Visualität der deutschen Literatur vom späten 18. bis ins 21. Jahrhundert, Göttingen 2019.
- Caffisch-Schnetzler, Ursula: Originale, im Druck erschienene Briefe und Exzerpte. Die Korrespondenz zwischen Jacob Michael Reinhold Lenz und Johann Caspar Lavater, in: Lenz-Jahrbuch 19 (2012), S. 83–112.
- Campe, Rüdiger: An Outline for a Critical History of *Fürsprache: Synegoria* and Advocacy, in: DVjs 82/3 (2008) [= Themenschwerpunkt: Empathie und Erzählung. Hg. von Claudia Breger u. Fritz Breithaupt], S. 355–381.

- Christians, Heiko: Begriffsgeschichte als Gebrauchsgeschichte, in: Ders., Matthias Bickenbach u. Nikolaus Wegmann (Hg.): Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs, Köln u. a. 2014, S. 11–32.
- Conrady, Karl Otto: Zu den deutschen Plautusübertragungen. Ein Überblick von Albrecht von Eyb bis zu J.M.R. Lenz, in: *Euphorion* 48/4 (1954), S. 373–396.
- Coppa, Francesca: Writing Bodies in Space. Media Fan Fiction as Theatrical Performance, in: Karen Hellekson u. Kristina Busse (Hg.): Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet. New Essays, Jefferson/NC u. London 2006, S. 225–244.
- Crusius, Gabriele: Aufklärung und Bibliophilie. Der Hannoveraner Sammler Georg Friedrich Brandes und seine Bibliothek, Heidelberg 2008.
- Cuntz-Leng, Vera, u. Jacqueline Meintzinger: A brief history of fan fiction in Germany, in: *Transformative Works and Cultures* 19 (2015) [Online-Zeitschrift: <https://doi.org/10.3983/twc.2015.0630>].
- Därmann, Iris: Undienlichkeit. Gewaltgeschichte und politische Philosophie, Berlin 2020.
- Damon, Cynthia: The Mask of the Parasite. A Pathology of Roman Patronage, Ann Arbor/MI 1997.
- Décultot, Elisabeth: Winckelmanns Lese- und Exzerpierenkunst. Übernahme und Subversion einer gelehrten Praxis, in: Dies. u. Wolfgang Lukas (Hg.): Lesen, Kopieren, Schreiben: Lese- und Exzerpierenkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts, Berlin 2014, S. 133–160.
- Dehrmann, Mark-Georg: Produktive Einsamkeit. Studien zu Gottfried Arnold, Shaftesbury, Johann Georg Zimmermann, Jacob Hermann Obereit und Christoph Martin Wieland, Hannover 2002.
- Dehrmann, Mark-Georg: Die Hamburger Druckerei von Johann Joachim Christoph Bode (1767–78) und Gotthold Ephraim Lessing (1767–69). Mit einem Verzeichnis der Drucke, Hannover 2020.
- Dehrmann, Mark-Georg, u. Albrecht Hausmann (Hg.): Prekär. Berichte, Positionen und Konzepte zur Lage des germanistischen »Mittelbaus«, Göttingen 2018.
- De Kosnik, Abigail: Rogue Archives. Digital Cultural Memory and Media Fandom, Cambridge/MA u. London 2016.
- Derecho, Abigail: Archontic Literature. A Definition, a History, and Several Theories of Fan Fiction, in: Karen Hellekson u. Kristina Busse (Hg.): Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet. New Essays, Jefferson/NC u. London 2006, S. 61–78.
- Döring, Detlef: Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken des 18. Jahrhunderts als Faktoren des wissenschaftlichen Lebens, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 13 (2004), S. 39–79.
- Döring, Detlef: Gelehrtenkorrespondenzen, in: Ulrich Rasche (Hg.): Quel-

- len zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven, Wiesbaden 2011, S. 315–340.
- Dongowski, Christina: Fußnoten zu Sappho. Anne Carsons hybrides Schreiben, in: Merkur 71, H. 822 (2017), S. 73–80.
- Droste, Heiko: Die Erziehung eines Klienten, in: Stefan Brakensiek u. Heide Wunder (Hg.): *Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa*, Köln u. a. 2005, S. 23–44.
- Droste, Heiko: Die missglückte Aufwartung. Zu den Barrieren höfischer Kommunikation im Brief, in: Mark Hengerer (Hg.): *Abwesenheit beobachten. Zu Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit*, Berlin u. a. 2013, S. 79–93.
- Düfert, Maria: Belloisens Lebenslauf – Eigen- und Fremddarstellungen in zwei Versionen eines Gedichts, in: Ute Pott (Hg.): *Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk*, Göttingen 2022, S. 25–39.
- Dülmen, Richard van: »Arbeit« in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Vorläufige Bemerkungen, in: Jürgen Kocka u. Claus Offe (Hg.) unter Mitarbeit von Beate Redslob: *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. u. New York 2000, S. 80–87.
- Dziudzia, Corinna: Von Nähe und Distanz. Anna Louisa Karsch und die Tradition der *poetria laureata*, in: Nacim Ghanbari u. Annika Hildebrandt (Hg.): *Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit (= Das achtzehnte Jahrhundert 46/2 [2022])*, S. 176–188.
- Dzwonek, Ulrich, Claus Ritterhoff u. Harro Zimmermann: Bürgerliche Oppositionsliteratur zwischen Revolution und Reformismus. F. G. Klopstocks *Deutsche Gelehrtenrepublik* und Bardendichtung als Dokumente der bürgerlichen Emanzipationsbewegung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Bernd Lutz (Hg.): *Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 3: Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800*, Stuttgart 1974, S. 277–328.
- Ebrecht, Angelika, Regina Nörtemann u. Herta Schwarz (Hg.) unter Mitarbeit von Gudrun Kohn-Waechter u. Ute Pott: *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart 1990.
- Ehmer, Josef, u. Edith Saurer: Arbeit, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 1, Stuttgart 2005, Sp. 507–533.
- Eibach, Joachim, u. Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin 2015.
- Eichhorn, Kate: *The Archival Turn in Feminism. Outrage in Order*, Philadelphia/PA 2013.
- Eichhorn, Kate: *Adjusted Margin. Xerography, Art, and Activism in the Late Twentieth Century*, Cambridge/MA 2016.
- Eisenstein, Elizabeth L.: *The printing press as an agent of change. Commu-*

- nications and cultural transformations in early-modern Europe, 2 Bde., Cambridge/UK u. a. 1979.
- Engelsing, Rolf: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 10 (1970), Sp. 945–1002.
- Falk, Rainer: Die Korrespondenz des ›gelehrten Buchhändlers‹ Friedrich Nicolai, in: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert, Berlin u. New York 2008, S. 105–112.
- Federici, Silvia: Wages against Housework, Bristol 1975.
- Felsenstein, Frank: Ann Yearsley and the Politics of Patronage. The Thorp Arch Archive: Part I, in: Tulsa Studies in Women's Literature 21/2 (2002), S. 347–392.
- Fishman, Pamela M.: Interaction: The Work Women Do, in: Social Problems 25/4 (1978), S. 397–406.
- Fowler, David: From jukebox boys to revolting students. Richard Hoggart and the study of British youth culture, in: International Journal of Cultural Studies 10/1 (2007), S. 73–84.
- Fraenkel, Eduard: Plautinisches im Plautus, 2., unveränderte Aufl., Hildesheim 2000 [Reprint der Ausgabe Berlin 1922].
- Frömming, Gesa: Wird Öffentlichkeit gemacht und, wenn ja, wie? Öffentlichkeit und ihre Herstellung bei Jürgen Habermas, Oskar Negt/Alexander Kluge und Hannah Arendt, in: Sprache und Literatur 49/1 (2020) [Themenheft: Öffentlichkeit – Veröffentlichen – Öffentlichkeit Herstellen. Hg. von G.F. u. Georg Stanitzek], S. 131–170.
- Frömming, Gesa, u. Georg Stanitzek: Öffentlichkeit – Veröffentlichen – Öffentlichkeit Herstellen: Einleitung, in: Sprache und Literatur 49/1 (2020) [Themenheft: Öffentlichkeit – Veröffentlichen – Öffentlichkeit Herstellen. Hg. von G.F. u. G.S.], S. 1–14.
- Frühsorge, Gotthardt, Rainer Gruenter u. Beatrix Freifrau Wolff Metternich (Hg.): Gesinde im 18. Jahrhundert, Hamburg 1995.
- Fulda, Daniel: Sache und Sachen der Aufklärung. Versuch einer Antwort auf die Frage, wie sich Programm *und* Praxis der Aufklärung erforschen lassen, in: Stefanie Stockhorst (Hg.): Epoche und Projekt. Perspektiven der Aufklärungsforschung, Göttingen 2013, S. 241–262.
- Furger, Carmen: Briefsteller. Das Medium »Brief« im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Köln u. a. 2010.
- Ganter, Angela: Was die römische Welt zusammenhält. Patron-Klient-Verhältnisse zwischen Cicero und Cyprian, Berlin u. Boston 2015.
- Gantet, Claire: Kommentar: Semantiken des Protektionsbegriffs, in: Tilman Haug, Nadir Weber u. Christian Windler (Hg.): Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partner-

- schaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert), Köln u.a. 2016, S. 81–85.
- Geitner, Ursula: Sie schreibt. Moderne Autorschaft (m/w), Göttingen 2022.
- Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, 5. Aufl., Frankfurt/M. 2014 [Orig. 1987].
- Ghanbari, Nacim: Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung, in: IASL 38/2 (2013), S. 315–335.
- Ghanbari, Nacim: Philologie: Untote der Literaturwissenschaft, in: DVjs 89/4 (2015) [Sonderheft: Zur Lage der Literaturwissenschaft. Aktuelle Bestandsaufnahmen und Perspektiven], S. 662–665.
- Ghanbari, Nacim: Allen alles werden. Zur literarischen Semantik von Patronage und Freundschaft in J.M.R. Lenz' *Die Freunde machen den Philosophen*, in: DVjs 90/4 (2016), S. 487–500.
- Ghanbari, Nacim: Kollaboratives Schreiben im 18. Jahrhundert. Lenz' *Das Tagebuch* als Beispiel freundschaftlicher Publizität, in: Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper u. Vinzenz Hoppe (Hg.): *Symphilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2016, S. 167–181.
- Ghanbari, Nacim: Doing Culture und die Arbitrarität des Zeichens, in: Martin Endres u. Leonhard Herrmann (Hg.): *Strukturalismus, heute. Brüche, Spuren, Kontinuitäten*, Stuttgart 2018, S. 107–119.
- Ghanbari, Nacim: Kollaboratives Schreiben im 18. Jahrhundert. Praktiken der Verbesserung und Kritik bei Gottfried August Bürger, in: Dies., Isabell Otto, Samantha Schramm u. Tristan Thielmann (Hg.): *Kollaboration. Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit*, Paderborn 2018, S. 21–34.
- Ghanbari, Nacim: Nicht-Werke im Netzwerk: Lenz' Prosa, in: *ZfdPh* 139/2 (2020) [Themenschwerpunkt: Werke in Netzwerken. Kollaborative Autorschaft und literarische Kooperation im 18. Jahrhundert. Hg. von Carlos Spoerhase u. Erika Thomalla], S. 225–242.
- Ghanbari, Nacim: Erste Briefe, in: Margrit Wyder, Barbara Naumann u. Georges Felten (Hg.): *Goethe medial. Aspekte einer vieldeutigen Beziehung*, Berlin u. Boston 2021, S. 9–25.
- Ghanbari, Nacim: Fan Fiction (18. Jahrhundert – Gegenwart), in: Anne Ganzert, Philip Hauser u. Isabell Otto (Hg.): *Following. Ein Kompendium zu Medien der Gefolgschaft und Prozessen des Folgens*, Berlin u. Boston 2023, S. 197–205.
- Ghanbari, Nacim, u. Annika Hildebrandt: Gespräch mit Regina Nörtemann und Ute Pott über die Briefausgabe »*Mein Bruder in Apoll*« (1996), in: Dies. (Hg.): *Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit (= Das achtzehnte Jahrhundert 46/2 [2022])*, S. 138–150.

- Gherardi, Silvia: Practice as a collective and knowledgeable doing (= SFB 1187 Medien der Kooperation: Working Paper Series No. 8, June 2019).
- Götttert, Karl-Heinz: Kommunikationsideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie, München 1988.
- Goldfriedrich, Johann: Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740–1804), Leipzig 1909.
- Gombocz, István: Reiseerlebnis und Gesellschaftskritik in Friedrich Nicolais Roman *Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker*, in: Daphnis 35 (2006), S. 301–319.
- Griffin, Dustin: Literary Patronage in England, 1650–1800, Cambridge/UK 1996.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied 1962.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 5. Aufl., Frankfurt/M. 1996 [1962].
- Habermas, Jürgen: Überlegungen und Hypothesen zu einem erneuten Strukturwandel der politischen Öffentlichkeit, in: Martin Seeliger u. Sebastian Seignani (Hg.): Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit? Baden-Baden 2021 (= Leviathan. Sonderband 37), S. 470–500.
- Haferkorn, Hans Jürgen: Der freie Schriftsteller. Eine literatursoziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 5 (1963) [Diss. Univ. Göttingen 1959], Sp. 523–712.
- Hahn, Barbara: »Geliebtester Schriftsteller«. Esther Gads Korrespondenz mit Jean Paul, in: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 25 (1990), S. 7–42.
- Hahn, Barbara: Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen, Frankfurt/M. 1991.
- Hahn, Barbara: 1833. Schreiben zwischen Gattungen und Diskursen, in: David E. Wellbery et al. (Hg.): Eine neue Geschichte der deutschen Literatur. Zweiter Teilband. Jubiläumsausgabe, Darmstadt 2019 [engl. Orig. 2004], S. 694–699.
- Hahn, Karl-Heinz: Einleitung, in: Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform, Bd. 1: 1764–1795. Hg. von K.-H.H., Weimar 1980, S. 9–32.
- Harding, Elizabeth: Der Gelehrte im Haus. Ehe, Familie und Haushalt in der Standeskultur der frühneuzeitlichen Universität Helmstedt, Wiesbaden 2014.
- Harms, Wolfgang: Das Buch im Sammlungszusammenhang, in: Bibliothek und Wissenschaft 33 (2000), S. 50–58.
- Hausen, Karin: Arbeit und Geschlecht, in: Jürgen Kocka u. Claus Offe (Hg.)

- unter Mitarbeit von Beate Redslob: *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. u. New York 2000, S. 343–361.
- Hausmann, Elisabeth: *Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen*. Eingeleitet und hg. von E.H. Mit 31 Bildern, Frankfurt/M. 1933.
- Haustein, Jens: *Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber*, in: Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen ...« *Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz*, Stuttgart u. Weimar 1994, S. 337–352.
- Heine, Thomas: *Lenz's »Waldbruder«: Inauthentic Narration as Social Criticism*, in: *German Life and Letters* 33 (1979/80), S. 183–189.
- Heinrich, Guido: *Leibhaftige Ästhetisierung und mediale Endverwertung. Die Rezeption der Kriegsliteratur Anna Louisa Karschs in Berlin, Halberstadt und Magdeburg*, in: Wolfgang Adam u. Holger Dainat (Hg.) *in Verbindung mit Ute Pott: »Krieg ist mein Lied«*. *Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien*, Göttingen 2007, S. 137–176.
- Heinrich, Tobias: *Tugendempfindsamkeit und Warencharakter. Freundschaft im 18. Jahrhundert, ihre Konzeptualisierung und ihre Ausgestaltung im gedruckten Brief*, in: Andree Michaelis-König u. Erik Schilling (Hg.): *Poetik und Praxis der Freundschaft (1800–1933)*, Heidelberg 2019, S. 23–36.
- Hellekson, Karen, u. Kristina Busse: *Introduction: Why a Fan Fiction Studies Reader Now?*, in: Dies. (Hg.): *The Fan Fiction Studies Reader*, Iowa City/IA 2014, S. 1–17.
- Hettche, Walter: *Im Hain, im Tunnel und im Teich*, in: *editio* 13 (1999), S. 98–107.
- Heumann, Konrad: *Archivierungsspuren*, in: Anne Bohnenkamp u. Waltraud Wiethölter (Hg.): *Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum*. 11. September bis 16. November 2008, Frankfurt/M. u. Basel 2008, S. 263–315.
- Hildebrandt, Annika: *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*, Berlin u. Boston 2019.
- Hildebrandt, Annika: *Beobachtete Begeisterung. Ungelehrtes Dichten und Geniekonzept im 18. Jahrhundert*, in: *DVjs* 95/1 (2021), S. 23–41.
- Hinsch, Moritz: *Die römische Komödie als historische Quelle oder Plautus' *Asinaria* und die Wirtschaft der mittleren Republik*, in: Gregor Vogt-Spira u. Bernhard Zimmermann (Hg.): *Plautus Revisited. Problemstellungen und Perspektiven der Plautusforschung*, Göttingen 2024, S. 285–321.
- Hinsch, Moritz: *Echte und falsche Griechen in Plautus' *Curculio* oder Die Hellenisierung Roms im Spiegel der Komödie*, in: Gregor Vogt-Spira u.

- Bernhard Zimmermann (Hg.): *Plautus Revisited. Problemstellungen und Perspektiven der Plautusforschung*, Göttingen 2024, S. 491–522.
- Hirsch, Arnold: *Bürgertum und Barock im deutschen Roman. Zur Entstehungsgeschichte des bürgerlichen Weltbildes*, 3. Aufl., Köln u. Wien 1979.
- Hirschfeld, Heather: *Early Modern Collaboration and Theories of Authorship*, in: *PMLA* 116/3 (2001), S. 609–622.
- Hirschi, Caspar: *The Status of Authors in the Literary Market. A Comparison of Eighteenth-century England and France*, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 36/2 (2012), S. 190–201.
- Hitzer, Bettina, u. Thomas Welskopp (Hg.): *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, Bielefeld 2010.
- Hoggart, Richard: *The Uses of Literacy. Aspects of working-class life, with special reference to publications and entertainments*, London 1957.
- Honold, Alexander: *Das Gegebene. Goethes Werther und seine Kalender-Poetik*, in: Margrit Wyder, Barbara Naumann u. Georges Felten (Hg.): *Goethe medial. Aspekte einer vieldeutigen Beziehung*, Berlin u. Boston 2021, S. 103–123.
- Huber, Martin, u. Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000.
- [Hüser, Rembert]: *We Are Family – Remix* 98. Hg. und eingeleitet von R.H., in: Jörg Schönert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart u. Weimar 2000, S. 573–599.
- Hurlebusch, Klaus: *So viel Anfang war selten. Klopstock-Studien*, Göttingen 2013.
- Hurlebusch, Rose-Maria, u. Karl Ludwig Schneider: *Die Gelehrten und die Großen. Klopstocks ›Wiener Plan‹*, in: Fritz Hartmann u. Rudolf Vierhaus (Hg.): *Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert*, Bremen u. Wolfenbüttel 1977, S. 63–96.
- Jaspers, Anke: *Anna Louisa Karsch in der DDR. Zur Ausgabe von Gerhard Wolf im Märkischen Dichtergarten*, in: Nacim Ghanbari u. Annika Hildebrandt (Hg.): *Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit (= Das achtzehnte Jahrhundert* 46/2 [2022]), S. 202–218.
- Jaumann, Herbert: *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*, Leiden u.a. 1995.
- Jenkins, Henry: *Textual Poachers. Television Fans and Participatory Culture. Updated Twentieth Anniversary Edition*, New York u. London 2013 [1992].
- Jeßing, Benedikt: *Goethe als Briefschreiber*, in: Bernd Witte et al. (Hg.): *Goethe Handbuch in vier Bänden, Bd. 3: Prosaschriften*, Stuttgart u. Weimar 2004, S. 430–473.

- Jørgensen, Sven Aage: Die »Jungen Gelehrten« von 1750, in: *Lessing Yearbook XXX* (1998), S. 11–20.
- Jost, Erdmut: Einführung: Das 18. Jahrhundert als Formierungsphase der Netzwerkgesellschaft, in: Dies. u. Daniel Fulda (Hg.): *Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung*, Halle 2012, S. 7–14.
- Jost, Erdmut: Eintrittskarte ins Netzwerk. Prolog zu einer Erforschung des Empfehlungsbriefs, in: Dies. u. Daniel Fulda (Hg.): *Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung*, Halle 2012, S. 103–143.
- Käser, Rudolf: *Die Schwierigkeit, ich zu sagen. Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des »Sturm und Drang«*. Herder – Goethe – Lenz, Bern u.a. 1987.
- Kahl, Paul: *Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition, historische Untersuchung, Kommentar*, Tübingen 2006.
- Kanzog, Klaus: *Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur*, Berlin 1991.
- Kaufmann, Ulrich: »Bitte um geschwinden aber korrekten Druck und gut Papier.« Jakob Michael Reinhold Lenz im Umgang mit seinen Verlegern und Herausgebern, in: Detlef Ignasiak u. Günter Schmidt (Hg.): *Beiträge zur Geschichte des Buchdrucks und des Buchgewerbes in Thüringen*, Jena 1997, S. 116–125.
- Kaufmann, Ulrich: »Mit Lenzen ist nichts [...], so lieb ich ihn habe.« – J.G. Herder und J.M.R. Lenz im Spiegel ihrer Briefe, in: Claus Altmayer u. Armands Gütmanis (Hg.): *Johann Gottfried Herder und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region*, Riga 1997, S. 134–149.
- Kersten, Catrin: *Freundschaft und Beratung. Studien zu ihrer historischen Semantik und literarischen Darstellung* (Gracián, Knigge, Goethe), Berlin 2013.
- Kertscher, Hans-Joachim: Vom »Nutzen der Silbenstecherei«. Bürgers Arbeiten an seiner Nachtfeier der Venus, in: *Literatur für Leser 1* (1998), S. 29–49.
- Kes, Barbara R.: *Die Rezeption der Komödien des Plautus und Terenz im 19. Jahrhundert. Theorie – Bearbeitung – Bühne*, Amsterdam 1988.
- Kienecker, Michael: Freundschaft, Strategie und »Klingelbeutel«. Buchwidmungen von Philosophen, in: Achim Stephan u. Klaus Peter Rippe (Hg.): *Ethik ohne Dogmen. Aufsätze für Günther Patzig*, Paderborn 2001, S. 9–36.
- Kitsch, Anne: »Oft ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder –«. Ästhetische Positionssuche in der Lyrik Anna Louisa Karschs (1722–1791). Mit bislang unveröffentlichten Gedichten, Würzburg 2002.
- Kittelman, Jana, u. Baptiste Baumann: Zwischen Moos und Wetterglas: Naturkundliche Interieurs und Objekte in der Literatur der deutsch-

- sprachigen Aufklärung, in: *Neohelicon. Acta comparationis litterarum universarum* 47 (2020), S. 433–454.
- Knowlton, James: *Inventing an Author. The (Self-)Constructed Authorship of Anna Louisa Karsch as Reflected in an Autobiographical Poem*, in: *Colloquia Germanica* 27/2 (1994), S. 101–121.
- Koebner, Thomas: *Lektüre in freier Landschaft. Zur Theorie des Leseverhaltens im 18. Jahrhundert*, in: *Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle Achtzehntes Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal, Heidelberg* 1977, S. 40–57.
- Köhler, Sigrid G.: *Drastische Bilder: Journalnachrichten auf der Bühne. Versklavung und Abolition als Gegenstände moderner Geschichtsreflexion in deutschsprachigen Journalen und Theaterstücken um 1800*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 49/3 (2019) (= Niels Penke u. Niels Werber [Hg.]: *Medien der Literatur*), S. 375–398.
- Kohlenbach, Michael: *Editorisches Nachwort*, in: J.M.R. Lenz: *Der Hofmeister. Synoptische Ausgabe von Handschrift und Erstdruck*. Hg. von M.K., Basel u. Frankfurt/M. 1986.
- Komlosy, Andrea: *Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive 13. bis 21. Jahrhundert*, 4., unveränderte Aufl., Wien 2015.
- Kord, Susanne: *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart u.a. 1996.
- Kord, Susanne: *Visionaries and Window Shoppers: Anna Louisa Karsch Between Bourgeois Aesthetic Theory and Lower-Class Authorship*, in: *Lessing Yearbook XXXV* (2003), S. 189–221.
- Kord, Susanne: *Publish and Perish: Women Writers Anticipate Posterity*, in: *Publications of the English Goethe Society* 76/2 (2007), S. 119–134.
- Kord, Susanne: *Writing for the Drawer: Women Writers in the Works of Women Writers*, in: Caroline Bland u. Elisa Müller-Adams (Hg.): *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780–1918*, Bielefeld 2007, S. 283–304.
- Korn, Uwe Maximilian: *Von der Textkritik zur Textologie. Geschichte der neugermanistischen Editionsphilologie bis 1970*, Heidelberg 2021.
- Korshin, Paul J.: *Types of Eighteenth-Century Literary Patronage*, in: *Eighteenth-Century Studies* 7/4 (1974), S. 453–473.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, 2., durchgesehene Aufl., München 2003.
- Krauß, Andrea: *Pendant. Zeitstruktur und Romantheorie in J.M.R. Lenz' Waldbruder-Fragment*, in: *Variations. Literaturzeitschrift der Universität Zürich* 19 (2011), S. 55–72.
- Krzywon, Ernst Josef: *Tradition und Wandel. Die Karschin in Schlesien (1722–1761)*, in: Anke Bennholdt-Thomsen u. Anita Runge (Hg.): *Anna Louisa Karsch (1722–1791). Von schlesischer Kunst und Berliner*

- »Natur«. Ergebnisse des Symposions zum 200. Todestag der Dichterin, Göttingen 1992, S. 12–56.
- Lachmann, Renate: Ebenen des Intertextualitätsbegriffs, in: Karlheinz Stierle u. Rainer Warning (Hg.): *Das Gespräch*, München 1984, S. 133–138.
- Lämmert, Eberhard: Der freie Schriftsteller als Phänotyp einer Epoche. Einführung, in: Eckart Goebel u. Ders. (Hg.): »Für viele stehen, indem man für sich steht«. Formen literarischer Selbstbehauptung in der Moderne, Berlin 2004, S. 1–8.
- Landfester, Ulrike: Durchstreichungen. Die Ordnung des Werks in Rahel Levin Varnhagens Schriften, in: Sabina Becker (Hg.): *Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext*, St. Ingbert 2001, S. 53–79.
- Ledeneva, Alena V.: *Russia's Economy of Favours. Blat, Networking and Informal Exchange*, Cambridge/UK 1998.
- Leibetseder, Mathis: »Beförderer dieses Werkes«. Die Käufer und Leser von *Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen* (1781–1784), in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), S. 11–28.
- Leibetseder, Mathis: In der Hand des Herrschers. Adlige Pagen und fürstliche Patronage um 1600, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 34/1 (2007), S. 609–628.
- Leibetseder, Mathis: Subskribieren und Publizieren als gesellschaftlich verpflichtende Gaben? Von den Spuren eines personalen Netzwerkes in einer Serienpublikation des späten 18. Jahrhunderts, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 31/1 (2007), S. 31–41.
- Leiner, Wolfgang: *Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)*, Heidelberg 1965.
- Lüchow, Annette: »Die heilige Cohorte«. Klopstock und der Göttinger Hainbund, in: Kevin Hilliard u. Katrin Kohl (Hg.): *Klopstock an der Grenze der Epochen (mit Klopstock-Bibliographie 1972–1992 von Helmut Riege)*, Berlin u. New York 1995, S. 152–220.
- Lüdemann, Susanne: *Jacques Derrida zur Einführung*, 3., unveränderte Aufl., Hamburg 2017.
- Lundgreen, Peter (Hg.): *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997)*, Göttingen 2000.
- Luserke, Matthias: *Der junge Goethe. »Ich weis nicht warum ich Narr soviel schreibe«*, Göttingen 1999.
- Mallinckrodt, Rebekka von: Verhandelte (Un-)Freiheit. Sklaverei, Leibeigenschaft und innereuropäischer Wissenstransfer am Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43/3 (2017), S. 347–380.
- Mallinckrodt, Rebekka von: Verschleppte Kinder im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und die Grenzen transkultureller Mehrfach-

- zugehörigkeit, in: Dagmar Freist, Sabine Kyora u. Melanie Unseld (Hg.): *Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen. Räume – Materialitäten – Erinnerungen*, Bielefeld 2019, S. 15–37.
- Mallinckrodt, Rebekka von: *Slavery and the Law in Eighteenth-Century Germany*, in: Dies., Josef Köstlbauer u. Sarah Lentz (Hg.): *Beyond Exceptionalism. Traces of Slavery and the Slave Trade in Early Modern Germany, 1650–1850*, Berlin u. Boston 2021, S. 137–162.
- Mandelkow, Karl Robert: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Hg., eingeleitet und kommentiert von K.R.M., Bd. 1: 1773–1832, München 1975.
- Manger, Klaus, u. Ute Pott (Hg.): *Rituale der Freundschaft*, Heidelberg 2006.
- Martens, Gunter: *Das Werk als Grenze. Ein Versuch zur terminologischen Bestimmung eines editorischen Begriffs*, in: *editio* 18 (2004), S. 175–186.
- Martens, Wolfgang: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968.
- Martinson, Steven D.: *Friedrich Schiller's Preservation of the Work of J.M.R. Lenz*, in: William Collins Donahue u. Scott Denham (Hg.): *History and Literature. Essays in Honor of Karl S. Guthke*, Tübingen 2000, S. 319–326.
- Martus, Steffen: *Die Entstehung von Tiefsinn im 18. Jahrhundert. Zur Temporalisierung der Poesie in der Verbesserungsästhetik bei Hagedorn, Gellert und Wieland*, in: *DVjs* 74/1 (2000), S. 27–43.
- Martus, Steffen: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*, Berlin u. New York 2007.
- Martus, Steffen: *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild*, Berlin 2015.
- Mauss, Marcel: *Soziologie und Anthropologie 2: Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellung, Körpertechniken, Begriff der Person*, München u. Wien 1975.
- Maye, Harun: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*, Zürich 2019.
- Maye, Harun: *Die Grenzobjekte der Literaturwissenschaft. »Unveränderlich mobile Elemente« in einer literaturwissenschaftlichen Netzwerkanalyse*, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 29/1 (2019), S. 47–64.
- Maza, Sarah C.: *Servants and Masters in Eighteenth-Century France. The Uses of Loyalty*, Princeton/NJ 1983.
- Meyer, Eva: *Die Autobiographie der Schrift*, Basel u. Frankfurt/M. 1989.
- Meyer-Krentler, Eckhardt: *Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*, München 1984.

- Mijnhardt, Wijnand W.: From Private to Public: Bookseller Records and the Changing Perspectives on the Library 1650–1850, in: Hans Erich Bödeker u. Anne Saada (Hg.): *Bibliothek als Archiv*, Göttingen 2007, S. 259–280.
- Miller, Edwin Haviland: *The Professional Writer in Elizabethan England. A Study of Nondramatic Literature*, Cambridge/MA 1959.
- Mix, York-Gothart, u. Carlos Spoerhase: Die Genese eines Markts der Kreativen? Einleitende Fragestellungen [Themenschwerpunkt: Schöpferischer Wettbewerb? Ästhetische und kommerzielle Konkurrenz in den schönen Wissenschaften], in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 36/2 (2012), S. 179–189.
- Möller, Horst: *Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*, Berlin 1974.
- Moretti, Franco: The Slaughterhouse of Literature, in: *Modern Language Quarterly* 61/1 (2000), S. 207–227.
- Mücke, Dorothea E. von: *The Practices of the Enlightenment. Aesthetics, Authorship, and the Public*, New York 2015.
- Mulsow, Martin: *Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus, studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740–1745*, Göttingen 2007.
- Mulsow, Martin: Von der Tischgesellschaft zum Oberseminar. Zur historischen Anthropologie mündlicher Wissenschaftskommunikation, in: Ders.: *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart u. Weimar 2007, S. 121–142.
- Nickisch, Reinhard M.G.: *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800)*, Göttingen 1969.
- Nickisch, Reinhard M.G.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung, in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (1976), S. 29–65.
- Nickisch, Reinhard M.G.: Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, München 1988, S. 389–409.
- Nörtemann, Regina: Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese, in: Angelika Ebrecht, Dies. u. Herta Schwarz (Hg.) unter Mitarbeit von Gudrun Kohn-Waechter u. Ute Pott: *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart 1990, S. 211–224.
- Nörtemann, Regina: Nachwort, in: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hg. von R.N., 2 Bde. [Bd. 2 hg. von Ute Pott], Bd. 2, Göttingen 1996, S. 523–555.

- Nörtemann, Regina: Nachwort, in: Anna Louisa Karsch: Die Sapphischen Lieder. *Liebesgedichte*. Hg. von R.N., Göttingen 2009, S. 265–310.
- Nutt-Kofoth, Rüdiger: Variante, Lesart, Korrektur oder Änderung? Zur Terminologie und Editionspraxis in der Neugermanistik, in: Bodo Plachta u. H.T.M. van Vliet (Hg.): *Perspectives of Scholarly Editing – Perspektiven der Textedition*, Berlin 2002, S. 29–45.
- Nutt-Kofoth, Rüdiger, u. Bodo Plachta (Hg.): *Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editions-geschichte*, Tübingen 2005.
- Nutt-Kofoth, Rüdiger: Zwischen Autorstreichung und Fremdstreichung. Zum Problem des Schreibens in Alternativen bei Annette von Droste-Hülshoff – mit allgemeinen Überlegungen zur Systematisierung der »Streichung«, in: Lucas Marco Gisi, Hubert Thüning u. Irmgard M. Wirtz (Hg.): *Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität*, Göttingen u. Zürich 2011, S. 111–130.
- Oellers, Norbert: Wie sollten Briefwechsel ediert werden?, in: Lothar Bluhm u. Andreas Meier (Hg.): *Der Brief in Klassik und Romantik. Aktuelle Probleme der Briefedition*, Würzburg 1993, S. 1–12.
- Pape, Helmut: *Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Friedrich Gottlieb Klopstocks* [Diss. Univ. Bonn 1962].
- Pape, Helmut: *Klopstocks Autorenhonorare und Selbstverlagsgewinne*, Frankfurt/M. 1969.
- Peiter, Anne D.: Briefe, in: Julia Freytag, Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): *J.M.R.-Lenz-Handbuch*, Berlin u. Boston 2017, S. 242–257.
- Peters, John Durham, u. Peter Simonson (Hg.): *Mass Communication and American Social Thought. Key Texts, 1919–1968*, Lanham u.a. 2004.
- Peterson, Linda H.: *Becoming a Woman of Letters. Myths of Authorship and Facts of the Victorian Market*, Princeton/NJ u. Oxford 2009.
- Pietsch, Yvonne: Bettina von Arnim als Nutzerin der Familienbibliothek. Spurensuche einer weiblichen Lese- und Sammelleidenschaft, in: Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner u. Ulrike Trenkmann (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, Göttingen 2018, S. 50–61.
- Plachta, Bodo (Hg.): *Literarische Zusammenarbeit*, Tübingen 2001.
- Plessner, Helmuth: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Stuttgart 1959.
- Polaschegg, Andrea: Der unterschlagene Anfang des dramatischen Modus. Doppelte dissimulatio in Briefroman und bürgerlichem Trauerspiel, in: Claude Haas u. Dies. (Hg.): *Der Einsatz des Dramas. Dramenanfänge, Wissenschaftspoetik und Gattungspolitik*, Freiburg/Br., Berlin u. Wien 2012, S. 189–213.
- Pott, Ute: *Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Mit einem Anhang bislang*

- ungedruckter Briefe aus der Korrespondenz zwischen Gleim und Caroline Luise von Klencke, Göttingen 1998.
- Pott, Ute: Johann Wilhelm Ludwig Gleims Archiv der Freundschaft, in: Klaus Manger u. Dies. (Hg.): *Rituale der Freundschaft*, Heidelberg 2006, S. 233–245.
- Pott, Ute: Nachwort, in: Anna Louisa Karsch: *Briefe und Gedichte*. Hg. von Claudia Brandt u. Dies., Göttingen 2022, S. 239–265.
- Pott, Ute (Hg.): *Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk*, Göttingen 2022.
- Pott, Ute: »So bekannt der Name der Dichterin Karschin ist ...«. *Werk und Leben von Anna Louisa Karsch in Publikationen ihrer Tochter Caroline Luise von Klencke und ihrer Enkelin Helmina von Chézy*, in: Nacim Ghanbari u. Annika Hildebrandt (Hg.): *Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit (= Das achtzehnte Jahrhundert 46/2 [2022])*, S. 189–201.
- Raabe, Paul: *Der Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland*, in: Giles Barber u. Bernhard Fabian (Hg.): *Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. The Book and the Book Trade in Eighteenth-Century Europe*, Hamburg 1981, S. 271–291.
- Raabe, Paul: *Tradition und Innovation. Studien und Anmerkungen zur Bibliotheksgeschichte*, Frankfurt/M. 2013.
- Ramtke, Nora: *Anonymität – Onymität. Autorname und Autorschaft in Wilhelm Meisters ›doppelten Wanderjahren‹*, Heidelberg 2016.
- Ramtke, Nora: *Allographe Fortsetzungen als prätendierte Werkeinheiten*, in: Lutz Danneberg, Annette Gilbert u. Carlos Spoerhase (Hg.): *Das Werk. Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, Berlin u. Boston 2019, S. 303–326.
- Reißmann, Wolfgang et al.: *Fan (Fiction) Acting on Media and the Politics of Appropriation*, in: *Media and Communication* 5/3 (2017), S. 15–27.
- Reißmann, Wolfgang, Nadine Klass u. Dagmar Hoffmann: *Fan Fiction, Urheberrecht und Empirical Legal Studies*, in: *POP. Kultur und Kritik* 6/1 (2017), S. 156–172.
- Renner, Ursula: *Vom Lesen erzählen. Anton Reisers Initiation in die Bücherwelt*, in: Roland Borgards u. Johannes Friedrich Lehmann (Hg.): *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse*, Würzburg 2002, S. 131–160.
- Reuß, Roland: ~~Lesen, was gestrichen wurde~~. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe, in: *Franz Kafka: Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte. Einleitung*. Hg. von R.R. u. Peter Staengle, Basel u. Frankfurt/M. 1995, S. 9–24.
- Richlin, Amy: *Slave Theater in the Roman Republic. Plautus and Popular Comedy*, Cambridge/UK 2017.

- Ridder-Symoens, Hilde de: Organisation und Ausstattung, in: Walter Rüegg (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 2: Von der Reformation bis zur Französischen Revolution 1500–1800, München 1996, S. 139–179.
- Riesche, Barbara: *Schöne Mohrinnen, edle Sklaven, schwarze Rächer. Schwarzendarstellung und Sklavereithematik im deutschen Unterhaltungstheater (1770–1814)*, Hannover 2010.
- Robinson, F.J.G., u. P.J. Wallis: *Book Subscription Lists. A Revised Guide*, Newcastle upon Tyne 1975.
- Rohmann, Ivonne: Aspekte der Erschließung und Rekonstruktion nachgelassener Privatbibliotheken am Beispiel der Büchersammlungen Herders, Wielands, Schillers und Goethes, in: Michael Knoche (Hg.): *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung (= Bibliothek und Wissenschaft 48)*, Wiesbaden 2015, S. 17–59.
- Roloff, Hans-Gert: Die Rezeption der *Palliatia* in Deutschland um 1500, in: Alfred Noe u. Ders. (Hg.): *Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) II (= Jahrbuch für Internationale Germanistik 116)*, Bern u. a. 2014, S. 9–41.
- Rosanow, Matvej N.: *Jakob M.R. Lenz der Dichter der Sturm- und Drangperiode. Sein Leben und seine Werke. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Uebersetzung. Deutsch von C. von Gütschow*, Leipzig 1909.
- Rose, Dirk: *Conduite und Text. Paradigmen eines galanten Literaturmodells im Werk von Christian Friedrich Hunold (Menantes)*, Berlin u. Boston 2012.
- Rothe, Arnold: Wandlungen des Widmungsrituals, in: Wilfried Floeck, Dieter Steland u. Horst Turk (Hg.): *Formen innerliterarischer Rezeption*, Wiesbaden 1987, S. 7–20.
- Rothstein, Eric: »Ideal Presence« and the »Non Finito« in Eighteenth-Century Aesthetics, in: *Eighteenth-Century Studies* 9/3 (1976), S. 307–332.
- Russ, Joanna: *Pornography by women, for women, with love*, in: Dies.: *Magic Mommas, Trembling Sisters, Puritans and Perverts: Feminist Essays*, Trumansburg/NY 1985, S. 79–99.
- Saller, Richard P.: *Personal Patronage under the Early Empire*, Cambridge/UK u. a. 1982.
- Schäfer, Sabine: Zur Erschließung der Registratur der bei Goethe eingegangenen Briefe, in: Karl-Heinz Hahn (Hg.): *Im Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte*, Weimar 1991, S. 85–107.
- Schaffers, Uta: *Auf überlebtes Elend blick ich nieder. Anna Louisa Karsch – Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen*, Göttingen 1997.

- Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910, München 1977 [1970].
- Scherer, Wilhelm: Poetik, Berlin 1888.
- Schings, Hans-Jürgen (Hg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992, Stuttgart u. Weimar 1994.
- Schlaffer, Hannelore: Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Luise Karsch (1722–1791). Ein Porträt, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): Deutsche Literatur von Frauen, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, München 1988, S. 313–324.
- Schlögl, Rudolf: Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, Konstanz 2014.
- Schmalhaus, Stefan: Literarische Anspielungen als Darstellungsprinzip. Studien zur Schreibmethodik von Jakob Michael Reinhold Lenz, Münster u. a. 1994.
- Schmidt, Erich: Lenzianna, in: Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 16 (1901), S. 979–1017.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2013.
- Schöne, Albrecht: Der Briefschreiber Goethe, München 2015.
- Schönert, Jörg: Literarische Exerzitien der Selbstdisziplinierung. »Das Tagebuch« im Kontext der Straßburger Prosa-Schriften von J.M.R. Lenz, in: Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen ...« Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz, Stuttgart u. Weimar 1994, S. 309–324.
- Scholz, Rüdiger: Eine längst fällige historisch-kritische Gesamtausgabe: Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990), S. 195–229.
- Schüttpelz, Erhard: Körpertechniken, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 1 (2010), S. 101–120.
- Schüttpelz, Erhard, u. Sebastian Gießmann: Medien der Kooperation. Überlegungen zum Forschungsstand, in: Navigationen – Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften 15/1 (2015), S. 7–55.
- Schwinger, Richard: Friedrich Nicolais Roman »Sebaldus Nothanker«. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, Weimar 1897.
- Segebrecht, Wulf: Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik, Stuttgart 1977.
- Selwyn, Pamela E.: Everyday Life in the German Book Trade. Friedrich Nicolai as Bookseller and Publisher in the Age of Enlightenment, 1750–1810, University Park/PA 2000.
- Serres, Michel: Der Parasit, Frankfurt/M. 1981 [frz. Orig. 1980].
- Sina, Kai, u. Carlos Spoerhase (Hg.): Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie. 1750–2000, Göttingen 2017.

- Sittel, Angela: Jakob Michael Reinhold Lenz' produktive Rezeption von Plautus' Komödien, Frankfurt/M. u.a. 1999.
- Sørensen, Bengt Algot: Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert, München 1984.
- Spoerhase, Carlos: Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen, in: *Scientia Poetica* 11 (2007), S. 276–344.
- Spoerhase, Carlos: Empfindsame Lyrik im Medium des modernen Manuskriptbuchs. Das »Silberne Buch« von Caroline Flachsland und Johann Gottfried Herder, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 69 (2014), S. 59–75.
- Spoerhase, Carlos: »Manuscript für Freunde«. Die materielle Textualität literarischer Netzwerke, 1760–1830 (Gleim, Klopstock, Lavater, Fichte, Reinhold, Goethe), in: *DVjs* 88/2 (2014), S. 172–205.
- Spoerhase, Carlos: Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830, Göttingen 2018.
- Spoerhase, Carlos, u. Steffen Martus: Die Quellen der Praxis. Probleme einer historischen Praxeologie der Philologie. Einleitung, in: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 23/2 (2013), S. 221–225.
- Spoerhase, Carlos, u. Erika Thomalla (Hg.): Werke in Netzwerken. Kollaborative Autorschaft und literarische Kooperation im 18. Jahrhundert (= Themenschwerpunkt der *ZfdPh* 139/2 [2020]).
- Spranger, Peter P.: Historische Untersuchungen zu den Sklavenfiguren des Plautus und Terenz, 2., durchgesehene und erweiterte Aufl., Stuttgart 1984.
- Stanitzek, Georg: Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert, Tübingen 1989.
- Stanitzek, Georg: Starke Sozialgeschichte [Rezension über: Stefan Nienhaus: *Geschichte der deutschen Tischgesellschaft*, Tübingen 2003], in: *IASLonline*, 14. November 2006.
- Stanitzek, Georg: »Amicitia aut pares invenit, aut facit«. Begriffe und Praktiken der Freundschaft im 18. Jahrhundert. Einleitung, in: Ders. (Hg.): *Semantik und Praktiken der Freundschaft im 18. Jahrhundert*, Hannover 2022, S. 7–22.
- Stanitzek, Georg: Freundschaft und Publikation: Praktiken literarischer Kooperation, in: Ders. (Hg.): *Semantik und Praktiken der Freundschaft im 18. Jahrhundert*, Hannover 2022, S. 83–96.
- Stephan, Inge: »Meteore« und »Sterne«. Zur Textkonkurrenz zwischen Lenz und Goethe, in: *Lenz-Jahrbuch* 5 (1995), S. 22–43.
- Stillinger, Jack: *Multiple Authorship and the Myth of Solitary Genius*, New York 1991.
- Stockhammer, Robert: Zur Politik des Herz(ens): J.M.R. Lenz' »misreadings« von Goethes *Werther*, in: David Hill (Hg.): *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*, Opladen 1994, S. 129–139.

- Stockhorst, Stefanie: Doing Enlightenment. Forschungsprogrammatische Überlegungen zur ›Aufklärung‹ als kultureller Praxis, in: Das achtzehnte Jahrhundert 42/1 (2018), S. 11–29.
- Stockhorst, Stefanie: Panegyrik und Post-Patronage. Gelegenheitslyrik im 21. Jahrhundert am Beispiel der Auftragsdichtungen zur Frankfurter Buchmesse im Jahr 2008, in: Johannes Franzen u. Christian Meierhofer (Hg.): Gelegenheitslyrik in der Moderne. Tradition und Transformation einer Gattung, Bern u.a. 2022, S. 311–337.
- Stört, Diana: Form und Funktion der handschriftlichen Widmung im 18. Jahrhundert. Am Beispiel der Gleimbibliothek zu Halberstadt, Saarbrücken 2015.
- Stolleis, Michael: Untertan – Bürger – Staatsbürger. Bemerkungen zur juristischen Terminologie im späten 18. Jahrhundert, in: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg 1981, S. 65–100.
- Stolpe, Heinz: Die Handbibliothek Johann Gottfried Herders – Instrumentarium eines Aufklärers, in: Weimarer Beiträge 12 (1966), S. 1011–1039.
- Stuber, Martin, Stefan Hächler u. Luc Lienhard (Hg.): Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung, Basel 2005.
- Stüssel, Kerstin: Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Tübingen 1993.
- Sulzer, Johann Georg: Dichtung und Literaturkritik. Hg. von Annika Hildebrandt u. Steffen Martus, Basel 2020, S. 429–442.
- Tenger, Zeynep, u. Paul Trolander: From Print versus Manuscript to Sociable Authorship and Mixed Media: A Review of Trends in the Scholarship of Early Modern Publication, in: Literature Compass 7/11 (2010), S. 1035–1048.
- Terkessidis, Mark: Kollaboration, Berlin 2015.
- Thomalla, Erika: Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains, Göttingen 2018.
- Thomalla, Erika: Anwälte des Autors. Zur Geschichte der Herausgeber-schaft im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 2020.
- Thomalla, Erika: Sendeschluss. Freundschaften beenden im 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 64 (2020), S. 115–132.
- Tieck, Ludwig: Einleitung, in: Gesammelte Schriften, von J.M.R. Lenz. Hg. von L.T., Bd. 1, Berlin 1828, S. i–cxxxix.
- Toepfer, Regina: Translationsanthropologie. Philologische Übersetzungsforschung als Kulturwissenschaft. Mit einer exemplarischen Analyse der ersten deutschen *Odyssee* von Simon Schaidenreisser (1537/38), Hannover 2022.

- Tommek, Heribert: J.M.R. Lenz. Sozioanalyse einer literarischen Laufbahn, Heidelberg 2003.
- Trolander, Paul, u. Zeynep Tenger: *Sociable Criticism in England 1625–1725*, Newark/DE 2007.
- Trunz, Erich: Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: *Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts* 21/1 (1931), S. 17–53.
- Twellmann, Marcus: Klerikalmoden. Historische Dogmenkritik in Friedrich Nicolais *Sebaldus Nothanker*, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 33/1 (2009), S. 60–78.
- Ungern-Sternberg, Wolfgang von: Schriftsteller und literarischer Markt, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. von Rolf Grimminger, Bd. 3: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*, 2., durchgesehene Aufl., München 1984, S. 133–185.
- Unglaub, Erich: »Das mit Fingern deutende Publicum«. Das Bild des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz in der literarischen Öffentlichkeit 1770–1814, Frankfurt/M. u. Bern 1983.
- Utsch, Lisa: *Die März Akten. Praktiken von Literaturakteuren um 1968* [Diss. Univ. Bonn 2021].
- Vanek, Klara: *Ars corrigendi* in der frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte der Textkritik, Berlin u. New York 2007.
- Vellusig, Robert: Mimesis von Mündlichkeit. Zum Stilwandel des Briefes im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit der Schrift, in: Theo Elm (Hg.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*, Freiburg/Br. 1991, S. 70–92.
- Verba, Joan Marie: *Boldly Writing. A Trekker Fan and Zine History 1967–1987*, 2. Aufl., Minnetonka/MN 2003 [1996].
- Vierhaus, Rudolf (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*, Heidelberg 1981.
- Vogel, Juliane: »Who's there?«. Zur Krisenstruktur des Auftritts in Drama und Theater, in: Dies. u. Christopher Wild (Hg.): *Auftreten. Wege auf die Bühne*, Berlin 2014, S. 22–37.
- Vogel, Martin: Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 19 (1978), Sp. 2–190.
- Vogt-Spira, Gregor: Stichus oder Ein Parasit wird Hauptperson, in: Eckard Lefèvre, Ekkehard Stärk u. Ders.: *Plautus barbarus. Sechs Kapitel zur Originalität des Plautus*, Tübingen 1991, S. 163–174.
- Wagenknecht, Christian: Widmung, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, Berlin u. New York 2003, S. 842–845.

- Waldberg, Max von: [Einleitung], in: J.M.R. Lenz: Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg, Berlin 1882, S. 1–51.
- Wappler, Gerlinde: »Sie sind ein ungestümer Freund«. Menschen um Gleim I, mit einem Beitrag von David Lee zu Karl Wilhelm Ramler, Oschersleben 1998.
- Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter, Köln, Weimar u. Wien 2000.
- Weiß, Christoph: »Waldbruder«-Fragments. Über einige bislang ungedruckte Entwürfe zu J.M.R. Lenz' Briefroman »Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden«, in: Lenz-Jahrbuch 3 (1993), S. 87–98.
- Weitin, Thomas: Tagebuch und Personalausweis. Zur Codierung von Individualität im »Anton Reiser«, in: ZfdPh 125/4 (2006), S. 481–498.
- Wellmon, Chad, u. Andrew Piper: Publication, Power, and Patronage: On Inequality and Academic Publishing, in: *Critical Inquiry* (2017) [Online-Ausgabe].
- Werber, Niels: Evolution literarischer Kommunikation statt Sozialgeschichte der Literatur, in: Weimarer Beiträge 41/3 (1995), S. 427–444.
- Wessels, Antje: Blendender Auftritt. Zur Eingangsszene in Plautus' *Miles Gloriosus*, in: Juliane Vogel u. Christopher Wild (Hg.): Auftreten. Wege auf die Bühne, Berlin 2014, S. 79–92.
- West, Candace, u. Don H. Zimmerman: Doing Gender, in: *Gender and Society* 1/2 (1987), S. 125–151.
- Whyte, William H.: Herr und Opfer der Organisation, Düsseldorf 1958 [engl. Orig. 1956].
- Whyte, William H.: The Organization Man. Foreword by Joseph Nocera, Philadelphia/PA 2002 [1956].
- Wilson, W. Daniel: Lenz und Goethe, in: Julia Freytag, Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter (Hg.): J.M.R.-Lenz-Handbuch, Berlin u. Boston 2017, S. 387–393.
- Wittler, Kathrin: Von Autorschaft, Freundschaft und anderen Hasardspielen. *Mendelssohns Zueignung seiner Philosophischen Schriften (1761) an Lessing*, in: Lessing Yearbook/Jahrbuch XLV (2018), S. 7–27.
- Wittmann, Reinhard: Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse als lesersociologische Quellen, in: Herbert G. Göpfert (Hg.): Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 13. und 14. Mai 1976, Hamburg 1977, S. 125–159.
- Wittmann, Reinhard: Geschichte des deutschen Buchhandels, 4., aktualisierte und erweiterte Aufl., München 2019 [1991].
- [Wolff, KD, u. Roland Reuß]: Gespräch über die Anfänge der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, Wolfram Groddeck und die politisch-kulturellen Be-

- dingungen für historisch-kritische Ausgaben. KD Wolff (Frankfurt am Main) und Roland Reuß (Heidelberg), in: Felix Christen, Thomas Forrer, Martin Stingelin u. Hubert Thüring (Hg.): *Der Witz der Philologie. Rhetorik – Poetik – Edition*, Frankfurt/M. u. Basel 2014, S. 354–371.
- Wurst, Karin A.: Überlegungen zur ästhetischen Struktur von J.M.R. Lenz' *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden*, in: *Neophilologus* 74/1 (1990), S. 70–86.
- Yos, Roman: *Der junge Habermas. Eine ideengeschichtliche Untersuchung seines frühen Denkens 1952–1962*, Berlin 2019.
- Zaehle, Barbara: *Knigges Umgang mit Menschen und seine Vorläufer. Ein Beitrag zur Geschichte der Gesellschaftsethik*, Heidelberg 1933.
- Zanetti, Sandro (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin 2012.
- Zedelmaier, Helmut: *Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit*, in: Ders. u. Martin Mulsow (Hg.): *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2001, S. 11–30.
- Zedelmaier, Helmut, u. Martin Mulsow (Hg.): *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2001.

Dank

Dieses Buch hat eine lange Reise hinter sich. Ich schätze mich glücklich, die Möglichkeit gehabt zu haben, einzelne Lektüren und Zwischenergebnisse in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen zu diskutieren.

Dank Georg Stanitzek konnte ich mich als Habilitandin dem literarischen 18. Jahrhundert mit all seinem Reichtum widmen. Unser gemeinsames Teilprojekt im SFB 1187 *Medien der Kooperation* war in methodologischer Hinsicht sehr wichtig für mich. Ich danke Moritz Ahrens, Gesa Frömming und Nadja Reinhard für die Teamarbeit und die gemeinsamen Veranstaltungen.

David Wellbery danke ich für die Einladung nach Chicago und die Einwände gegen die Literatursoziologie. Heinrich Bosse danke ich für das Gespräch, das wir im Band *Bildungsrevolution* veröffentlichen konnten. Für die Aufnahme in das Feodor-Lynen-Programm, das mich an die University of Chicago führte, danke ich der Alexander von Humboldt-Stiftung. Dem *IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz* in Wien verdanke ich die europäische Sicht auf das 18. Jahrhundert.

Für die freundliche Einladung an das German Department in Princeton danke ich Nikolaus Wegmann. Barbara Nagel und Daniel Hoffman-Schwartz danke ich für ihre Gastfreundschaft.

Die Studierenden in Siegen und Karlsruhe sowie die Doktorand*innen in Princeton haben sich freundlicherweise mit mir gemeinsam den Plautus-Bearbeitungen von Lenz gewidmet.

Für ihre Rückmeldungen zu Textentwürfen danke ich Eva Blome, Nora Manz und Anton Tantner.

Elisabeth Flucher danke ich für unsere Gespräche und ihre Einschätzung der ersten Fassung des Textes. Isabel Pelzel danke ich ebenfalls für das Gegenlesen. Birgit Berger-Bedarff und Monika Traut sind immer eine große Unterstützung vor dem Abschluss von Projekten, weshalb ich ihnen ebenfalls danken möchte.

An die Reisen nach Halberstadt ins Gleimhaus denke ich sehr gern zurück. Ute Pott danke ich für die großzügige Führung durch das Archiv und ihren fachlichen Rat. Das Wissen um die gemeinsame Begeisterung für Madame Karschin hat mich in den letzten Jahren sehr motiviert. Annika Hildebrandt danke ich für die intensive Arbeitsphase

rund um unser Projekt *Anna Louisa Karsch: Edition und Öffentlichkeit* und die Tagung, die wir zu dritt – zusammen mit Ute Pott – im Gleimhaus ausrichten konnten.

Ulrich Breuer, Eva Geulen und Stefanie Stockhorst danke ich für ihre Bereitschaft, das Manuskript zu begutachten, sowie für ihre Anregungen und kritischen Anmerkungen. Anna-Theresa Kölczer vom Wallstein Verlag danke ich für ihre aufmerksame Betreuung der Publikation.

Mein herzlichster Dank gilt meinen langjährigen Beta-Leser*innen Andreas Langensiepen, Jeannie Moser und Simone Warta.

Köln und Siegen, im März 2024

Register

I Sachregister

- Abhängigkeit, abhängig 20, 26,
32f., 35, 41, 44, 53, 54, 98, 193,
195, 204
- Adel, adlig, aristokratisch 15, 36,
50, 53, 54, 55, 58, 87, 95, 119,
124, 159, 161–163, 165f., 168
- Adressat 10, 61, 66, 74, 88, 105,
143
- Ästhetik, ästhetisch 12, 15, 20, 91,
115, 117f., 206, 208f., 236, 240,
246, 248f., 251, 253, 256, 261,
264
- Autonomieästhetik 236, 243,
267
- Produktionsästhetik 14, 98,
228, 249, 260
- Allgemeingut 262, 269, 271
- allograf/autograf 259–261
- Alltag, alltäglich 7, 24, 27, 38f.,
45, 46, 47, 50, 54–57, 106–108,
111, 114, 138, 140, 142, 148, 158,
174
- Ambition 55, 253
- Aneignung 191, 238, 259, 262
- Anmerkung s. Verbesserung
- Anonymität, anonym, Anonymi-
sierung 168, 178f., 247f.
- Anrede 61f., 65, 68, 75, 89, 105,
107, 163, 230
- Antichambre 72, 75
- Antike, römische 185, 191, 194,
201, 203, 209, 218
- Antiqua 68, 167
- Anwerbung, Anwerbungsschreiben
7, 67–70, 164, 169, 175
- Anwesende, Anwesenheit 57, 71,
73
- Arbeit 15, 28f., 39, 43–45, 48f.,
53–55, 85, 104, 106, 126, 137,
140, 143, 148f., 157, 162, 171,
180, 243
- Arbeitsteilung 170, 175f.
- Archiv, Archivar, Archivarin,
Archivierung 11, 104, 119, 160,
189
- Armut 107, 111, 194, 196
- Aufklärung 33, 53, 232f., 237
- Aufklärungsforschung 10, 18,
48, 141, 147, 148
- Aufnahme 24, 45, 51, 62, 81, 91,
97, 119, 144, 148, 150
- aufrechtig 38, 83, 99, 101, 185
- Auftritt 12, 13, 18, 32, 92, 101,
192f., 195f., 200, 217
- aufwarten, Aufwartungsschreiben
77
- Außenseiter 217
- Austausch s. Tausch
- Autobiografie, autobiografisch s.a.
Selbstzeugnis 46, 60, 96, 100f.,
154, 189, 212
- Autodidaxe, autodidaktisch 47, 117
- Autor vs. Text 8
- Autorschaft 7, 12, 79, 85f., 96,
100, 162, 176, 185, 219, 226, 230,
249, 270

- Begabung s. Talent
- Beistand s. Unterstützung
- Bescheidenheitstopos 109, 236
- Beschützer s. Patron, Patronin
- besoldet, Besoldung 29, 53
- Bibliothek s.a. Gelehrtenbibliothek
u. Raum 13, 49f., 71, 104,
150–159, 165, 166, 167, 234
– Bibliotheksnutzung 71, 153f.,
158
– Privatbibliothek 150, 151, 152
- Bildung 36, 42, 47, 90, 113, 115,
148, 152–155, 157, 158f., 233
- Bitte um Kritik 74f., 83, 90, 174f.,
183
- Bittschreiben 8, 66, 69, 77
- Brief (als Forschungsgegenstand)
8–12, 64, 71f., 75f., 86, 91f.
– »Frauenbrief« 86
– freundschaftlicher Brief 10, 83,
125, 247
– natürlicher Brief 70f.
- Briefe
– archivieren, aufbewahren
8, 11f., 19, 252
– sammeln 8, 104
– vernichten 11, 79
- Briefkunst 71, 87, 98
- Briefmuster, Briefschema 64–66
- Briefnetzwerk 9, 189, 255
- Briefroman 86, 241, 244–246,
251f., 256, 265
- Briefsteller, briefstellerisch
7, 43, 60, 63–65, 67–70, 75f., 84,
88, 90, 92, 140
- Briefwechsel s. Korrespondenz
- Buch 11, 17, 42, 51, 114–116,
123, 135, 138, 142, 149–151, 152,
154, 156–159, 167, 168, 179, 203,
230–234, 236f., 257, 268, 270
– Buchhandel u. -markt 49f.,
161, 167, 172f., 179, 233, 258,
265, 270
– Buchlektüre 142, 224, 254
– Buchpate 163, 165
- Bühne 13, 19, 97, 177, 195, 197,
199, 201, 203f., 206, 210, 212f.,
217, 236
- Bürger, Bürgertum, bürgerlich
19, 20, 30, 35, 46, 51, 53, 63, 139,
142–147, 166, 168, 175, 200, 212
- Charakter 13, 21, 205, 208,
218f., 221–224, 227f., 230, 234,
238, 247, 249, 256, 259, 262f.,
269–271
- Chrie s. Briefmuster
- Cicisbeo 245
- Community 221f., 265
critique génétique 186
- Dank/Undank, dankbar/undankbar
32, 35f., 95
- Dedikation s.a. Zueignung 161,
162f., 164
- Dialog, dialogisch, Dialogizität
8–10, 13, 71, 108, 189, 199, 203,
212, 216, 225
- direkt/indirekt 58, 60, 66f., 72,
75, 80, 88, 105f., 230, 235, 242,
245
- Distanz, Distanzierung 63, 80f.,
90, 93, 117, 119, 238
– Selbstdistanzierung 118
- Dritte 7, 75, 80, 85, 122, 215, 235,
246
- Drucke 83, 96, 119, 175
– Manuskriptdruck 178f.
– Privatdruck 179
- Dyade 85, 91
- Editionsgeschichte 8, 178, 239
- Einsamkeit 142
- Emanzipation 15, 23, 63, 71, 172,
255

- Empfehlung, empfehlen, Empfehlungsbrief u. -schreiben s.a. »Recommendation« 24, 32–34, 41–43, 47, 50f., 53, 55, 59, 66, 71f., 74, 76–80, 82, 89, 91f., 102, 113, 119, 150, 152f., 161f., 170f., 184, 202, 205, 214, 236f., 241, 254f.
- Empfindsamkeit, empfindsam 33, 85, 98, 175, 207f., 232f., 241, 251
- Enzyklopädie 26f., 32, 37, 41
- Epistolografie, epistolografisch, epistolare Ordnung 63f., 252
- Erinnerung s. Verbesserung
- Erlaubnis 72f., 77, 151, 163, 258, 261
- Erzählhaltung 263
- Essen s.a. Freitisch 196, 199, 217
- Face-to-Face-Interaktion 57
- Factotum 41
- Familie 9, 49, 54, 58, 59, 85, 118, 141, 159, 193, 225
- Famulus 156–158
- Fan 219, 226–228, 230, 269
- Fanzine 220, 221f., 225
- Favorit s. Liebling
- Feile, feilen 117f., 125, 181
- Förderer s. Patron, Patronin
- Förderung 7, 14, 16, 19f., 24, 41, 119, 151
- formell/informell, Formalisierung, formalisiert 20, 44, 51, 239, 267
- Formexperiment 92
- Fortsetzung 83f., 219–221, 239, 257–264, 267, 269f.
- Freie, Freigelasene 13, 194, 199, 203
- freier Schriftsteller/ständischer Dichter 14–16, 20
- Freiheit, Freiheitsliebe 15, 75, 194f., 199, 204, 218
- Freitisch 47, 55, 57
- Fremder, fremd 13, 16, 32, 40, 47, 68, 85, 125, 178, 181, 200, 215, 217f., 222, 224, 228, 258, 261
- Fremdkorrektur u. -verbesserung 100, 122, 125, 176–178, 185
- Freundschaft 10, 19, 20, 30, 31, 34f., 37–39, 45, 60, 67, 69, 72, 83, 87, 125f., 138, 149, 163, 174, 175f., 198, 201, 227, 230, 268
- Freundschaftsdienst 34
- Fürsprache, »Vorsprache« 7, 33, 201, 219, 234, 249
- Gabe, Gabentausch 18, 38–40, 46, 150, 219, 222
- galant 64, 65, 67
- Gast, Gastgeber 55, 161, 196, 231f.
- Gebrauch, Gebrauchsweise 137f., 140, 151, 183
- Mediengebrauch 138, 142
- Gedankenstrich 15, 59, 244f.
- Gefälligkeit 25, 32–34, 37–39, 46f., 148f.
- Gegenleistung 161
- geistiges Eigentum s.a. Urheberrecht 186, 221, 262, 266
- Gelegenheit 32, 35f., 52, 72, 76, 88, 151
- Gelegenheitsdichterin u. -dichter 60, 97, 124
- Gelegenheitslyrik 98, 164
- Gelehrte, gelehrt 29, 50, 51, 59, 87, 89, 103, 109f., 113f., 117, 119, 127, 144, 146–150, 151, 152, 156–158, 166, 169–172, 185, 187, 201, 212, 232f., 252f.
- Gelehrtenbibliothek 152–154
- Gelehrtenkorrespondenz 73f., 147, 175
- Gelehrtenrepublik 82, 90, 110, 146, 166, 233

- Gelehrtenstand s.a. Stand 114, 149, 151
- gelehrte Praktiken s.a. Praxis 12, 113, 136, 146, 148, 149f., 160, 189
- Gemeinschaft 76, 89, 107, 146, 162f., 244
- Gender s.a. Geschlechterordnung 7, 41, 43, 136f., 226, 227
- Genie 28f., 58, 59, 98, 118, 208, 243
- Genieästhetik 187
- Geschenk 37, 40
 - Buchgeschenk 76, 159, 164
- Geschlechterordnung 7, 41
- Geschlossenheit 242, 245, 260
- Geselligkeit 33, 36, 199
- Gesellschaft 7, 12, 18, 23, 28f., 41, 87–89, 111, 136, 142, 143, 144, 150, 218
- Gesellschafter 29, 47, 48, 49, 55
- Gesellschaftsfähigkeit s.a. Soziabilität 59
- Gesinde 149, 158
- Gespräch s.a. Konversation 42, 59, 70, 72f., 91, 109, 125, 142, 145, 150, 188, 217, 231
 - Selbstgespräch 192, 195, 200
- Gewohnheitsrecht 261
- Gönner, Gönnerin s. Patron, Patronin
- Grenze 13, 24, 43, 45, 60, 68, 77, 80, 95, 101, 152, 193, 203, 207, 270f.
- Grenzüberschreitung 55, 60, 68, 77, 152, 213
- Günstling 24, 27–32, 35, 37, 45f.
- Gunst, Gunsterweisung 26, 28, 30, 35, 41, 52, 83, 255
- Handlungsmacht 17
- Handschrift s. Manuskript
- Hass 31, 36
- Haus 45, 47f., 50, 52, 54, 63, 67, 106, 113, 144f., 150, 151, 154, 156–159, 161, 193, 196, 198, 203, 213, 232, 255
 - Hausfreund 35, 38, 57
- Herausgeber 17, 96, 108, 119, 126, 169, 178, 180, 184, 186, 221f., 226, 240, 268
- Herkunft 28, 47, 110, 111f., 155f., 216, 223, 225
- Herr/Diener 23, 28, 45
- hierarchisch 137, 153, 165
- Hilfe, helfen 24f., 33, 48–50, 54, 78, 83, 156
- historische Semantik 13, 18, 30, 191, 217f.
- Hof, höfisch 12, 16, 26, 50, 53–57, 64, 66, 67, 143, 251
- Hofmeister, Hofmeisterin 35, 43, 49, 53, 58f., 64, 255
- Hofpoetin 121
- honnêteté* 36
- humanistisch 147, 191
- Hunger 13, 195, 197
- Hybridität, hybrid 223, 228, 230
- Ich 66, 93
- Identifizierung 230, 270
- Individualität, Individuum, individuell 7, 23, 60, 91, 126, 141f., 152, 154, 192, 195
- Infrastruktur 17, 49, 57, 135, 151, 169, 173, 227, 265
- Initiation 10, 67, 159
- Inklusionsversprechen 166
- Insinuation s. Anwerbung
- instrumentell 31, 34, 254
- Integration 145, 147, 185, 201, 211
- Internet 227, 265, 270

- Intertextualität, intertextuell 95,
 224, 248f.
 Intimisierung, Intimität, intim 34,
 37, 75, 86, 144f., 157, 163, 205
 – Intimsphäre 141
 juristisch s.a. Recht 25, 191, 221,
 232
 Kaffeehaus 144
 Kakophonie 185
 Kanonisierung, De-Kanonisierung
 14, 96, 112, 124, 239
 – Selbstkanonisierung 119
 Kanzleistil 65
 Kapital, soziales u. symbolisches
 20, 149
 Kaste 194
 Kind, Kindheit, kindlich 23, 28,
 53, 96, 105f., 111, 112, 113, 117,
 156, 157, 158, 214, 222
 Klage 38, 45, 55, 84, 196, 236, 241
 Klasse 136, 145, 194, 255
 Klient, Klientin, »Client« 7, 10,
 13f., 20, 24–26, 33, 35–38, 40f.,
 43–45, 47, 51–55, 60, 66–70,
 72, 75, 78, 81f., 85, 90f., 97,
 161–163, 191, 204, 210f., 212,
 217, 255, 258
 Klugheitslehre s. Umgangslehre
 Knecht 13, 174, 204
 Körpertechnik 137
 Kollaboration, kollaborativ 76,
 163, 174–176, 183f., 186, 220,
 239, 268
 – kollaboratives Schreiben 176,
 186f.
 Kommerzialisierung 270
 Kommunikation 19, 21, 57, 61,
 67, 70–75, 77, 80, 84, 126, 135,
 137, 139, 142f., 145, 146, 162,
 174–176, 180, 187, 189, 236, 253,
 255, 258, 266
 Kommunikationstheorie 188
 Komödie 13, 18, 149, 191, 196f.,
 201f., 204, 209, 236, 245, 247
 Kompensation, kompensieren
 44, 46, 50, 110, 149, 264
 Kompliment, »Compliment«
 43, 62, 64, 66
 Kontaktaufnahme 58, 60f., 67, 72,
 76, 80–82
 Konvention 10, 23, 27, 34, 55,
 75, 82, 91f., 163, 175f., 226, 261,
 269, 271
 Konversation 29, 59, 71f., 144
 Kooperation 125, 175
 Korrektur s. Verbesserung
 Korrespondenz 8f., 20, 43, 61,
 73f., 80, 83, 85, 87, 91, 98, 100,
 126, 147, 173–175, 181, 184f.,
 187, 231, 233, 238, 243, 252f.
 Kreatur, »Creatur« 35, 41, 105,
 106
 Kritik s.a. Bitte um Kritik 74f.,
 83, 90f., 144, 150, 174f.,
 177–180, 183f., 187, 206, 208f.,
 228, 230, 256, 268, 270
 – anonyme 178f.
 – freundschaftliche 175, 187
 Künstler, Künstlerin 15, 98, 147,
 183, 227, 260f.
 Kulturförderung 29, 160
 Kulturtechnik 47, 137f., 148, 150,
 160
 Lateinkenntnisse 54, 148
 Lebensbericht, -geschichte u.
 -zeugnis 12, 23, 47–49, 59f.,
 80, 89f., 92, 97, 99f., 103–107,
 109, 110, 112, 115–118, 121f.,
 123, 124, 155, 189, 255, 257, 260,
 262f.
 Lebenslauf 7, 15, 78, 100, 110,
 122, 155

- Leibeigenschaft 214
 Leidensgeschichte 125, 155
 Leistung, Leistungsethik 7, 44, 48, 124, 162
 Lektor, Lektorin 17, 188, 189
 Lesart 180, 182f., 185, 186
 Lesen, Leser, Leserin 9, 25, 38, 43, 87, 93f., 102, 105, 107, 112, 113–115, 123, 138, 142f., 148–150, 152, 158f., 162, 168, 174, 179, 183f., 201, 203, 205, 216, 221, 228–233, 234, 237f., 242, 252, 259, 265
 – Lesegemeinschaft 144
 – Leserevolution 264–266
 Liebling 24, 31, 41, 58, 255
 Literaturgeschichte 12, 14f., 50, 54, 56f., 124, 162f., 176, 178, 180, 189, 219, 225, 257, 264
 Literaturkritik, literaturkritisch 87, 206, 220, 229f., 236, 249, 266
 Mäzen 20, 24, 52, 82, 85, 160, 167, 173
 Manuskript 12, 18f., 20, 75f., 83, 103, 104f., 111, 115, 119, 123, 125, 175, 177, 179, 205, 231, 235, 246f., 254, 258, 268
 – »Manuscript für Freunde« s.a. Drucke 178f.
 Markt 16, 135, 148, 161, 193
 Massenphänomen 226f.
 Materialität 75
 – der Korrektur 125
 Medien 10, 21, 27, 56, 124, 141f., 175f., 180, 265
 – Massenmedien 141, 145
 – Mediengeschichte, medienhistorisch 12, 14, 136, 144, 153, 163, 189, 219, 259, 264, 266
 – Medienkonsum 141f.
 – Medienwechsel 96
 Meinung 12, 145, 146, 188
 Melancholie, melancholisch 201, 262
 Menge 60, 79, 91, 206
 Mikro-/Makroebene 15, 140
 Milieu 57, 136
 Mitleid 208, 256
 Mittler, Vermittler, vermitteln 80, 88, 90, 167
 mobil, Mobilisierung, Mobilität 53, 96, 149, 265
 Monolog 193, 195–197, 199–201
 moralische Ökonomie 219, 261
 Moralische Wochenschrift 140, 265
 Moralistik, moralistisch 33, 36
 mündlich, Mündlichkeit 57–61, 67, 69, 71–73, 77, 80, 125, 188f., 232
 Muße 83, 203, 205
 Nachahmung 69f., 116, 208, 263, 267
 Nachlassbewusstsein 124, 126f.
 Nachruhm 86f., 98
 Nachwelt 19
 Name 72, 79, 82, 119, 165–167, 173, 186, 202f., 216f., 222, 247f., 255f.
 Natur, Natürlichkeit s.a. natürlicher Brief 23, 36, 38, 57, 86, 95, 98, 108, 112, 114f., 117, 250
 Nebentext 212f.
 Nepotismus 52, 54
 Netzwerk, Netzwerktheorie, *networking*, Vernetzung 10, 44, 45, 51, 80, 95, 140, 147, 151, 188, 220, 226, 268
 – Akteur-Netzwerk-Theorie 17
 Not, Notfall 35, 38, 40, 49, 111, 124, 231

- Öffentlichkeit, öffentlich s.a.
 Publikation 7, 10, 13, 17, 19, 29, 38, 51, 52, 55, 57f., 60, 71, 82, 86, 88, 101, 109, 126, 139f., 143–146, 151, 160, 166, 167, 170, 176f., 179, 225, 228
 – literarische Öffentlichkeit 12f., 18f., 79, 86, 90, 92, 97, 99f., 122, 135, 139, 141, 144, 146, 160, 166, 187, 189
 – repräsentative Öffentlichkeit 139, 146
 Original 108, 203, 205, 207–209, 270
 Palliata 192, 194, 201f., 204, 208
 Parasit 13, 191–201, 204, 210–212, 216–218
 paratextuell 15
 Patron, Patronin 7, 10–15, 19f., 23–26, 28, 32f., 35–38, 40f., 43–55, 58f., 65–67, 69–72, 81f., 84f., 89, 92, 94–97, 115, 119, 125f., 150f., 154, 156–158, 161–163, 171, 191, 193, 196, 210–212, 216, 219, 232, 245f., 248, 249, 255f., 258
 Pendant 246, 248f., 252, 254, 266–268, 270
 Persona 7, 49, 227
 Perspektivwechsel 251
 Philologie 8, 178
 Plattform 227, 265f.
 Poetik 95, 114f., 117
 – regelpoetisch 98
 politisch klug 27, 36, 252
 Polyphonie, polyphon 9, 195
 populär 13, 27, 96, 181, 219, 257–259, 269
 Postcolonial Studies 218
 Praxeologie, praxeologisch 8, 10, 12, 135–140, 142, 146, 187–189
 – historische Praxeologie 138, 189
 Praxis, Praktiken 9, 11–13, 16–18, 21, 30, 45, 47, 56, 60, 62, 71, 75, 79f., 97, 99, 113, 125, 135–138, 140, 143, 145f., 148, 150, 152, 160, 164, 171, 175f., 179, 180, 187–189, 217, 257f., 268
 – Lektürepraktiken 270
 – literarische Praxis 189, 271
 – Redaktionspraxis 113f.
 – Sammlungspraktiken 8
 prekär 27, 45, 70, 149, 193f.
 Privatsphäre, privat 28f., 46, 55, 86, 143f., 151, 176, 178, 179, 183
 Prolog 193, 200
 Prosa 62, 95, 122, 187, 220, 230, 239f., 242
 Prostitution 203, 215
 Protektion 25, 49, 53
 Publikation 73, 176, 179, 185, 188, 257–259
 – Publikationsabsicht 122, 189
 Publikum 27, 36, 88, 106, 143, 145, 146, 168, 179, 184f., 200f., 203, 205, 218, 234–237, 253, 258, 261, 264, 265
 Qualifikation 44f., 114
 Rasonnement, Rasonieren 12, 135, 143–146, 187–189
 Ratgeber 24, 43, 55
 Raum, verräumlicht 21, 55, 63, 86, 144, 150, 154f., 157, 193, 200, 213, 224
 Recht, rechtlich s.a. Urheber- u. Verlagsrecht 25f., 106, 126, 187f., 191, 194, 207, 214f., 221, 266
 – Römisches Recht 26
 Rechtfertigung 183, 185, 249, 256, 260

- »Recommendation« 25, 66, 68
 Redner 249
 Reise 90, 113, 143, 149, 159, 193,
 196, 198, 203, 216f., 224, 231
 Revision s. Verbesserung
 reziprok 188
 Rhetorik, rhetorisch 7, 62, 64, 65,
 71, 78, 80, 89f., 164, 201, 207,
 210f., 241
 Ritual, Ritualisierung 7, 51, 92,
 164, 218
 Rolle, Rollenverständnis u.
 -verteilung 7, 9, 24, 44, 74f.,
 137, 162, 168, 169, 210, 228, 269
 Salon 36, 99, 144f.
 Schicht 136, 145, 146, 169
 Schreiballtag 9, 97
 Schreibbiografie 99
 Schreibprozess 188
 Schreibweise 108, 220, 266
 schriftlich, Schriftlichkeit 60f.,
 69f., 72, 74, 77, 80, 84, 126, 143,
 188f., 231, 258
 – Schriftferne 59
 – Schriftintensität 7
 Schutz, Schützling 19, 25, 32f.,
 35, 46, 49, 53, 163, 221
 Schwelle s. Grenze
 Selbstbeschreibung 50, 96, 97, 217
 – der Gesellschaft 7, 23
 Selbsthistorisierung 93
 Selbstinszenierung 21, 90, 97, 117
 Selbstporträt 8, 19
 Selbstreflexion, selbstreflexiv 63,
 82
 Selbstrezension 233
 Selbstverlag 172
 Selbst-/Fremdwahrnehmung 157
 Selbstzensur 106, 117
 Selbstzeugnis 93–95, 97, 153f.
 Sender-Empfänger-Modell 142
 Serialität 268
 Sexualität 106
 Singularität 192f.
 Sklave, Sklavin, »Slave« 26, 28,
 31f., 192–195, 197, 199, 203f.,
 218
 Sklaverei 26, 31, 194, 200, 213f.
 Soziabilität 59
 sozialer Tod 47
 Sozialgeschichte, sozialhistorisch
 7, 45, 56, 111, 135, 139f., 143,
 147–149, 150, 155, 159, 189, 191,
 195, 259
 Sozialisation 59, 111
 Stand, ständisch 7, 23, 54, 63, 112,
 149, 151, 161, 165, 166, 167, 176,
 204
 – ständeübergreifend 54, 85
 – Standesunterschied 143
 Statusunterschied 70
 Stellenvermittlung s.a. Mittler 49
 Stellung 19, 45–47, 49, 54, 62, 146
 Stil 24, 118, 123, 156, 243, 250
 – Stilwandel 63
 Stimme 107, 152, 215, 229, 238,
 241, 263
 strafend, Bestrafung 48, 53
 streichen, Streichung 100,
 104–106, 108–110, 113f., 116,
 123, 186, 203, 211, 235
 Studium, Student 23, 42, 47, 50,
 57, 66, 68, 136, 147, 150f., 153f.,
 158, 167, 180, 202, 231
 stumm, verstummen 11, 141f.,
 159, 189, 207, 229f., 237, 255
 Subalternität 149
 Subskription, subskribieren,
 Subskriptionsliste u. -plan
 13, 100, 112, 136, 160f., 163–173
 Supplement 249, 263
 Szene, szenisch 13, 19, 35, 39, 55,

- 57, 59f., 87, 124, 189, 193, 197,
203, 207–209, 212, 224, 237, 250
- Talent 7, 29, 35, 58, 112, 169, 257
- Tausch 24, 34, 37, 39f., 48, 51, 55,
68f., 124, 148, 149, 150, 161f.,
175, 180, 200, 216, 219
- theatral 13
- Tischgesellschaft u. -gemeinschaft
144, 150
- Tischgespräch 157
- tragikomisch 197
- Tragödie, tragisch 13, 31, 197, 201
- Triangulierung 75, 219, 236, 269
- Überlieferung 12, 19f., 104, 125f.,
205, 227
- Übersetzung 13, 21, 28, 115,
144, 179, 182–185, 187, 191f.,
201–207, 208, 209f., 217f., 240,
268
- Umgang
– persönlicher u. sozialer 25, 27,
33f., 36, 38, 42, 55, 61, 71, 74, 90,
106, 152, 189, 218
– Umgangslehre 20, 27, 32, 36f.,
41f., 57, 59
- unabhängig 23, 87, 173, 239
- Ungleichheit, soziale 70, 149f.,
218
- Universität 23, 54, 59, 82, 90, 148,
149, 151
- Unterstützung 19, 32, 47, 77f.,
81, 83f.
- Untertan 143
- Unterwerfung, Unterwerfungslust
204, 227
- Urheber 186, 188, 221f.
– Urheberrecht 221, 258f.
- Urteilsvermögen 162
- Variante 177
- Variation 177, 181–183, 186, 192,
204
- Verbesserung 12, 76, 83, 90f., 97,
109, 112, 115–117, 123, 125f.,
174–187, 237, 268
– Selbstverbesserung 12, 97, 100,
118, 122, 125, 176
- Verbindung, verbindlich 18, 25f.,
31f., 47f., 50, 54, 60f., 69, 72, 80,
87f., 101, 108, 116, 163, 171, 174,
196, 232, 245
– »unvollkommene Verbindlich-
keit« 24–26
- Verdienst 28f., 48, 209
- Verlagshaus 51
- Verlagsrecht 51, 258
- Vermittler s. Mittler, Vermittler,
vermitteln
- Veröffentlichungsprozess 100
- Veröffentlichungsverzicht 99
- versifizieren 187, 202
- Versprechen 24f., 46, 76, 80, 181,
184
- Verstellung 241
- Verteidigung 206, 207, 234f., 237,
249, 256, 268
- Vertrag, vertraglich 24, 26, 37,
44, 54
- Vertrauen 11f., 19, 21, 27, 33f.,
48, 57, 78, 82
- Visite, Visitschreiben 52, 67
- Vorleser, vorlesen 72, 157, 183,
232
- warten, wartend 75
- Welt, »Welt« 18f., 33, 42, 50,
58f., 87, 101–103, 106, 115, 152,
167f., 216, 237, 247
- Werke, derivative o. transformative
219
- Werkförmigkeit 242f.
- Werkherrschaft 221
- widersprechen 187–189
- Widmung 160, 161, 163, 164

Winkel 38, 55, 57
 Wohltäter, Wohltäterin s. Patron,
 Patronin
 Zeitlichkeit 137, 196, 250
 Zitat 93–95, 251
 Zueignung 15, 94f., 103f.,
 161–165
 Zufall, zufällig 48, 58, 159
 Zugang, zugänglich, Zutritt 67,
 75, 144, 150, 151, 152f., 157, 159
 Zugehörigkeit 116, 136
 Zukunft, zukünftig 23, 37, 46, 58,
 75, 80, 83, 121, 156
 Zusammenarbeit s. Kollaboration
 Zwang, erzwungen 40, 117, 157,
 159

2 Personenregister

Abbt, Thomas 53
 Anger, Alfred 106, 123, 125
 Anna Amalia, Prinzessin von
 Preußen 121
 Apin, Siegmund Jacob 151
 Aristophanes 233
 Bachmann, Heinrich Wilhelm
 79, 112
 Bahrdt, Carl Friedrich 57–59
 Baldinger, Friderika 109
 Basedow, Johann Bernhard 18, 40
 Behrisch, Ernst Wolfgang 64
 Bellegarde, Jean-Baptiste
 Morvan de 36–38, 55
 Bernstorff, Andreas Gottlieb von
 82, 84, 163
 Bertuch, Friedrich Justin 234
 Besser, Johann von 115
 Blei, Franz 240, 246
 Bloom, Harold 249
 Bodmer, Johann Jakob 11, 81,
 82–84, 171
 Bohl, Johanne Susanne 78f.
 Bohse, August 68
 Boie, Heinrich Christian 75, 80,
 167, 170, 180f., 186, 187, 233, 267
 Bosse, Heinrich 47, 54, 143, 148,
 149f., 166, 233
 Bourdieu, Pierre 20
 Boursault, Edmé 192
 Bovenschen, Silvia 86, 124
 Bürger, Gottfried August 11, 13,
 18, 73, 76f., 136, 179–187
 Buri, Ludwig Ysenburg von 61f.,
 64, 81
 Campe, Joachim Heinrich 28
 Catull 181
 Cramer, Carl Friedrich 181
 Denis, Johann 173
 Dippe, Maria Catharina 79
 Dorset, Charles Sackville 163
 Droste-Hülshoff, Annette von
 186
 Dryden, John 162f.
 Dürbach, Anna Louisa s.a. Anna
 Louisa Karsch 103, 112, 113
 Durkheim, Émile 47
 Ebert, Johann Arnold 99, 170f.
 Eisenstein, Elizabeth L. 139
 Eyb, Albrecht von 201f.
 Follenius, Emanuel Friedrich 258,
 260–262, 270
 Foucault, Michel 27
 Fraenkel, Eduard 194, 197, 200,
 208
 Franck, Johann 115

- Freyßleben, Christoph 202–204
 Friedrich II., König von Preußen
 85, 119
 Gadebusch, Friedrich Konrad 231
 Gellert, Christian Fürchtegott 18,
 69–72, 76, 115, 152, 159
 Girard, René 217
 Gleim, Johann Wilhelm Ludwig
 8, 10, 12, 18–20, 21, 57, 79,
 87–91, 94f., 96, 97–109, 110,
 112–116, 119, 121–123, 125–127,
 167, 170, 178
 Goeckingk, Leopold Friedrich
 Günther 184f.
 Goethe, Johann Wolfgang 7–9,
 11, 13, 15, 18, 20, 23, 28, 61–64,
 73–81, 84f., 98, 154, 174, 183,
 205, 209, 230, 231, 232f.,
 235–239, 240, 242–244, 246–248,
 254, 257, 264, 267–269, 271
 Goldfriedrich, Johann 173
 Goldoni, Carlo 206
 Gotter, Friedrich Wilhelm 234
 Günther, Johann Christian 115
 Gurlitt, Ludwig 13, 218
 Guyon, Jeanne-Marie Bouvier de
 La Motte (»Madame Guyon«)
 159
 Habermas, Jürgen 12, 14, 135,
 139–146, 167, 187–189
 Haferkorn, Hans Jürgen 14–16
 Hagedorn, Friedrich von 81
 Haller, Albrecht von 11, 81,
 82–84, 115
 Hamann, Johann Georg 154
 Hausmann, Elisabeth 98, 123f.
 Hayneccius, Martin 202
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 73, 74
 Herder, Johann Gottfried 20, 170,
 231, 232, 236, 247
 Hobbes, Thomas 26, 37
 Hölty, Ludwig Christoph Heinrich
 178
 Höpfner, Ludwig Julius Friedrich
 26
 Hoggart, Richard 136f.
 Homer 183, 232, 264
 Horaz 88, 160, 162f., 185
 Hunold, Christian Friedrich
 68f.
 Imhoff, Christoph Adam Carl von
 214
 Jacobi, Friedrich Heinrich 235,
 268f.
 Jacobi, Helene Elisabeth (»Betty«)
 268
 Jerusalem, Johann Friedrich
 Wilhelm 81
 Johnson, Samuel 161
 Joseph II., deutscher Kaiser 164
 Karsch, Anna Louisa 7, 12,
 18–20, 21, 79, 86–91, 93–101,
 102, 103–119, 121–127, 151,
 165–167, 168f., 169
 Klencke, Caroline von III, 122,
 123, 124
 Klinger, Friedrich Maximilian 18,
 29–31
 Klischnig, Karl Friedrich 257,
 259f., 262f.
 Klopstock, Friedrich Gottlieb
 7, 11, 13, 15, 18, 29, 53, 73,
 74–77, 80–85, 115, 136, 163–173,
 177, 248, 254
 Knebel, Karl Ludwig von 214,
 234
 Knigge, Adolph Freiherr 18,
 32–36, 38, 42, 55
 König, Eva 9
 Körner, Christian Gottfried 73,
 74
 Körte, Wilhelm 10, 108f., 123,
 125

- Kottwitz, Rudolf Gotthard
 Baron von 94f., 104, 124, 165
 Krünitz, Johann Georg 28f., 41
 Lang, Karl Heinrich 47f.
 La Roche, Sophie von 174, 241,
 247
 Latour, Bruno 17
 Lavater, Johann Caspar 171, 178,
 231, 232
 Leapor, Mary 161
 Lenclos, Ninon de 254
 Lennox, Charlotte 161
 Lenz, Friedrich David 72
 Lenz, Jakob Michael Reinhold
 13, 15, 18–20, 72, 85, 174f.,
 191f., 204–213, 217f., 220,
 230–236, 239f., 241, 242–249,
 256, 259, 266–271
 Lessing, Gotthold Ephraim 9, 15,
 57, 166, 172, 207, 212
 Lewy, Ernst 240f.
 Maecenas 82, 162
 Mauss, Marcel 137
 Mayer, Hans 217
 Meister, Johann Heinrich 81, 171
 Merck, Johann Heinrich 266
 Meyersohn, Rolf 142
 Michaelis, Johann David 126
 Miller, Johann Martin 53, 149
 Milton, John 83, 163
 Molière (Jean-Baptiste Poquelin)
 174, 192, 206
 Moltke, Adam Gottlob von 81f.
 Moreau, Jeanne 41
 Moritz, Karl Philipp 12, 15, 18,
 57, 59, 69, 111, 155, 257, 260
 Müller, Friedrich von 9
 Nero, römischer Kaiser 162
 Neukirch, Benjamin 66f.
 Nicolai, Friedrich 18, 48, 50f., 53,
 54, 236f., 257, 262
 Nimoy, Leonard 221
 Oldham, John 163
 Opitz, Martin 115
 Plautus 13, 18, 191–195, 196, 197,
 199, 200, 201–209, 212, 216, 218,
 233, 268
 Plessner, Helmuth 16
 Proust, Marcel 228
 Ramler, Karl Wilhelm 88, 182,
 185
 Recke, Elisabeth Charlotte
 Constantia von der 73, 77, 79
 Reinhold, Karl Leonhard 178f.
 Resewitz, Friedrich Gabriel 113,
 122, 125
 Roddenberry, Gene 221f.
 Rousseau, Jean-Jacques 18, 26,
 42, 45–47, 237, 268
 Sachs, Hans 201f.
 Salzmann, Johann Daniel 205,
 232, 234, 268
 Sappho 103, 115
 Sarasin, Jakob 232
 Schenda, Rudolf 259
 Schiller, Friedrich 8, 154, 238f.,
 240, 243, 246, 258, 260, 268
 Schiller, Karl 258
 Schlegel, Johann Adolf 81, 84
 Schmidt, Erich 239
 Schmidt, Johann Adam 73, 74
 Schmidt, Maria Sophia 83
 Schönborn, Gottlob Friedrich
 Ernst 75
 Schönemann, Daniel 115, 123
 Schücking, Levin 169, 186
 Seidel, Philipp 232f., 247
 Serres, Michel 192
 Shakespeare, William 206, 232
 Speer, John Bristol 219
 Spenser, Edmund 223f.
 Stein, Charlotte von 63, 231, 232

- Steinhäuser, Johann Gottfried 73
 Stockhausen, Johann Christoph
 18, 69
 Stolberg, Christian Graf zu 181
 Stolberg, Friedrich Leopold
 Graf zu 181
 Sturm, Leonhard Christoph 154
 Sulzer, Johann Georg 12, 79, 94f.,
 96f., 99–101, 103–105, 111f.,
 118, 119, 122–126, 165, 169
 Thomasius, Christian 18, 39f.,
 55, 68
 Thümmel, Moritz August von
 258
 Tieck, Ludwig 239
 Tottleben, Gottlob Heinrich
 Graf von 216
 Trunz, Erich 147
 Unzer, Johanna Charlotte
 (»Unzerin«) 166
 Uz, Johann Peter 96, 99, 112,
 115
 Vietinghoff, Baronin von 85
 Walch, Johann Georg 26
 Waldberg, Max von 243–245, 254
 Weber, Max 15
 Weinhold, Karl 205
 Weise, Christian 18, 64–66, 76
 Wessely, Moses 167
 Whyte, William H. 141
 Wieland, Christoph Martin 79,
 154, 174, 233, 248, 254
 Wilmot, John, Earl of Rochester
 162
 Wolf, Gerhard 93f., 123
 Young, Edward 115
 Zedler, Johann Heinrich 24, 25,
 26, 39, 55, 151
 Zelter, Carl Friedrich 8
 Zeumer, Johann Christoph 81f.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Geschwister Boehringer
Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG),
Projektnummer 262513311, SFB 1187 Medien der Kooperation

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Nacim Ghanbari 2024,  <https://orcid.org/0009-0001-4843-9261>
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung einer Abbildung aus Menantes:
Auserlesene neue Briefe, Halle 1721
Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-5633-7
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8065-3
DOI <https://doi.org/10.46500/83535633>